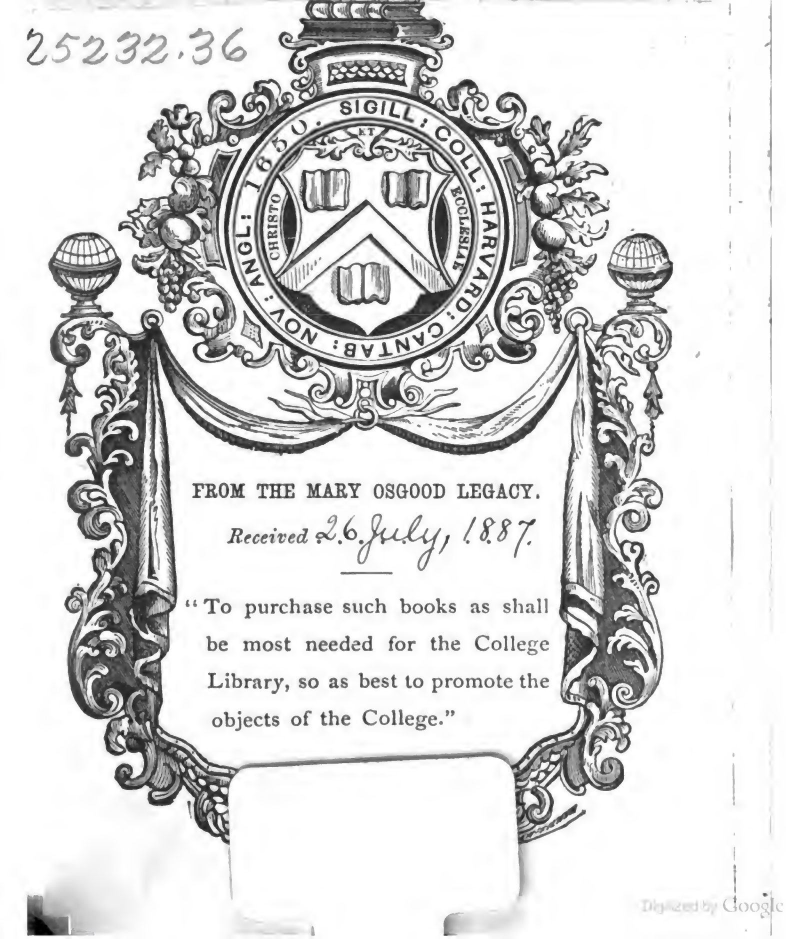



SIGILL: COLL: HARVARD: CANTAB: NOV: ANGL: 1650.
CHRISTO
ET
ECCLESIAE

Fortsetzung
von
Abendländische

Tausend und eine Nacht

oder
die schönsten Mährchen und Sagen
aller
europäischen Völker.

Zum ersten Male gesammelt und neu bearbeitet
von
J. P. Lyser.

Mit 30 Bildern nach Originalzeichnungen des Herausgebers.
15 Bde.

Neue Folge in vier Bändchen.
Drittes Bändchen
mit 1 Abbildung.

Meissen,
bei F. W. Goedsche.
1840.

3.



Lyser del. u. lith.

Die Maehr vom Rathskeller zu Bremen!

Einhundert und eine Nacht.

Ein Mährchen- und Sagen-Strauß

gesammelt und erzählt

von

J. P. Lyser.

Vier Bändchen mit vier Abbildungen.

Drittes Bändchen.

Meissen,
bei F. W. Goedsche.
1840.

Druck von Fr. Rückmann in Leipzig.

Sieben und funfzigste Nacht.

Als heute der Doctor von seinen Reisen sprach, und Salzburg und Steiermark vor Allen rühmte, sagte die Oberstin, da fällt mir eine Steiermärkische Sage ein, und auf die Bitten der Uebrigen erzählte sie:

Veronica von Dessenitz.

(Steiermärkische Sage.)

Herrmann, Graf von Cilli, hatte seinem Sohne Friedrich um das Jahr 1396 einige Schlösser in Croatien und Krain überlassen, damit er mit seiner Gemahlin Elisabeth, einer Tochter des Grafen Veglia und Modrusch, seine eigne gräfliche Hofhaltung führen könne.

Graf Friedrich nahm sich daher vor, zu Gurkfeld in Krain, welches auch unter jenen Schlössern war, Hof zu halten, und regierte wirklich daselbst mit vieler Macht und allgemeinem Ansehen. Im Jahe 1422 starb ihm seine Gemahlin plötzlich, und ward von dannen geführt gen Cilli, wo sie im Minoritenkloster beigesetzt wurde. Bald aber wurde es im Lande offenbar, daß Graf Friedrich seine Gemahlin, ihrer längst schon überdrüssig, des Nachts im Bette erstochen habe, und zwar eines Mädchens wegen, welches er sehr liebte, und

gern zur Gemahlin gehabt hätte. Das Mädchen aber hieß Veronica, war vom niedrigsten Adel, und schrieb sich von Dessenitz *).

Da nun drei Jahre verstrichen waren, nahm Graf Friedrich die Veronica, welche von liebreizender Gestalt war, ohne seines Vaters, des Grafen Herrmann, Rath und seines Schwagers, des Königs Sigismund, Bewilligung, zur Ehe.

König Sigismund, darüber erboßt, berief ihn nach Ungarn, ließ ihn, als er erschien, gefangen nehmen, und schickte ihn seinem Vater Herrmann nach Cilli auf einem Wagen in Eisenbanden heim, allwo er in den Thurm zu Osterwitz gebracht und wohl verschmiedet bewacht wurde. Hierauf wurde er wieder gegen Cilli in die Burg geführt, und einem Ritter Jobsten von Helfenberg ernstlich anbefohlen, ihn zu bewahren. Zugleich ward Friedrich gezwungen, allen Städten und Schlössern, welche ihm vorher sein Vater übergeben, wieder zu entsagen. Ein Schloß in Gottschee aber, Friedrichstein genannt, ließ Herrmann gar abbrechen, welches in der Folge Friedrich nach seiner Erledigung aus dem Gefängnisse wieder aufbaute.

Als nun die edle Veronica sah, daß ihr Herr, Graf Friedrich, aller Herrschaften und Schlösser beraubt sey, wußte sie kein sicheres Obdach, wo sie

---

*) Deszinich, Teschnitz, einem Orte in Segovien, im Warasdiner Comitate Croatiens.

ihres Schwähers, des Grafen Herrmann, Zorn entfliehen könnte. Von einer treuen Kammerfrau begleitet, schlug sie in wilden Wäldern ihre Wohnung auf, verbarg sich darin und bettete ihr Haupt in großer Noth und Kümmerniß.

Zuletzt wurde sie aber doch heimlich auf ein Schlößlein, nicht weit von Pettau, geführt, welches Wurmberg heißt, wo sie sich geborgen und sicher wähnte. Herrmann's Kundschafter machten sie jedoch bald ausfindig und nahmen sie gefangen. Weil aber ihr Gemahl, Graf Friedrich, zu Cilli im Thurme saß, wurde sie gegen Osterwitz in's Gefängniß gebracht, wo sie drei Jahre lang bei wenigen Speisen und spärlichem Tranke liegen mußte.

Es begab sich aber hierauf, daß Graf Herrmann die schöne Veronica vor das Gericht, welches er selber niedersetzte, stellen und vorbringen ließ, in der Meinung, sie mit Recht zu überweisen und nach dem Ausspruche der Richter zu tödten, unter dem Vorwande, als sollte sie seinen Sohn, Grafen Friedrich, durch Zauberei zum Gemahl bekommen haben, und im Auswege, ihn selbst mit Gift zu vergeben Willens gewesen seyn.

Nach Sitte und Gewohnheit der Richter gab man der Veronica einen Anwalt und Fürsprecher. Zudem ward ihr zugestanden, ihre Vertheidigung auf die vom Grafen Herrmann gegen sie angebrachte Klage zu versuchen, durch welche Einwürfe sie auf dem angestellten Termin in der ersten Instanz das Recht erhielt und

ledig gezählt worden, so daß man ihr nicht an's Leben konnte. Nichts desto weniger führte man sie aber wieder gegen Osterwitz, des Willens, sie im Gefängnisse mit Hunger und Durst zu tödten. Als sich dieses verzögerte, wie wenn es nicht seyn sollte, so schickte Graf Herrmann seine zwei Diener ab nach Osterwitz mit dem Befehle, sie umzubringen.

Da ward die schöne Veronica in einer Wanne ertränkt, und nach Fraßlau im Sannthale zum Begräbniß gebracht. Graf Friedrich aber ließ sie nachher, als er selbst zur Regierung gelangte, wieder ausgraben, und that die Verordnung, daß sie in das Karthäuserkloster zu Geyrach geführt und dort zur Erde bestattet werden sollte. Er betrauerte sie sein ganzes übriges Leben hindurch und that große Buße um des Mordes, welchen er an Elisabeth verübt — dieweil er bedachte, daß um dieser seiner Sünde willen seine geliebte, schuldlose Veronica wieder ermordet worden sey.

Acht und funfzigste Nacht.

Heute erzählte der Oberst

Das Ungeheuer und der Zauberer.

Vor einigen hundert Jahren lebte in der schönen Stadt Genua ein gelehrter Astrolog, welcher von vie-

len für einen mächtigen Zauberer gehalten wurde, seiner gar tiefen und wunderbaren Wissenschaft halber. Er war auch in der That nahe daran, ein Zauberer genannt werden zu können, aber noch war er es nicht wirklich, denn es hatte ihm bis jetzt noch immer die Gelegenheit gefehlt, jenen Schritt zu thun, der ihn auch einmal den finstern Mächten gegenüber zum großen Magus weihen sollte — denn in seinem stolzen Gemüthe vermeinte er nicht anders, als daß es ihm gelingen werde, statt ein Diener der Hölle zu seyn, diese zu beherrschen, wenn auch nicht durch die Gnade und Kraft des Himmels (der allem Zauberwesen abhold), so doch durch die Kraft seines Geistes und seiner großen Weisheit.

Aber der Teufel war von jeher listiger als alle Creaturen, welche Gott der Herr erschaffen, und so war es ihm ein Leichtes, auch den weisen Astrologen von Genua zu umgarnen.

Denn er wußte es zu fügen, daß ein falscher Freund des Astrologen diesen bei dem geistlichen Gericht als einen bösen Zauberer angab, so daß der weise Philippo ergriffen und in einen grausigen Kerker geworfen wurde, wo die Richter ihn durch die Tortur zwangen, Alles zu bekennen, was sie wollten, und sodann ihn zum Feuertode auf offnem Markte verdammten, zur Ehre Gottes und aller Heiligen. Als nun Philippo im Kerker lag in dumpfer Verzweiflung und die Brust voll ohnmächtiger Rachsucht, da trat der Böse vor ihn hin in sichtbarlicher Gestalt und höhnte ihn, daß er mit all' seiner

Weisheit es nicht einmal so weit gebracht habe, um mittelst des leichtesten Zauberstückleins sich aus dem Kerker und von dem ihm drohenden Feuertode zu erretten. Darnach aber erbot er sich, ihn zu retten und ihn zu rächen an seinen Feinden, wenn er sich entschlösse, einen Pact mit ihm zu machen.

Doch Philippo verwarf diesen Vorschlag, denn er wollte seine unsterbliche Seele nicht der Hölle als Eigenthum verschreiben, sondern lieber sterben. Da verließ ihn der Satan mit Hohngelächter, und wünschte ihm eine selige Heimfahrt in den Flammen. Der Arge wußte aber wohl, daß Philippo nicht aus Sorge für seine unsterbliche Seele, sondern nur aus übermäßigem Hochmuth den Pact mit der Hölle verworfen, und baute auf seine Rachsucht, wenn er frei seyn würde.

Als nun der Böse den Philippo verlassen, geschah es, daß — eben durch die Macht des Bösen — die Kerkermauer einen Riß bekam, groß genug, daß Philippo mit geringer Kraft ihn vergrößern und entfliehen konnte.

Er entfloh — aus dem Kerker, aus der Stadt. Obwohl er nun aber nicht anders vermeinte, als daß er durch die Gnade des Himmels seine Befreiung gewonnen, so stand er doch nicht an, eben diesen Himmel zu lästern, indem er die Hand emporhob zu den friedlich leuchtenden Sternen und einen gräßlichen Schwur aussprach, fürchterliche Rache zu nehmen an seinem treulosen Feind und allen seinen Verfolgern, so stürzte

er weiter und weiter, bis er in eine enge Felsschlucht gerieth.

In dieser Felsschlucht, das wußte er, hausete ein alter Jude, der das wirklich war, wofür Philippo in Genua fälschlich gegolten, nämlich ein arger Zauberer.

Zu diesem Juden wollte er gehen und von ihm erfahren, wie er, ohne ein Bündniß mit dem Teufel zu errichten, am schnellsten sichere Macht erlange, seinen Racheburst zu stillen. Er fand die Hütte, aber die Thür derselben war nicht, wie er vermuthet, fest verschlossen, sondern stand nur angelehnt. Er trat hinein, da lag der alte Jude lang ausgestreckt auf seinem Lager — eine Leiche.

Philippo begrub den Todten und fiel dann über die Bücher desselben her, gierig ihren Inhalt durchforschend, ob er nichts fände, was für seine Zwecke passen möge. Endlich glaubte er das rechte gefunden zu haben und mit einem Zauberbuche verließ er am andern Morgen das Felsthal, nachdem er vorher die Hütte in Brand gesteckt, so daß sie mit allem, was darin war, in Flammen aufging, denn er wollte nicht, daß ein anderer Mensch die höllischen Zauberschriften und Geräthe fände.

Philippo hatte sein Gesicht gefärbt und andere Kleider, welche er in der Hütte des Juden fand, angezogen. Auch ein Beutelchen mit Goldstücken, welches auf der Brust des Todten gelegen, hatte er zu sich gesteckt. So mit Gold versehen und gänzlich verstellt,

war es ihm ein Leichtes, unerkannt und unaufgehalten seine Flucht fortzusetzen, bis er das Ziel seiner Reise, Venedig, erreicht hatte.

Hier wohnte er in einer abgelegenen Straße und studirte Tag und Nacht in seinem Zauberbuche, prägte Formeln und Beschwörungen seinem Gedächtnisse ein, braute Gifttränke und fertigte unheimliche Präparate, bis alles zu seinem großen Vorhaben in Bereitschaft war.

Da stieg er herab aus seiner finstern Wohnung und durchstrich die prächtige Dogenstadt in allen Richtungen, und knüpfte Bekanntschaft an mit dem Hausgesinde des Dogen. — Nun hatte der Doge vor Kurzem aus Ostindien einen mächtig großen weißen Elephanten zum Geschenk bekommen, und dazu einen jungen Sclaven als Wärter des Thieres. An diesen Heiden machte sich Philippo und bestach ihn, damit er ihn in einer Nacht zu dem Elephanten einließe, wo er ein wunderbares Experiment vorhabe. Der junge Heide war dazu gar willig (wie denn die Heiden ihre Freude an allem Zauberwerke haben), auch blendete ihm das erhaltene Gold die Sinne, und er bestimmte dem Philippo eine Nacht, wo er ihn in das Behältniß des Thieres einführen könne, ohne daß sie befürchten dürften, gestört zu werden.

Als nun die Nacht kam, da schlich Philippo mit allem, was er bedurfte, versehen auf den Rialto, wo der Heide Babeck seiner schon harrte.

Schweigend gingen Beide nach dem Gebäude, wo

der Elephant bewahrt wurde. Dort angelangt, traten sie ein in das Behältniß des Thieres, Babeck schlug Feuer an, und Philippo steckte sieben kleine rothe Wachskerzen an, welche er vor dem Thiere hinstellte, so daß sechs in einem Halbkreis standen, die siebente aber in der Mitte.

Neben dieser siebenten Kerze setzte er ein Kohlenbecken und forderte den jungen Heiden auf, die Kohlen zu entzünden und anzublasen, was dieser denn auch that. Jetzt trat Philippo in den Halbkreis, zog aus dem Busen eine kleine Phiole von Crystall, aus der eine hellgrüne, wasserhelle Flüssigkeit gar seltsam leuchtete und funkelte, und legte sie auf eine kleine Platte von hellpolirtem Stahl neben dem Kohlenbecken nieder. Plötzlich riß er einen Dolch hervor und stieß ihn dem jungen Heiden in den Nacken, daß dieser sogleich todt niederstürzte.

Er legte den Leichnam so, daß er das Gesicht dem Thiere zukehrte, welches, als es seinen Wärter blutend am Boden liegen sah, Lust bezeigte, auf den Mörder desselben zuzustürzen. Aber Philippo hatte schnell die Phiole geöffnet und goß einige Tropfen von dem Inhalte derselben auf die Stahlplatte, welche er sodann in das Kohlenbecken warf. — Alsbald erhob sich ein blauer giftiger Dunst aus dem Becken und betäubt sank das gewaltige Thier zu Boden.

Jetzt nahm der Zauberer die siebente Kerze und setzte sie auf die Brust des Leichnams; sodann öffnete

er mit seinem Dolche dem Elephanten die Adern, daß das Thier sich verblutete und starb, und so wie es starb, ging aus seinem Munde ein kleines blaues Wölkchen und zog hinüber nach dem Leichname des Heiden, wo es zitternd die geweihte Kerze auf der Brust desselben umkreisete. Der Zauberer aber sprach eine furchtbare Formel aus und alsbald erlosch die geweihte Kerze auf der Brust des Todten und das blaue Wölkchen senkte sich hinein.

Philippo löschte nun unter fortwährenden Beschwörungen eine Kerze nach der andern aus, bis nur noch eine brannte, da schlug er sein Zauberbuch zu und rief mit lauter Stimme: „Babeck!"

Und kaum, daß er also gerufen, richtete der Todte sich langsam auf und trat vor ihm hin wie lebend, und schaute ihn an mit wilden Blicken, so daß dem Zauberer fast ein Grausen ankam. Er faßte sich aber und sprach: — „Gehe hin und öffne die Thür." — Da ging der Lebendig-Todte hin und schlug an die schwere eiserne Thüre, daß sie zertrümmert hinstürzte. Und Philippo sprach: „Es ist gut so! eile nach Genua und harre dort meiner in dem Felsthale vor der Stadt, wo ehemals die Hütte des zauberischen Juden stand."

Und Babeck eilte davon, warf sich in den großen Canal, durchschwamm das Meer und hielt nicht eher inne im Lauf, bis er das Felsthal erreicht hatte, wo er seinen Herrn und Meister erwartete.

Philippo hatte aber seinen Diener auf diese Weise

vorausgesandt, weil er aus dem Zauberbuche wußte, daß er alle Gewalt über ihn verlieren würde und verloren sey, wofern er mit ihm auf einem Wasser zusammenträfe. Nach drei Tagen verließ Philippo ebenfalls Venedig, und hatte bald darauf Genua erreicht.

Er begab sich in das Felsthal unfern der Stadt, wo er seinen durch teuflischen Mord und höllische Künste gewonnenen Sclaven traf; dieser hatte von den Menschen nichts weiter als die Gestalt, und verstand er auch gleich wie ein gut abgerichtetes Thier alles, was sein Herr und Meister ihm sagte, und that er darnach, so hatte er doch keine Vernunft und konnte nicht reden, so daß Philippo wohl erachten konnte, es sey alles so, wie es in dem Zauberbuche angegeben, nämlich: die thierische Seele und die Riesenstärke des getödteten Elephanten seyen in den Körper des ermordeten Babeck gefahren und hätte den Todten wieder belebt, daß er zum schnöden blinden Werkzeuge des Willens seines Herrn dienen müsse.

Philippo gebot, als es finster wurde, seinem Diener, ihm zu folgen, und schritt mit ihm der Stadt zu. Sie gingen in das Kloster, wo Philippo von den geistlichen Vätern war gefangen und verurtheilt worden, um schwarzer Kunst willen. Eben waren alle Väter im Refectorio versammelt und thaten sich gütlich beim Abendmahl, als Philippo mit seinem Diener unter sie trat, sich ihnen zu erkennen gab, und ihnen sagte, sie möchten sich zum Tode bereiten, denn ihr letztes Stündlein sey da.

Anfangs erschraken die frommen Väter und wollte ihnen fast der Muth sinken; als sie aber sahen, daß sie es nur mit zwei unbewaffneten Männern zu thun hatten, schöpften sie wieder Hoffnung und drangen auf Philippo und seinen Diener ein, sie gefangen zu nehmen. Aber Philippo rief hohnlachend seinem Diener zu: Erwürge sie alle, alle! und wie ein wüthend Unthier stürzte der Sclave unter die frommen Männer und erwürgte sie alle. Sodann führte ihn Philippo zu seinem falschen Freunde, der ihn verrathen hatte, und ließ vor den Augen des Entsetzten dessen Weib und Kinder erwürgen, und endlich ihn selber.

Dies gethan, kehrten Beide zurück in die Felsschlucht, wo sie den Reisenden auflauerten, welche Geld und Gut mit sich führten — und diese alle wurden von dem furchtbaren stummen Sclaven erwürgt, und sein Herr beraubte sie und trug ihre Schätze in seine Höhle, welche ihm Babeck hatte in den härtesten unzugänglichsten Fels graben müssen.

So lebten Beide mehrere Jahre ein Leben voll Graus und Raub und Mord, und ungeheure Schätze wurden aufgehäuft in der Höhle.

Da fiel es endlich dem Zauberer ein, daß er jetzt sein Leben genießen wolle, und zog er hin nach Genua und kaufte sich ein Schiff, worauf er alle seine Güter laden ließ, und Mannschaft warb zur Reise nach dem Morgenlande, denn er hatte viel gehört und gelesen von

dem üppigen Leben der Morgenländer und wie dorten die Zauberer belohnt und geachtet würden.

Als nun alles zur Reise bereit war und der Wind günstig wehte, da befahl er seinem Diener, ihn in der Felsschlucht zu erwarten, bis er heim käme aus dem Morgenlande; und somit ging er nach Genua, wo er die letzte Nacht schlief, um am frühen Morgen sogleich an Bord gehen zu können.

Babeck war aber diesmal ungehorsam und schlich sich auf das Schiff, wo er Matrosenkleider anzog und sich unter das übrige Schiffsvolk mischte. Als nun der Tag anbrach, da kletterte Babeck auf die Spitze des großen Mastes und schaute gegen Morgen.

Die Sonne ging auf, Philippo ließ sich in einem Boote auf das Schiff holen. Kaum daß er es betreten, so wurden die Anker gelichtet und das Schiff verließ die Rhede, um in die offene See zu gehen.

Der Wind war günstig. Pfeilschnell durchschnitt das Schiff die schäumenden Wogen, und bald hatten sie die Küste hinter sich.

So ging die Reise den ganzen Tag fort.

Als aber die Sonne sank, da verließ Babeck den großen Mast und trat hin vor seinen Gebieter, ihn anblickend mit entsetzlichen Augen.

„Wehe mir! Ungeheuer! wer brachte Dich auf das Schiff?“ schrie Philippo und raufte sich das Haar.

Babeck aber lachte, daß es weithin über das Meer schallte, und als alles Schiffsvolk entsetzt und erschreckt

über solch höllisches Lachen herbeikam, da fing Babeck an, indem er immerfort lauter und gräßlicher lachte, mit beiden Füßen langsam zu stampfen, und wie er stampfte, wurde er größer und immer größer, so daß sein Haupt zuletzt über den Mast hinaus ragte, und er lachte fort und stampfte fort, bis unter dem donnernden Gelächter und dem gewaltigen Stampfen das Schiff zerbrach und mit allem hinabsank bis auf den Grund des Meeres.

Neun und funfzigste Nacht.

Heute erzählte Henriette:

(Schluß des Mährchens vom Dornröschen.)

Gar manche Johannis-Nacht sang das holde Dornröschen ihr Liedchen, fast Niemand hörte es, und unter den Wenigen, welche den süßen Sang vernahmen, hatte nicht Einer Muth und Lust, den Felsen zu erklimmen und sich durch die Dornen hindurchzudrängen. Dreihundert Jahre und darüber waren vergangen, Niemand sprach mehr von dem Schlosse, das einst so herrlich vom Berge herab in das Thal geschaut hatte, kein Mensch wußte etwas von dem Könige und

der Königin, nebst dem prächtigen Hofstaate, nur die Sage sang leise und anmuthig von einer holden Prinzessin, Rosalba genannt, welche verzaubert oben auf dem Berge weilen sollte.

Zu dieser Zeit beherrschte ein alter, weiser König das Land, welches sonst Dornröschens Vater regiert hatte. Er war bisher in allen seinen Unternehmungen glücklich gewesen, und ein schöner, edler und ritterlicher Sohn, Prinz Arno, war die Freude und der Stolz seines Alters. Doch jetzt sollte die Freude des alten Königs in Traurigkeit verwandelt werden, denn Prinz Arno verfiel in eine tiefe Melancholie, aus der weder die Bemühungen der Aerzte, noch die Zerstreuungen, welche der König für ihn ersann, ihn erretteten.

Endlich kam der König auf den Gedanken, daß heimlicher Liebesgram den Frohsinn seines Sohnes untergrabe; innigst drang er in ihn, er möge ihm sein Geheimniß offenbaren, ja er gab sein königliches Wort, er wolle die ärmste Hirtin Tochter nennen, wenn der Prinz eine solche liebe; doch dieser schüttelte das Haupt und sprach: „Ich liebe keine Jungfrau, und werde wohl auch auf der ganzen Welt keine finden, die ich lieben kann, und welche dem Bilde gleicht, das sich meine Phantasie gemalt hat!“

Darauf konnte nun der König nichts sagen, und der Prinz blieb schwermüthig wie zuvor.

Der Frühling erschien, Frau Sonne meldete ihn an, und seine Herolde, Tulpen und Veilchen, Schnee-

glöcklein und frisches Grün, er selbst hatte sich dies Jahr gar herrlich geschmückt, ein smaragdgrünes Kleid angelegt mit unzähligen Blumen gestickt, einen himmelblauen Schleier umgethan, und silberne Bänder um das Gewand geschlungen.

Da schien es, als ob der Prinz wieder Theil an dem Leben nähme, denn er zog hinaus auf das Feld, in den Wald, und freute sich des Sonnenstrahls.

Eines Tages fiel es ihm ein, allein umherzustreifen, er verließ im Walde unbemerkt sein Gefolge und ging immer weiter und weiter. Als die Sonne sich anfing wieder zu neigen, befand er sich unter dem Felsen, auf welchem sonst des Königs Schloß gestanden, und er meinte, von dem Felsen aus müsse eine herrliche Aussicht seyn. Rüstig fing er an, den Felsen zu erklimmen, allein das war nicht so leicht, und schon brach die Nacht herein, als er sich endlich nach langem, beschwerlichem Klettern oben befand.

Da sah er eine große Dornenhecke, erleuchtet von vielen Hunderten von Johanniskäfern, und in den Dornen lag ein wunderschönes, weiß gekleidetes Mägdlein, das kämmte sich mit einem goldenen Kamme sein schönes blondes Haar aus, und sang mit süßer Stimme:

In den Dornen, in den Dornen
Ruht das Dornenröselein,
Klagt und seufzet, möchte gerne,
Ach so gern erlöset seyn.

Wohnte sonst im hohen Schlosse,
Bei dem trauten Aelternpaar;
Blüht als Röschen, fest verzaubert,
Nun schon dreimalhundert Jahr.

Nimmermehr wird es erlöset,
Wenn kein Ritter unverzagt
Sich durch tausend, tausend Dornen
Voller Muth und Liebe wagt!

In den Dornen, in den Dornen
Tönt des Röschens Klagelaut,
Bis dreimal ein kühner Ritter
Es geküßt als seine Braut!

Arno war von dem lieblichen Anblicke und dem süßen Gesange ganz bezaubert. Er empfand, was er noch niemals empfunden, ein Entzücken, was, so meinte er, außer ihm noch kein Mensch empfunden hatte.

Ohne sich lange zu besinnen, ohne auf Schmerzen und Wunden zu achten, bahnte er sich durch die dichte Dornenhecke einen Weg, fiel vor dem schönen Dornröschen auf die Knie und küßte es dreimal herzinniglich, und siehe, in demselben Augenblicke verwandelte sich der starre Fels in einen Berggarten, ein prachtvolles Schloß stand wieder da, und Prinz Arno und Prinzessin Rosalba befanden sich in dem hellerleuchteten Tanzsaale.

König und Königin tanzten wieder zusammen, so wie die übrigen Prinzen und Herren und Damen. Musik ertönte im Saale und im Garten, in der Küche loderte helles Feuer, und der eben aus seinem Zauberschlafe

erwachte Küchenjunge erhielt von dem Koche die Ohrfeige, welche ihm dieser dreihundert Jahre schuldig geblieben war.

Jetzt eilten Prinz Arno und Prinzessin Rosalba zu den königlichen Aeltern, und erzählten diesen, wie Prinz Arno sie Alle erlöset habe.

Er hielt bei dem Königspaare um die Hand der Prinzessin an, welche ihm auch sogleich zugesagt wurde.

Den andern Tag reiseten die Verlobten mit den Aeltern zu dem alten Könige, dem Vater des Prinzen Arno. Dieser nahm seine Gäste auf das Freundschaftlichste auf, und weinte Freudenthränen über die wiedergekehrte Heiterkeit und Seelenruhe seines Sohnes.

Er beredete den Vater der Prinzessin, seine verjährten Ansprüche auf das Land nicht zu erneuern, und versprach, die Regierung seinem Sohne Arno zu übergeben, dessen Thron ja die Prinzessin Rosalba theile.

Rosalba's Aeltern genehmigten den Vorschlag, Arno ward König und Prinzessin Rosalba seine Frau Königin.

Die Vermählung ward mit großem Pomp auf dem Bergschlosse gefeiert, und Alles ging gut ab, nur der Küchenjunge beging einen Subordinationsfehler, indem er aus Rache dem Koche eine Ohrfeige verabreichte.

Wahr muß übrigens diese Geschichte seyn, denn in der Gegend, wo sonst das Schloß gestanden, heißt es noch bis auf den heutigen Tag, wenn man die Schönheit eines Mädchens preisen will: „Sie ist so schön wie Prinzessin Dornröschen!“

„Gut, Jettchen," sagte lächelnd der Oberst, „ich bin mit Deinem Mährchen zufrieden, es geht doch Alles ohne Tod und Blutvergießen ab, und das ist mir lieb."

„Ich meine, Dornröschen, das schöne Mädchen auf dem Felsen, umgeben von Dornen, wäre ein guter Vorwurf für einen Maler," sagte die Oberstin.

„Das ist wahr!" bemerkte Eugen, „und ich denke eben, wie Dornröschen ausgesehen haben mag."

Bei diesen Worten blickte er verstohlen auf Henrietten, welche es dennoch bemerkte und erröthend die Augen niederschlug.

Sechzigste Nacht.

Der Doctor wurde heute gebeten, etwas zu erzählen; „nun, es soll sogleich geschehen, und ich wünsche nur, daß es Ihnen recht gefallen möge," sagte er und begann:

Wie viel ein listiges Mägdlein vermag.

(Sage.)

In Nürnberg lebten noch vor Hans Sachs und Albrecht Dürer einstens drei Schwestern, jung, hübsch und tugendhaft, unbescholtene Jungfern, denen

es an Freiern nicht fehlte. Es hatte aber jede schon einen Sponsen auserkoren, und dem war auch eine Jede getreu. Die älteste, Hermingild, einen Kaufherrn, die zweite, Gertraud, einen Hauptmann, und die dritte, Margarethchen, einen jungen Rathsherrn.

Einige Tage nach ihrer Verlobung gingen die drei Schwestern spazieren und plauderten gar fröhliche Sachen, von ihren Sponsen, Hochzeitfeste und Brautstaate.

Da kam ein altes, schwaches Mütterchen gegangen, welches fort und fort von einem schwarzen Vogel umflattert und geneckt wurde. Die Mädchen sahen sich zugleich an, und zugleich dauerte sie das alte Mütterchen, und gewandt und behende fingen sie in ihren ausgebreiteten Schleiern den schwarzen Vogel, der gar jämmerlich zu schreien anfing und mit den Flügeln um sich schlug.

Jetzt trat das Mütterchen zu den Mädchen und sprach freundlich: „Habt Dank, Ihr lieben Dirnen, daß Ihr mich von dem garstigen Thiere befreit habt. Wisset, in dem schwarzen Vogel wohnt ein unsauberer Geist, welcher mir gern etwas anhaben möchte, weil ich mich etwas auf's Zaubern verstehe, aber meine Künste nur zum Besten der Leute übe; und er will nur allen Leuten schaden!

Schon eine Stunde lang flattert er um mich herum, und wer weiß, was er mir zugefügt hätte, wenn Ihr ihn nicht gefangen hättet. Ueberlasset mir den Unhold, ich will Euch dafür einen Gefallen erzei-

gen, und Ihr mögt Euch wählen, was Ihr wollt, Euer Wunsch soll erfüllt werden, wenn es in meiner Macht steht. Dem bösen Geist aber hier will ich noch heute den Garaus machen!"

Die Mädchen sannen ein Weilchen nach, was sie wohl von dem Mütterchen erbitten möchten, die Aelteste dachte: „Ei, wie ist der Reichthum so schön, gewiß steht es in des Mütterchens Macht, mich reich zu machen!"

Die Zweite dachte: „Wie schön wäre es, wenn mein Liebster, der Hauptmann, es bis zum Feldherrn brächte, dazu müßte er freilich außerordentlich tapfer seyn, und wer zu muthig ist, wird leicht verwundet."

Die Jüngste dachte: „Alles im Leben läßt sich erwerben, wäre nur das Leben selbst nicht so kurz. Den mächtigsten Feind des Lebens muß man überlisten, mit einem bösen Geiste, der am Ende der Teufel selbst ist, hat es das alte Weiblein aufgenommen, ich möchte es mit dem Tode versuchen!"

Die schöne Hermingild sprach, ihres Liebsten, des Kaufherrn, gedenkend: „Mütterlein, wollt Ihr mir Gutes erzeigen, so gebt meinem Sponsen viel Glück im Handel, das heißt: Geld."

Die Alte zog ein vierblätteriges Kleeblatt aus der Tasche und sprach: „Nimm dies vierblätterige Kleeblatt, mein Kind, sorge, daß Dein Liebster es in seiner Geldkasse wohl aufbewahrt, und niemals wird es ihm an Gelde fehlen!"

Hermingildis bedankte sich tausendmal und nahm das vierblätterige Kleebatt.

Darauf sagte Gertraud: „Mein Liebster ist ein tapferer Mann, und gewiß in kurzer Zeit Feldherr, aber ich fürchte immer, eine Wunde, die ihm seine Tollkühnheit zuzieht, wird ihn in der Schlacht tödten; ich bitte Euch, gebt mir etwas, wodurch er unverwundbar wird.“

Die Alte nahm ein kleines Büchschen aus ihrer Tasche; „hier, nimm dies Balsambüchschen,“ sprach sie, „das soll Dein Liebster stets bei sich tragen, und er wird unverwundbar seyn!“

Gertraud nahm das Büchschen mit tausend Danksagungen und verwahrte es sorgfältig.

Margarethchen sprach: „Seyd so gut und gebt mir ein Mittel, wodurch ich todt scheinen kann, wenn es mir eben gefällt, und so lange ich will!“

„Gut!“ sprach das Weiblein, „Du scheinst mir ein lustiges, verschmitztes Mägdlein. Hier nimm diese weiße Wachsblume, sobald Du sie an die Nase hältst, wirst Du wie todt aussehen!“

Margarethchen nahm mit großem Danke die Wachsblume, und steckte sie in ihr Körbchen.

Hierauf schieden sie von der Alten, die mit ihrem Vogel davon ging.

Hermingildis heirathete den Kaufherrn, und als sie in des Gatten Haus einzog, sprach sie zärtlich: „Mein Lieber, ich habe ein Brautgeschenk für Dich,

dies vierblätterige Kleeblatt, es wird Dir Segen bringen, wenn Du es in Deine Kasse legst."

Der Mann bedankte sich, legte das Kleeblatt in seine Kasse, und siehe da, sie füllte sich mit Gold und Silbermünzen, und wurde nicht leer. Aber als der Kaufmann vierzig Jahre alt war, starb er, und sein Weib, das ihn sehr liebte, grämte sich über seinen Tod, und starb bald nach.

Gertraud heirathete den Hauptmann, als er bald nachher in den Krieg zog, sagte sie liebevoll: „Ich habe ein Andenken für Dich, trage das Balsambüchschen stets, und Du wirst aus allen Schlachten unverwundbar gehen!"

Er nahm es dankbar an und ging in den Krieg, und siehe, er war überall an der Spitze und ward doch nie verwundet, und kehrte, wegen seiner außerordentlichen Tapferkeit, als Feldherr heim. Das Jahr nachher starb er am Gallenfieber, Gertraud weinte sehr, sie lebte nur noch wenige Jahre, dann ward sie neben dem Feldherrn begraben.

Margarethchen brachte dem jungen Rathsherrn kein Geschenk, als Fleiß, Liebe, Frohsinn. Sie lebten sehr glücklich und hatten zwei hübsche Kinder. Als sie drei Jahre mit ihm verheirathet war, fing er an, eine andere Frau in's Auge zu fassen. Gretchen gab sich alle Mühe, ihren Mann durch Sanftmuth und Liebe zu sich zurückzuführen, es gelang ihr nicht.

Da sagte sie eines Tages: „Du bist mir ungetreu, darum sterbe ich.“

„Possen!“ lachte der Mann, aber sie roch schnell an die weiße Wachsblume, und sogleich lag sie wie todt da.

Als der Mann sie als Leiche sah, schrie er, zerraufte sich das Haar, verwünschte seine Untreue, und sagte: solch ein gutes Weib, wie das seine, gäbe es nicht mehr.

Nach drei Tagen kam Margarethchen wieder zum Leben, und ihr wieder glücklicher Mann war gebessert. Einige Jahre waren dem Paare in ungetrübtem Glücke verstrichen, da ging der schwarze Tod in der Stadt herum, von Haus zu Haus, und aus jeder Familie holte er Eins.

Als ihn nun Margarethchen nahen sah und für ihren kranken Mann fürchtete, legte sie sich schnell wie todt hin, da sprach der Tod: „Ach, hier ist ja schon eine Leiche, da will ich ein Haus weiter gehen, und richtig ging er ein Haus weiter und Margarethe stand fröhlich auf.

Zehn Jahre nachher verlor ihr Mann sein ganzes Vermögen durch einen alten prozeßsüchtigen Vetter, der Unrecht hatte.

Als er das letzte Mal bei dem Rathsherrn war, sprach Margarethchen: „Herr Vetter, mein Tod komme über Euch, Ihr habt mich zu Tode geärgert, ich sterbe!“

„Ei, warum nicht gar!" rief er aus, denn ganz verstockt war er nicht.

Da roch Margarethe an die weiße Wachsblume, und sogleich lag sie todt da. Verzweifelt stürzte der Mann fort. Des Nachts nun machte Margarethe sich auf, schlich in des Vetters Haus, an sein Lager und rief: „Gieb das unrechtmäßige Gut zurück, sonst wehe, wehe, wehe!"

„Himmel! ein Geist, ihr Geist!" ächzte der Vetter und bekreuzte sich.

Den andern Morgen gab er demüthig und zerknirscht dem Vetter das ganze Vermögen zurück. Freilich ärgerte er sich nicht wenig, als er erfuhr, die Frau Margarethe habe nur den Starrkrampf gehabt.

Achtzig Jahre war der Rathsherr alt, als er plötzlich am Schlage starb, seine Kinder waren glücklich verheirathet, und Margarethe, obgleich sie ihren Eheherrn innig betrauerte, hatte doch ihre Kinder und die schöne Erde so lieb, daß sie nicht gern sterben wollte. Es gab ja noch Enkelinnen zu belehren, Urenkelinnen zu verheirathen.

Da begab es sich, daß der Tod eines Tages bei ihrem Hause vorüberging, sein Taschenbuch herauszog, aufschlug und las: „Margarethe, achtzig Jahre alt;" und rasch trat der Tod hinein, aber Margarethe roch schnell an die weiße Wachsblume, und lag schon wie todt da, als der Meister Tod eintrat.

„Haha, die ist so erschrocken, als sie meinen Tritt

gehört hat, daß sie gestorben ist, ehe ich sie angerührt habe," sprach er, strich ihren Namen aus und ging weiter. —

Kaum war er fort, so richtete Margarethe sich auf und lachte den Tod ungeheuer aus.

Als nun später der Tod sie sah, sprach er: „Das kann doch die Margarethe nicht seyn, man stirbt ja nur einmal, und kommt nicht wieder, aber jene Alte mag laufen, ich kenne sie nicht, ich glaube, ich bin kurzsichtig, weil ich auch schon alt bin, und somit ging er an ihr vorüber.

Daher kommt es, daß das listige Weib noch immer lebt!

Alle lachten. „Ja," nahm der Oberst das Wort, „das listige Weib stirbt nicht, wie der Phönix sich aus seiner Asche erhebt, so wird auch das listige Weib immer wieder geboren, und wandelt auf Erden herum, wie" — er hielt inne.

„Nicht wahr, beßter Vater, wie der ewige Jude, wollen Sie sagen," rief lachend Jettchen.

„Mit Gunst, meine Damen, das wollt' ich sagen!" erwiederte der Oberst, und seine Gemahlin drohte ihm lachend mit dem Finger.

Ein und sechzigste Nacht.

Heute war die Reihe zu erzählen an dem Prediger.

„Ich habe," sagte dieser, „eine Erzählung des Hans Sachs mitgebracht, welche dieser dem Boccaz nacherzählt hat, und möchte sie so vorlesen, wie ich sie hier habe, denn ein großer Theil des Reizes, welchen die Dichtungen des Hans Sachs für seine Zeitgenossen hatten, und für uns noch immer haben, liegt in der Naivität und Anmuth seiner Sprache."

„Aber werden wir das Altdeutsche verstehen?" fragte Jettchen.

„Gewiß, denn ich lese das Gedicht, wie es uns Büsching gegeben hat, der des alten Meisters Sachs Schriften für uns verständlich gemacht hat, ohne ihnen seine Eigenthümlichkeiten zu rauben."

„O so fangen Sie an, wir kennen noch so wenig vom Hans Sachs," sagte die Oberstin, und der Prediger las:

König Peter in Sizilia mit Jungfrau Lissa.

Zu Palermo ein Bürger war,
Bernhard Lucini, der fürwahr,
Ein Apotheker, weit erkannt;
'Ne Tochter hatte, Lissa genannt,
Tugendreich und hoher Vernunft.

Nun, es begab sich in Zukunft,
Daß kurz, König Peter mit Nam,
Von Arragonien dahin kam,
Und hielt gar ein köstlich Turnier
In aller ritterlicher Zier,
Mit seinem Adel, König, Fürsten,
Und wen nach Ritterschaft war dürsten.
Lissa, die Jungfrau, auch zusach (zusah),
Wie man turnierte, rennt' und stach.
Der König aber in dem Stechen
Thät manch ritterlich Speer zerbrechen;
In seinem Küris und gülden Schild
Sich also ritterlichen hielt,
Daß er der Jungfrau ob allen
In ihrem Herzen thät wohlgefallen,
Und ward gen' ihm in Lieb' verwund't,
Weint traurig, seufzend zu der Stund.
Sie wußt, daß ihr' Treu, Lieb und Gunst
Zum König gänzlich war umsunst.
Derhalb sie von der Liebe Schmerzen
Sich niederlegte, krank am Herzen,
Ohn' Schlaf und Speis' etliche Tag',
Den Tod oft ruft in schwerer Klag',
Verbarg doch ihr' brennende Lieb',
Kein Arznei half, was man ihr trieb.
Nun war ein Geiger in der Stadt,
Zu bringen den die Jungfrau bat,
Derselb' Minutze hieß mit Nam'.

Bald der zu der Jungfrau kam,
Dem sie heimlich offenbart',
Ihr Lieb', der ihr nach Sanges Art
Daraus macht ein kläglich Gedicht,
Und künstlich in sein Geigen richt't,
Und vor des Königs Tisch das sang
In die Geigen, daß 's sehnlich klang.
Der König fragt' nach diesem Lied,
Der Geiger heimlich ihn beschied,
Wie ihm hätt' diese Jungfrau hold,
Vor großer Lieb' nur sterben wollt'.
Der König wurd' erweicht von Herzen,
Ihn dauert der Jungfrau Schmerzen;
Durch den Sänger entbieten thut:
Sie sollt' frisch seyn und wohlgemuth,
Eh' unterging der Sonne Schein,
Wollt' er persönlich bei ihr seyn,
Sie trösten ihrer Liebe Glüh'.
D'rob wurd' erfreuet ihr Gemüth.
Nun am Haus dieser kranken Zarten,
Da hatt' ihr Vater ein'n Lustgarten,
Darein ritt der König Nachmittag,
Ging auch, da die krank' Jungfrau lag,
In ihres Vaters Haus zu Bett',
Grüßt sie und freundlich mit ihr red't,
Tröst't sie in ihrer Liebe Brunst,
Sagt ihr zu sein' Treu', Lieb' und Gunst,
Gab ihr 'nen Kuß und sie umfing.

Darnach 'nen edlen Jüngeling
Er ihr allda vermählen thät,
Und schenket ihr darzu zwo Städt'.
Also mit Wissen beider Alten,
Ward ein herrlich Hochzeit gehalten.
Nachdem die Hochzeit hat ein End',
Der König sich ihr'n Ritter nennt;
So oft er rennt, führt er ein Kleid,
Das ihm die Lieb' hatt' zubereit't.
So wurd' bezahlt ihr' strenge Lieb';
Johannes Bokazius schrieb.
Lieb' ist ein bitter Krankheit schwer,
So spricht Hans Sachs, Schuhmacher.
1548, den 28. November.

„Es ist wahr," sprach der Doctor, „dies Gedicht hat, obgleich es weder Sentenzen noch Reflexionen enthält, oder eine sehr abenteuerliche Begebenheit erzählt, doch einen Reiz, der sich mehr empfinden, als mit dem Verstande genießen läßt."

„Drollig ist es," bemerkte der Prediger, „daß unter allen Gedichten des Hans Sachs ganz einfach allemal ein guter Wunsch und der Name des Dichters steht. Selten verfehlt er die Nutzanwendung hinzuzufügen, auch schrieb er unter jedes Gedicht den Datum des Tages, an welchem er es verfaßt. Um weltlichen Ruhm war es ihm nicht zu thun, er sang zu seiner eigenen Freude, weil er es nicht lassen konnte; auch schämte er sich seines Standes

nicht, denn unter sehr vielen Gedichten steht: Hans Sachs, Schuhmacher."

„Ich habe bisher," sagte der Graf, „den Hans Sachs nur dem Namen nach und aus Deinhardstein's Schauspiel: „Hans Sachs" gekannt, wo er wohl richtig geschildert ist. Ich sah ihn von Löwe und Emil Devrient darstellen, und besonders hat sich mir des Letztern Darstellung eingeprägt, so sehr ich auch Löwe's Talent verehre, ich habe mir später den Hans Sachs nicht anders denken können, und indem ich dies Gedicht hörte, sehe ich wieder den Hans Sachs vor mir, wie er vor seinem Hause sitzt."

„Sie phantasiren — verzeihen Sie, Herr Graf" — nahm der Prediger das Wort, „heute wie eine Frau. Uebrigens glaube ich selbst, daß der Hans Sachs in seiner Jugend ein recht hübscher Gesell gewesen seyn mag, und etwas kecker, als ihn Deinhardstein hingestellt hat, dessen Stück mich aber dennoch sehr erfreut hat. Allein so eine feine, edelschöne Erscheinung, wie Emil Devrient, war er wohl nicht, gewiß hatte er ein sinniges Antlitz, aus dessen Augen auch gar oft der Schalk hervorschaute. Daß er schelmisch war, beweisen seine vielen Schwänke, unter andern der Schwank von dem „Der fahrende Schüler mit dem Teufelbannen," ein Fastnachtspiel, welches einem spätern Schriftsteller den Stoff zu der Operette: „Der reisende Student" gegeben hat, das noch herzlich belacht wird, ohne daß dabei des alten, ehrlichen Hans Sachs gedacht wird."

„Ich habe das Stück „Hans Sachs" gesehen, als ich noch ein Kind war," sagte Jettchen, „und mich allemal gefreut, wenn der Kaiser Max den Sachs rühmte."

„O gewiß hat der Kaiser noch viel mehr Freude an den Fastnachtspielen, Trauerspielen und Gedichten des Hans Sachs gehabt, als in dem Stücke der Dichter ihn sagen läßt. Man muß nur den ganzen Sachs studiren, dann findet man seine wahre Freude daran, und es wird Einem so wohl, als säße man auf einer frischen, blumenreichen Wiese. Und uns entgeht ja noch der höchste Reiz seiner Sprache, wie vielleicht nach vierhundert Jahren unsern Nachkommen der Wohllaut unserer jetzigen großen Dichter entgehen wird, denn die Sprache wird sich immer und immer ändern, darum thun viele Dichter des neunzehnten Jahrhunderts Unrecht, den Hoffmann und den freilich nicht so poetischen Spindler gering zu schätzen, weil Ersterer in seinen Mährchen und Erzählungen die Charaktere oft skizzenhaft hinstellt, seinen Leuten wenig Sentenzen und Reflexionen in den Mund legt, und seinem Style nicht Tieck'sche Vollendung giebt, und weil Letzterer bisweilen seine Charaktere oberflächlich behandelt und seinem Style gewisse Rauheiten und Nachlässigkeiten lässet. Beide haben doch sehr viele abenteuerliche und interessante Begebenheiten erfunden und erzählt. Diese Stoffe werden immer bleiben, während Schriftsteller, die ihren Schriften weniger durch unterhaltenden, anziehenden Stoff, durch tiefe Gedanken, als durch Schönheit des Styles Werth geben, viel eher für ihre Nachkom-

men unverständlich werden müssen. Besonders leicht werden die, deren Witz meist nur in Wortwitz besteht, vergessen werden, wie uns ja schon jetzt mancher Witz, manche Anspielung Shakespeare's ohne Erklärung entgehen würde, mit denen er seine erhabenen Werke noch besonders geschmückt hat, wie es diesem feinen, schalkhaften Menschen, der sich seiner Erhabenheit nicht bewußt war, eigen war."

„Ach, überhaupt lebt der Dichter doch erst nach seinem Tode," sagte der Hauptmann; „so lange er auf Erden wohnt, bestimmt des Dichters Persönlichkeit, seine Verhältnisse, sein Glück im Buchhandel oft das Urtheil des Publikums. Wer mit Witz und Geist über eine interessante, wichtige, oder oft nur auffallende Tagesbegebenheit spricht, gewinnt sich schnell einen Ruf unter seinen Zeitgenossen, wer einen großen Dichter erläutert, oder wohl nur besingt, wird auch für einen großen Dichter gehalten; kurz, die Mitwelt wird immer irre geführt, und erst, wenn der Leib des Dichters einige Jahre begraben ist, kann man unterscheiden, was von seinen Werken mit begraben worden ist, und was durch den in ihnen wohnenden Geist der Verwesung widersteht."

Nach einer kleinen Pause wurde Julia aufgefordert, etwas mitzutheilen.

„Ich habe," sagte sie, „in diesen Wochen mich auch viel mit Hans Sachs beschäftigt, und ein Schauspiel in seiner Weise, aber, wie ich glaube, ohne sclavische Nachahmung, verfaßt."

„Daß ich den Hanswurst statt des Ehrenheroldes

auftreten lasse, wird man wohl dem Mährchenspiele zu Gute halten."

Die Zuhörer setzten sich in einen Kreis und Julia las:

Der güldene Apfel.

Personen.

Erik, ein König des Nordens.
Gismunda, seine Tochter.
Hildegund, ihre Amme.
Julian, ein König in Welschland.
Lucia, seine Muhme.
Felix, sein Vetter, ein tapferer Held.
Der Hanswurst, Narr des Königs Julian genannt, bald hier, bald da.
Gefolge und Volk König Erik's.
Gefolge und Volk König Julian's.

Erster Aufzug.

Der Narr (tritt auf).

Meine theuern Herren und Damen,
Die gütigst zuzuhören kamen,
Ich muß mich Ihnen wohl selbst nennen,
Denn Sie werden mich gewiß nicht kennen.
Wer mag auch was vom Hanswurst hören,
Wer mit dem deutschen Spaß verkehren?
Jetzt redet man aus höherm Chor,
Und hält es einzig mit dem Humor.
Jetzt sucht man überall, selbst mit Müh',

Tiefsinnigkeit und Ironie,
Und manchen schon hat's um den Ruf gebracht,
Um all' sein Ansehn unter Gelehrten,
Wenn er einst einen ehrenwerthen
Und alten, deutschen Spaß belacht!
Man hat jetzt Lustspiele ohne Lust,
Ist jeden Witzes sich bewußt,
Der drin das Volk zum Lachen ruft,
Und doch weiß, selbst die schönste Blume,
Die fröhlich blüht, dem Herrn zum Ruhme
Nichts von ihrem holden, süßen Duft.
Und Witz und Spaß muß — ist er fein
Doch unbewußt entstanden seyn.
Ins Schauspiel darf ich gar nicht kommen,
Da werd' ich nicht mehr aufgenommen,
Ins Trauerspiel schleich' ich noch eh'r mich ein,
Den Dichter zum Trotz, im Trauerspiele
Da lachten schon gar Viele, Viele,
Weil's gar zu traurig sollte seyn,
Deßhalb die Helden nichts and'res sprachen:
Als vom Blut, von Gift und solchen Sachen.
Und sich dabei so schrecklich geberd'ten,
Verputzten und dazu verzerrten,
Daß die Leut', ich sey verkleidet, dachten
Und über den tragischen Helden lachten.
In der Oper komm' ich auch nicht mehr vor,
Da singt man heut zu Tage nur Chor.
Das Vaudeville kam über den Rhein,

Wie könnte darinnen ein Hanswurst wohl seyn?
Drum bin ich aus Deutschland fortgegangen,
Und habe doch mit Lust und Bangen
Gar oftmals noch an die Heimath gedacht,
Wenn Schelle und Till meine Rollen spielten,
Und's mit der Ironie nur hielten,
Da hab' ich als Spaß diese Beiden belacht.
Dann aber habe ich schmerzlich geweinet,
Und alle die alten Rollen gelesen,
In denen ich sonst — famos heißt's, gewesen,
Und gehört, daß mein Daseyn jetzt Jeder verneinet;
Und kalt mich verachtet, oder mich flieht,
Weil man für ein schaurig Gespenst mich ansieht.
Nur in der Mährchenwelt darf ich noch wohnen,
Da tragen die Könige blumige Kronen,
Und liebliche Feen, hinter Rosen versteckt.
Sie speisen mit Ananas mich und Sect.
D'rum, weil sie das Mährchenspiel hören wollen,
So bin ich erschienen, Geehrte, Sie sollen
In mir den Herold des Stückes seh'n.
Sollen erblicken jetzt Dänemark,
Den König Erik, groß, blond und stark,
Und auch sein liebliches Töchterlein,
Wie Lilien des Gartens so schlank und fein.
Auch König Julian schreitet einher,
Doch genug, werthe Gäst', ich verrathe nicht mehr.
(Hanswurst verbeugt sich und geht.)

Zwei und sechzigste Nacht.

Große Halle in König Julian's Veste.

König Julian und Felix (kommen).

Felix. Mein König, verzeihe mir, wenn ich es wage, Dich zu stören, aber das Volk dringt in mich, Dir seine Bitten vorzutragen.

König Julian. Und was wünscht mein Volk?

Felix. Daß es Dir endlich gefallen möge, Dich zu vermählen, damit das Königreich nach Deinem Tode nicht an einen fremden Herrscherstamm kommen möge.

König Julian. Bist Du nicht mein Erbe, Vetter Felix?

Felix. Ich? Das möge fern seyn! Auch würdest Du, hätte ich ein Königreich zu hinterlassen, wohl eher mein Erbe werden, als ich der Deine. Früher oder später, gewiß aber noch in meinen jungen Jahren falle ich in der Schlacht, oder bleibe im Kampfe mit einem Drachen, stürze von einem Pferde oder komme auf einem Schiffe um, oder meinest Du, König, daß ich zu etwas Besserm geboren sey, als den Tod eines Abenteurers zu sterben?

König Julian. Ein Tod, wie Du ihn hier schilderst, wäre eben nicht so schlecht.

Felix (lachend). Ich glaub' es selbst. — Aber was soll ich dem Volke für einen Bescheid von Dir bringen?

König Julian. Warum vermählst Du Dich nicht, Felix?

Felix. Ich? Warum will der Vogel keinen Hemmschuh tragen? — Was sollte mir ein Weib? Sollte es mit mir umher ziehen mit Helm und Speer, wenn ich auf Abenteuer ausgehe? Sollte es allein daheim sitzen, sein Leben vertrauern oder auf die Schwüre seiner Buhler hören?

König Julian (seufzend). Hast Du niemals geliebt?

Felix. Hatt' ich Zeit dazu? Auch hat mir der Narr gesagt, die Liebe sey ein so feines, trügliches, schelmisches Ding, daß ich schon im Voraus weiß, ich würde im Leben mich nicht in das Lieben finden.

König Julian. Und ich soll mich vermählen?

Felix. Du bist ein König, bist es Deinem Volke schuldig, und brauchst deßhalb ja nicht zu lieben.

König Julian. Weißt Du ein Weib für mich?

Felix. Dein Volk denkt an Deine Muhme Lucia.

König Julian. Ich habe auch schon an sie gedacht, aber jetzt nicht mehr.

Felix. Sie liebt Dich.

König Julian. Woher weißt Du dies?

Felix. Sie thut Alles, was die Leute, wie ich gehört habe, thun, wenn sie lieben. Sie blickt Dich verstohlen an, erröthet, wenn Du mit ihr sprichst, und hat Dich in Deiner Krankheit so sorgsam gepflegt, wie nur die zärtlichste Freundschaft vermag.

König Julian. Das geht mir nahe, aber Liebe läßt sich nicht zwingen. Höre mich an, Felix. An einem der schönsten Abende des jüngst vergangenen Frühlings lagerte ich mich unter eine schlanke Pinie. Bald entschlief ich. Der Traumgott führte mich an das Gestade eines großen, blauen Stromes, aus dessen Spiegel der Mond emporblickte. Jetzt vernahm ich helles, liebliches Lachen, ein Chor wunderholder, weißgekleideter Jungfrauen wandelte am Ufer auf und ab, alle reizend wie Nymphen und züchtig wie die Priesterinnen der Vesta. Eine unter ihnen strahlte in besonderer Schöne, sie trug eine güldene Krone auf dem blondgelockten Haupte, und an dem einen Arme eine kostbare, blitzende Armspange, die andere hielt sie in der Hand. Indem sie so, umgeben von den übrigen Jungfrauen, die ihre Dienerinnen schienen, am Strome wandelte, tauchten Nymphen aus der Tiefe des Stromes empor und neckten einander. Doch auf einmal bildeten sie reizende Gruppen, und aus einem Gekräusel von Wellen stieg ein schönes Weib empor, listig einen güldenen Apfel empor haltend. Sie warf ihn der Jungfrau mit der Krone zu, und tauchte unter mit ihren heitern Gespielinnen.

Felix (welcher theilnehmend zugehört hat). Seltsam!

König Julian. Die schöne Jungfrau betrachtete den Apfel gar sinnig und ernst, plötzlich entfloh sie, und im Entfliehen verlor sie die andere Armspange, die ich aufhob. Ich erwachte, noch voll des süßen

Traumes. Spät Abends noch ging ich, nur von Wenigen begleitet, in's nahe Wäldchen. Da vernehm' ich ein seltsames Brausen in der Luft, wie vom Flügelschlage eines großen Vogels. Ich blicke zum Himmel auf, gewahre einen schwarzen Punkt, mein Pfeil fliegt hinauf und tödtlich getroffen sinkt ein großer Meeradler zu meinen Füßen. Im Schnabel trägt er eine goldene Armspange mit grünen und rothen Steinen geziert, wie die Armspange, welche die hehre Jungfrau mit der Krone mir zuwarf. Und seitdem — seitdem Felix, weiß ich, was Liebe ist, und mein Herz kann nur gesunden, wenn ich die Jungfrau lebend vor mir sehe!

Felix. Herrlich, mein König, herrlich! Nun ist mir wohl, nun giebt's wieder Abenteuer für mich. Gieb mir Geld zum Reisen, einen lustigen Burschen zum Gesellschafter, damit ich unterwegs nichts von Langerweile zu fürchten habe, und ein neues, scharfes Schwert, die Braut irgend einem Drachen abzukämpfen. Denn das wirst Du nun schon wissen, daß ich sogleich ausziehe, um die Braut zu finden, zu erkämpfen, Dir zuzuführen.

König Julian. Das wolltest Du?

Felix. Das thu' ich, sobald Du willst. Die Erlaubniß sehe ich Dir an. Gieb mir Geld, Schwert, einen lustigen Begleiter und dann Lebewohl!

König Julian. Immer noch der Abenteurer.

Zweiter Auftritt.

König Julian. Felix. Der Narr (kommt).

König Julian. Du kommst zur rechten Zeit, Narr.

Narr. Das wird nicht jedem Weisen gesagt, ein Narr hat Ursache, sich doppelt zu bedanken.

König Julian. Ich werde mich vermählen.

Narr. Dann wirst Du's gar nicht mehr hören.

König Julian. Was?

Narr. Daß Du zur rechten Zeit kommst! den Frauen kommt man immer ungelegen, entweder, wenn sie sich zieren, wenn sie eben einen Andern erwarten, oder mit der Aufschmückerin über die Kleider reden; und etwas Anderes thun sie nicht.

König Julian. Sey in einer Stunde bereit, den Ritter Felix zu begleiten.

Narr. Ganz wohl.

König Julian. Laß Dir vom Seckelmeister hundert Goldstücke auszahlen, Reisegeld.

Narr. Du bist ein weiser und gerechter König.

König Julian. Laß Dir auch einen Bogen und einen Speer geben.

Narr. Wozu?

König Julian. Wenn Dich unterwegs Jemand anfällt.

Narr. Ich sage die Wahrheit, und da läuft Jeder vor mir.

Felix. Spare unnütze Worte; mach' Dich bereit!

Narr. Ja ja, ich wundere mich nur noch, daß der König die Regierung niederlegt.

Felix. Tropf, das fällt dem Könige nicht ein.

Narr. Nun, wenn er heirathet, so ist's doch mit seiner Herrschaft aus.

König Julian. Schweige und geh'!

Narr. Beweis, daß ich Recht habe.

König Julian. Du, theurer Felix, nimm das Schwert aus meiner Hand. (Er giebt ihm sein Schwert.) Laß Dir zahlen, was Du bedarfst, und sey im Voraus meines Dankes gewiß.

Felix. Sey versichert, daß ich nicht ruhe und raste, bis ich die Braut gefunden habe.

Narr. Du sollst sie erst suchen, Ritter, nun dann hat's mit der Vermählung noch Zeit.

Felix. Was schwatzest Du wieder?

Narr. Nun, wenn die Braut häßlich ist, wird sie natürlich der König nicht wollen, und ist sie schön, wirst Du sie schon selber behalten.

Felix. Trügst Du statt der Schellenkappe ein Ritterschwert, wollt' ich Dir auf Deine lose Rede schon antworten. Jetzt habe ich mehr zu thun. (Er verbeugt sich vor dem Könige und geht.)

Narr. Und ich will mir Reisegeld holen. (Ab.)

Dritter Auftritt.

(Der König ist allein und geht unruhig auf und ab.)

Ob Felix sie finden wird? Ob es auf dieser Erde

ein Land giebt, welches diese Himmlische bewohnt? — Und wenn er sie fände, wenn er mich hinterginge! Narren reden oft gar weise, wenn Felix treulos würde! Ich will den Gedanken nicht haben, ich will nicht. Kenne ich Felix nicht, seit ich lebe? Hat er mir nicht sein Ritterwort gegeben? Wort ist Wort, ich will ihm vertrauen! — (Er geht ab.)

Vierter Auftritt.

Lucia (kommt schwermüthig und setzt sich).

So ist es wahr, der König will sich vermählen, ich bin es nicht, die er liebt! Wie süß war mein Traum, wie schrecklich ist das Erwachen! Arme Lucia, bald wird es in dem großen Königreiche keine andere Stätte für Dich geben, als ein Grab! —

Fünfter Auftritt.

Lucia, der Narr (kommt).

Narr. Ach, wie traurig seyd Ihr, schöne Lucia!

Lucia (schwermüthig). Nicht doch, Narr, ich bin wie immer.

Narr. Wolle Gott verhüten, daß Ihr immer so seyd.

Lucia. Ach!

Narr. Oh!

Lucia (mit Anstrengung). Nun, Du ziehst jetzt mit Herrn Felix in die weite Welt, freut Dich das nicht?

Narr. Nicht eben sehr, man hat nicht Alles in der Fremde, an das man in der Heimath gewohnt ist.

Lucia. Da hast Du Recht.

Narr (für sich). Das arme Kind, wie blaß, wie verweint; ich muß sie zu trösten suchen. Einem Weisen würde das nicht gelingen, aber mit der Narrheit tröstet sie sich, was gilt's, gewiß am Beßten. (Zu Lucia.) Der König will sich vermählen.

Lucia. Ach ja.

Narr. Ich finde das sehr sonderbar.

Lucia. Findest Du das, guter Narr?

Narr. Außerordentlich sonderbar.

Lucia. Das Volk dringt in ihn.

Narr. Freilich, ich bin auch nicht verwundert, daß er sich vermählt, nur daß er eine so schlechte Wahl getroffen hat.

Lucia. Eine schlechte Wahl? Wirklich?

Narr. Ein Wesen, das in dies Land nicht paßt —

Lucia. Meinst Du?

Narr. Das er nie sah!

Lucia. Wie, er hat seine Braut noch nicht gesehen?

Narr. Behüte! Es hat ihm von einer schönen Jungfrau geträumt, eine kostbare Armspange hat sie verloren, oder ihm zugeworfen. D'rauf ist der König erwacht, und denke Dir, noch denselben Tag bringt ihm ein Meeradler eine solche Spange. Nun läßt er — denke Dir die Thorheit, vom Herrn Felix die Jungfrau suchen, welcher diese Spange zugehört, und mit dieser will er sich vermählen.

Lucia. Abenteuerlich, abenteuerlich.

Narr. Lächerlich.

Lucia. Und Herr Felix ist auch gleich so gefällig, nach dem Abenteuer auszuziehen!

Narr. Ja, beßte Lucia, im Vertrauen, Herr Felix — wenn ich Dir meine Gedanken mittheilen dürfte — Ach!

Lucia. Nun, lieber Narr, sprich doch!

Narr. Herr Felix — aber verrathe mich nicht, es gilt mein Leben!

Lucia. Bewahre, sprich nur!

Narr. Herr Felix ist tapfer, aber ein Abenteurer. Er hätte auch können etwas Klügeres thun, als dem Könige Reisegeld abnehmen, um in der Welt umher zu ziehen.

Lucia. Du hast Recht, der König wird nichts für sich behalten.

Narr. Er wird nicht einmal die Braut mit Pracht empfangen können.

Lucia. Nun für diese wird wohl noch genug bleiben.

Narr. Uebrigens ist Herr Felix falsch —

Lucia (heftig). Ja, gegen mich grundfalsch.

Narr. Bewahre, gegen Euch nicht, was hätte er Dir gethan, oder von Dir Böses gesprochen? Gegen den König ist er falsch.

Lucia. Der Heimtückische.

Narr. Wenn er die Jungfrau oder Dame, wel-

cher die Armspange zugehört, findet, und sie ist nicht schon vermählt —

Lucia. Es ist wahr, Narr, sie kann auch schon vermählt seyn.

Narr. Sie ist kein Kind, oder nicht steina't —

Lucia (lebhaft). Ein Kind wird eine Armspange tragen, was denkst Du? Solchen Schmuck tragen nur Frauenspersonen, die alt und häßlich sind, und ihrer Schönheit durch Schmuck nachhelfen müssen; alt und häßlich ist sie, verlaß Dich darauf.

Narr (Lucia's Armspangen betrachtend). Hm, es tragen auch Hübsche Armspangen. Gesetzt aber nun, Lucia, der Herr Felix findet die Dame, unvermählt, jung, schön! — So will er sie herbringen —

Lucia. Ja, er mischt sich in Alles, er zerstört Alles, er ist ein tückischer Mensch. Er ist —

Narr. Falsch durch und durch. Wie viel Gutes hat ihm der König erzeigt, und jetzt will er ihm —

Lucia. Eine fremde Abenteurerin zuführen.

Narr. Nein, das will er nicht.

Lucia. Nicht? Nun weßhalb nennst Du ihn denn da falsch?

Narr. Weil er, ist die Dame jung und schön, sie für sich behalten will.

Lucia (freudig). Will er das?

Narr. Freilich, dem Könige die Braut wegnehmen, ist's nicht tückisch?

Lucia. Höre, Du bist ein arger Schelm.

Narr. Daß ich's dem Könige verschweige?

Lucia. Daß Du den tapfern, weisen Herrn Felix lästerst. Er ist ein Ritter, Du bist ein Narr! Der König hat Dir befohlen, ihm zu folgen, also mußt Du mit ihm ziehen, ihm gehorchen und sein Thun und Lassen gar nicht meistern.

Narr. Hahaha! Nun, wie Ihr wollt, Alles, wie Ihr wollt; redet nur mit Herrn Felix selbst und preiset seinen Entschluß weise.

Lucia. Das werde ich nicht thun, das wäre treulos gegen den König gehandelt.

Narr. Da habt Ihr Recht. Man muß sich in solche Sachen nicht hineinmischen, Alles mögen Andere thun, geräth der Ausgang nur zu unserer Freude. Uebrigens, schöne Lucia, seyd Ihr wunderlich.

Lucia. Warum denn?

Narr. Ich setze den Fall, Ihr liebtet den König — es ist nicht so, aber ich setze den Fall, Ihr müßt mir erlauben, den Fall zu setzen. Also ich setze den Fall, Ihr liebtet den König, und wünschtet von ihm wieder geliebt zu seyn, so, daß Euch sein Herz mehr wäre, als Thron und Krone, meint Ihr, Ihr würdet seiner Liebe gewisser, wenn Ihr seine Gemahlin würdet?

Lucia. Ich sollt' es meinen!

Narr. Da kennt Ihr die Männer schlecht. Wenn der König Euch sogar — was nicht möglich ist — gar nicht schön fände, ist er vermählt, wird er anders denken. Seht, er vermählt sich mit der schönsten Frau,

sie hat ihre Fehler, und vor allen einen großen Fehler, sie ist sein, sein auf Lebenszeit; er kann sie nicht mehr verlieren und kann auch sich nicht mehr verschenken. Sie ist seiner Freiheit Dieb. Nun seht, was man immer sieht, das verliert bald den Reiz; was uns in unserer Freiheit stört, wird uns lästig. Bald wird der König seine Gemahlin mit Gleichgültigkeit betrachten, und sehen, was nicht sein ist — Dich, schöne Lucia. Er wird sich noch eine Freiheit wünschen, um sie noch einmal verlieren zu können, an Dich. Das wird unmöglich seyn. Er kann die tugendhafte Lucia niemals besitzen, und sie bleibt immer der Gegenstand seiner Wünsche, Sehnsucht, seiner Liebe! Ach, ich habe viel gesprochen. (Er wirft sich in einen Sessel.)

Lucia. Da hast Du Recht, Narr, vollkommen Recht.

Narr. Das Ende wird freilich traurig seyn, sehr traurig! (Er zieht sein Taschentuch heraus.) Der König wird sich grämen, Lucia wird sich grämen, die verlassene Königin wird sich grämen. Die schöne Lucia wird sterben in der Blüthe ihrer Reize, ehe ein Löckchen bleicht, ehe eine Falte ihr Antlitz verändert. Der König wird, seine Gemahlin verwünschend, sich an ihrer Bahre erstechen. Ein silberner Sarg nimmt sie auf, ein Marmordenkmal erhebt sich über ihrer Asche; darauf steht mit goldenen Buchstaben: Hier schlummern die im Leben durch Verhältnisse getrennten, aber im Tode vereinten Liebenden, der König Julian und die schöne Lucia; und

nach hundert Jahren singen Liebende zur Laute das Lied vom König Julian und der schönen Lucia. (Er fängt an heftig zu weinen. Lucia schenkt ihm ihre goldene Kette und geht sehr gerührt ab.)

Sechster Auftritt.

Der Narr (sieht ihr nach).

Die ist getröstet. Womit, mit Narrheit, weil ihre ganze Liebe eine Art Narrheit ist, denn ächte Liebe läßt sich nicht trösten, am wenigsten auf solche Art. Die Weiber aber, die meisten davon, sind närrisch, darum macht ein Narr immer ihren Herrn, und das meiste Glück bei den Frauen. Eine glückliche Liebe würde die gute Lucia gar nicht lange beglücken, eben so wenig, wie immerwährender Friede einen tapfern Krieger. Solche romantische Weiber lieben den Kampf, Liebesqual, Liebesgram, Thränen, Eifersucht und Entsagung. Hat nur ihre Eitelkeit Befriedigung, ist's schon gut.

Siebenter Auftritt.

König Julian (kommt mit Gefolge). Felix (tritt auf, neigt sich vor dem Könige und spricht): Ich bin gerüstet, mein König und Herr, auszuziehen und die Braut zu holen.

König Julian. Ziehe aus mit Gott für Deines Herrn Wohl, ich werde in dieser Zeit Dein gedenken.

Gefolge. Zieht mit Gott, edler Ritter, wir werden in dieser Zeit Euer gedenken.

König Julian. Kehre glücklich zurück!

Narr. Auch ich, mein König und Herr, bin gerüstet, Deinem Vetter, dem edlen Ritter Felix, zu folgen! Ich bin bereit, auszuziehen und die Braut zu holen.

König Julian. Es ist schon gut, Narr, ich will von Deinen Heldenthaten hören, wenn Du zurück seyn wirst.

Felix (indem er abgehen will). Leb' wohl, mein König, bald siehst Du an der Seite der Schönsten mich wieder.

Julie legte das Manuscript hin. „Für heute ist's genug," sagte sie lächelnd, „ich fürchte so schon, daß ich die Geduld meiner Zuhörer ermüdet habe. Von dem fernern Leben König Julian's und Herrn Felix morgen."

Drei und sechzigste Nacht.

Heute fuhr Julie fort zu lesen:

Zweiter Aufzug.

(Wald im Reiche des Königs Erik. Im Hintergrunde die Höhle des Drachen.)

Der Narr (tritt auf).

Ich kann nicht eben sagen, daß es mir hier in diesem Lande gefiele, hohe, dicke Wälder, in denen

Einen friert, garstige Sümpfe, finstere Städte mit schlechten Häusern, ich wollte, ich wäre schon wieder in dem warmen, blumenreichen Welschland, speisete goldene Früchte und tränke süßen Wein. Und wie die Leute hier gekleidet sind, ohne allen Geschmack, in Leder und Pelz. Hier in diesem Walde ist übrigens der Aufenthalt nicht angenehm, und ich wollte, mein Ritter käme bald wieder von dem Berge zurück, wohin er dem Drachen gefolgt ist. Sorgen habe ich übrigens nicht um ihn, denn er nimmt es mit zehn Drachen auf. Da kommen Jäger, was wollen wohl diese? (Ein Trupp mit Speeren bewaffneter Jäger kommt.)

Erster Jäger. Da steht der Fremdling, der kühne Held.

Zweiter Jäger. Ja, er ist es. Wir wollen ihm Glück wünschen.

Dritter Jäger. Ihn begrüßen —

Vierter Jäger. Uns seiner Gunst empfehlen!

Narr. Was sehen mich die Leute an?

Erster Jäger. Edler Held —

Zweiter Jäger. Großer Mann! —

Dritter Jäger. Retter des Landes!

Vierter Jäger. Drachenbesieger!

Narr. Was wollt Ihr von mir? Sprecht, gute Leute, was kann ich für Euch thun?

Erster Jäger. Du hast den Drachen getödtet.

Zweiter Jäger. Erlaube, daß wir Dich zum Könige geleiten.

Dritter Jäger. Damit er seinen Eidam begrüßen kann.

Narr (für sich). Aha, ich verstehe. Herr Felix hat den Drachen erlegt, und soll nun zum Lohne die Hand der Prinzessin erhalten. Meinetwegen, will er sie, will sie ihn, will der König, daß Beide sich wollen, ich habe nichts dagegen.

Erster Jäger. Willst Du uns folgen?

Narr. Noch nicht.

Zweiter Jäger. Nach des Königs Ableben wirst Du hier als König herrschen.

Narr. Nein, mein Freund.

Dritter Jäger. Wie, Du willst das Land nicht annehmen?

Narr. Das Land annehmen, ja; hier wohnen, nein. Ich werde, was das Land einbringt, in Welschland verzehren.

Vierter Jäger. Großer Prinz, das wird Dir Feinde machen.

Narr. Mir gleichgültig.

Erster Jäger. Die Tochter unsers Königs ist ausnehmend schön.

Narr. Das freut mich.

Zweiter Jäger. Der König wird Dich sehr beschenken.

Vierter Jäger. Du wirst Diener bedürfen.

Narr. Ja freilich, gewiß sogar.

Alle. Gedenke an uns!

Narr. Seyd versichert, daß ich mich Euer stets mit Wohlwollen erinnern werde. (Er blickt mit Majestät um sich, die Jäger knien um ihn her und rufen:) So empfange unsere Huldigung, großer Prinz!

Dritter Auftritt.

Felix (kommt).

Felix. Nun Narr, da bin ich wieder. Ich habe den Drachen glücklich erlegt, nun wollen wir weiter ziehen.

Narr. Ich wünsche Dir Glück!

Felix. Schon gut. Komm nur, daß wir aus dem Walde kommen, ich spüre Hunger.

Narr. Ich theile Deine Empfindungen.

Jäger (unter sich). Dieser hat den Drachen getödtet, wir wollen ihn anreden.

Erster Jäger. Du bist der tapfere Held, dessen Muth und Geschicklichkeit den Drachen besiegt hat. Ich preise mich glücklich, Dich zu sehen, und bitte Dich, daß Du uns zu unserm Könige folgst.

Felix. Ja, führt mich hin; obschon ich mich nicht lange hier aufhalten will, so will ich doch keines Königs Hof unbesucht lassen.

Narr. Wohl gesprochen.

Zweiter Jäger. Du Schelm!

Dritter Jäger. Du Prahler!

Vierter Jäger. Wir werden es Deinem Herrn sagen.

Narr. Da müßt Ihr weit laufen. Mein Herr ist der König Julian in Welschland; dieser tapfere Ritter hier hat mich nur zum Begleiter erkoren, und ich bin ihm freiwillig gefolgt. Was wollt Ihr? Ich habe mich für gar Niemand ausgegeben, hättet Ihr die Augen besser aufgesperrt, so würdet Ihr mich erkannt haben, oder sehen Eure Ritter wie die Narren aus?

Felix. Kommt, laßt uns aus dem Walde gehen — kommt! (Sie gehen fort.)

Vierter Auftritt.

(Große Halle im Schlosse des Königs Erik, im Kamine brennt ein Holzstoß.)

Der König Erik (tritt ein). Gismunda und ihre Amme (sitzen an den Spinnrocken).

König Erik. Freuet Euch! Gismunda, schmücke Dich, der Drache ist getödtet!

Gismunda. Ach!

Amme. Der Drache ist erlegt? Wirklich der Drache! Das ist ein Glück.

König Erik. Schon ist der tapfere Mann, welcher den Drachen getödtet hat, auf dem Wege nach meiner Burg, und Du, Gismunda, freust Dich nicht?

Gismunda. Mein königlicher Vater, ich —

König Erik. Keine Klage, keine Thorheit. Schmücke Dich festlich, um den Besieger des Drachen so zu empfangen, wie es der Tochter König Eriks ziemt. (Der König geht.)

Fünfter Auftritt.

Gismunda. Amme, ach, wie bang' ist mir!

Amme. Sey ruhig, Engel, Täubchen, Goldkind, Du mußt nicht gleich das Schlimmste fürchten.

Gismunda. Ach, liebe Amme mein, ich soll und muß des Drachenbesiegers Gemahlin werden, wenn Du nicht Rath und Hülfe für mich hast.

Amme. So sey doch ruhig, mein Lämmchen, der Drachentödter kann ein gar stattlicher Ritter seyn.

Gismunda. Ach, liebe Amme, es kann auch ein gemeiner Bauer seyn, welch ein Unglück wäre das für mich!

Amme. Je, wird ein Bauer einen Drachen tödten! Und wenn auch, Dein Vater, der Herr König, wird ihn reich und groß machen, er wird einst König und Du seine Königin.

Gismunda. Ich hatte gehofft, ein großer König würde kommen über das Meer daher, angethan mit Purpur und Hermelin, und auf dem Haupte die Krone seiner Väter tragend, und würde mir den goldenen Fingerring reichen und mich mit sich nehmen in sein Land. Es waren Träume, wahrhaftig Amme, Träume, einer Königstochter nicht unwürdig. Ich hätte den König lieben wollen, und nun soll ich die Gemahlin des Drachentödters werden.

Amme. Nun, doch immer die Gemahlin eines muthigen Mannes. Laßt das Haupt nicht sinken, süße

Gismunda, noch ist nicht Alles verloren, denn wenn der König auch zehnmal sein Wort gab, wir müßten keine Weiber seyn, wenn es uns nicht gelänge, ihn zu überlisten. Jetzt fügt Euch in des Königs Befehl und laßt Euch schmücken.

Gismunda. Ich will nicht geschmückt seyn, es soll ihm gar nicht einfallen, mich zu begehren.

Der Narr (tritt unbemerkt ein). Eine schöne Jungfrau, so wahr ich lebe, eine sehr schöne Jungfrau, noch schöner, als die schöne Lucia. Wahrhaftig, wenn die Einer verdient, so ist's mein Herr Felix.

Gismunda. Du glaubst gar nicht, gute Amme, welch einen Widerwillen ich gegen den Drachenbesieger habe, ich will durchaus nicht seine Gemahlin werden. Ich will mein schlechtestes Kleid anziehen, und so ein finsteres Gesicht machen, daß er mich gar nicht haben mag.

Narr. Ei schau, da soll mein Herr Felix angeführt werden. Das will ich umkehren, aber erst muß ich sehen, was für ein Herz sie hat. (Er kommt näher.)

Amme. Da kommt ein unbekannter Mensch. Wie bist Du herein gekommen?

Narr. Durch die Thüre.

Amme. Weißt Du, daß hier die Tochter des Königs Erik ist?

Narr. Ich weiß es, aber ich fürchte sie nicht. Ich bin ein armer, ehrlicher Schelm, und bitte die Königstochter um eine milde Gabe.

Gismunda (nimmt Geld aus ihrer Gürteltasche). Hier, Du armer Mensch.

Narr (für sich). Sie ist übler Laune und läßt ihre Launen doch an mir nicht aus; das ist ein guter Zug. (Zu Gismunda.) Seyd bedankt, schöne Dame, Gott geb' Euch dafür einen fröhlichen Brauttag!

Gismunda. Ach!

Amme. Du bist so wunderlich gekleidet, sage, wer bist Du?

Narr. Ich bin ein Narr, des Königs Narr.

Gismunda. Mein Vater hat keinen Narren, sage, was ist ein Narr?

Narr. Schöne Dame, seyd so gut und sagt mir, was Liebe ist.

Gismunda. Ich bin erst so jung, ich weiß es nicht.

Amme. Ich bin schon so alt, ich weiß es nicht mehr.

Narr. O weh! Nun seht, da steh' ich zwischen Alt und Jung, und keines kann mir so recht gründlich erklären, was Liebe ist. Stellt mich jetzt fern von Euch zwischen den Weisesten und zwischen den Dümmsten, und keiner wird recht gründlich sagen können, was Narrheit ist, was also folglich ein Narr ist. Ich weiß selbst nicht, ob ich den Namen Narr verdiene, nur wenn ich so Alles heraussage, was ich denke, und fröhlichen Muthes mich unter Blüthenbäumen herumtreibe, und gar nichts forsche, frage, zergliedere, son=

dern mich der schönen Erde freue, dann denk' ich: ich muß doch wohl wirklich ein Narr seyn.

Amme. So, meinetwegen. Sage mir lieber, wo Du her bist.

Narr. Aus Welschland, ich bin mit dem Drachenbezwinger hergekommen.

Gismunda. Ach! (Leise zur Amme.) Frag' nur, was der Drachenbezwinger für ein Mann ist, liebe Amme, ich will thun, als hört' ich nicht darauf.

Amme. Aus Welschland, ei! Ihr müßt hübscher Leute Kind seyn, setzt Euch doch, Herr, einen so weit gereiseten Mann betrachte ich mit Bewunderung.

Narr. Ihr seyd sehr höflich.

Amme. Ja, je länger ich Euch betrachte, desto ähnlicher finde ich Euch meinem Sohne. Nun, Euer Herr, der Drachenbesieger, ist wohl auch ein stattlicher Mann?

Narr. Das versteht sich, jung, schön, tapfer.

Amme (heimlich zum ihm). Dem Drachentödter ist hoher Lohn bestimmt.

Narr. Ich weiß es, die schöne Prinzessin; aber seht, mein Herr macht sich nichts aus den Weibern.

Amme. Wie! Ei, das ist sonderbar.

Gismunda (zur Amme). Hörst Du?

Narr. Er wird die Hand der Prinzessin ausschlagen!

Gismunda (leise, gereizt). Welche Schmach!

Narr. Die schönsten Weiber haben ihn gleichgül-

tig gelassen, höchstens rührt ihn Sanftmuth, holde Freundlichkeit.

Gismunda (für sich). Ich will ihn strafen!

Narr. Allenfalls mag er die Weiber, wenn sie sich zierlich aufgeschmückt haben; da vergleicht er sie wohl, wenn er gute Laune hat, mit lieblichen Blumen, zur Zierde erschaffen.

Amme. Ei seht, mein lieber Freund. Aber Ihr werdet hungerig und durstig seyn, geht nach der Küche und laßt Euch erquicken.

Narr (für sich). Das heißt so viel, als wir wissen nun, was wir wissen wollen. Lebt wohl, schöne Prinzessin, und Ihr, angenehme Dame. (Er geht fort.)

Sechster Auftritt.

Amme. Gismunda.

Amme. Nun, mein Englein, wissen wir, was wir wissen wollen. Der grobe Herr Felix darf nur verdrießliche Gesichter von Dir sehen, so wird er Dich nicht wollen. Du lachst darüber und bist frei!

Gismunda. Nein, liebe Amme, eine solche Beleidigung soll der Ritter mir nicht zufügen. Ich werde recht einnehmend, recht freundlich seyn, um ihm zu gefallen, mich recht schön schmücken, und ihn, wenn er meine Hand begehrt, doch abweisen.

Amme. Wie willst Du das machen?

Gismunda. O laß mich nur, es soll mir schon gelingen. Jetzt komme und schmücke mich, so schön,

als Du vermagst. Auch will ich die schöne Armspange anlegen, ihm recht zum Trotze. (Sie geht mit der Amme ab.)

Siebenter Auftritt.

Der König kommt mit Felix. Gefolge des Königs.

König Erik. Seyd mir nochmals willkommen, tapferer Ritter! Ihr habt mein Land von einem großen Uebel befreit, und ich bin bereit, mein Königswort auszulösen.

Felix. Drachen zu bekämpfen und Abenteuer zu bestehen ist meine Lust, an Lohn und Ruhm denke ich dabei nicht, ich ziehe mein Schwert, wenn es eben nöthig ist, und, Herr König, Ihr wißt wohl, es ist manchen Menschen eigen, daß sie zuschlagen müssen, wenn sich ihnen Gelegenheit zum Zuschlagen bietet.

König Erik. Seyd versichert, daß Ihr Euch in einem Lande befindet, wo Tapferkeit geschätzt wird.

Felix. Ich bitte Euch, Herr König, sprecht nicht so viel von meiner Tapferkeit, sie ist gar nicht so außerordentlich, und ich habe es nicht gern, wenn ich so unverdient gelobt werde.

König Erik. Ihr seyd ein braver Mann; ich bitte Euch, recht lange an meinem Hofe zu verweilen.

Felix. Drei Tage, mein König, wenn Ihr es verstattet; ich muß einen Befehl meines Königs vollziehen, und darf nirgends lange rasten.

König Erik. Seht, Ritter, da kommt meine Tochter!

Achter Auftritt.

Gismunda (kommt, von ihrer Amme begleitet. Gismunda, prächtig geschmückt, mit einer Armspange, tritt auf, und neigt sich tief vor dem Könige, dann vor Felix und vor den andern Rittern).

König Erik. Hier, Gismunda, sieh' in diesem Ritter den Drachenbesieger. Seht, Herr Ritter, meine Tochter!

Gismunda. Ihr seyd zur guten Stunde in unser Land gekommen..

Felix. Ja, fürwahr, zur guten Stunde.

Der Narr (hat sich eingefunden und zupft Felix). Nun, Herr Felix, habt Ihr schon ein schöneres Weib gesehen?

Felix. Nein, diese Jungfrau ist wirklich sehr schön.

Narr (schleicht sich hinter die Amme und zupft sie). Nun, habt Ihr jemals einen stattlichern Ritter gesehen, als den Ritter Felix?

Amme. Nein, meiner Treu!

Narr (schleicht sich hinter Gismunda und zupft sie). Nun, habt Ihr jemals einen Weiberfeind bekehrt, so macht hier eine Probe.

König Erik. Wißt Ihr auch, Ritter, welch ein Preis für den ausgesetzt ist, der den Drachen erlegt hat?

Narr. Der fragt noch.

Felix. Ich weiß es, es ist ein hoher, königlicher Preis.

Gismunda (schlägt die Augen nieder). Ach!

König Erik. Was denkt Ihr noch dabei, Ritter?

Felix (freimüthig). Herr König, hört mich an. Frei zog ich bisher durch die Welt, scherzend, kämpfend, voll Frohsinn und Muth. Die Liebe kenn' ich nicht, und achte sie für eine Thorheit; ein Weib besitzen wollen, fiel mir früher nicht ein. Aber ich achte auf die Stimme der Vorsehung, Herr König, ich habe Glauben. Ich glaube, daß ich wirklich für die schöne Gismunda bestimmt bin, ich bin stolz, wenn Ihr, hoher König, mir Eure Tochter zur Gemahlin vertraut, ich werde ritterlich an ihr handeln, wahrhaftig ritterlich, mein König.

Amme (leise zu Gismunda). Nun, mein Lämmchen, ist der Ritter nicht adelig und wohlgestaltet?

Gismunda. Ach!

König Erik. Ihr gefallt mir, Ritter, mein königliches Wort habe ich gegeben, empfanget meine Tochter aus meiner Hand. (Er führt ihm Gismunda zu. Indeß erblickt Felix die Armspange und fragt:) Was seh' ich! Habt Ihr noch eine solche Armspange?

Gismunda. Sie wurde mir, als ich im Grase lagerte und die Armspange neben mir hatte, von einem Raubvogel geraubt.

Felix (zieht die andere Armspange hervor). Ich habe die andere hier.

Gismunda (erfreut). Ach, meine Armspange. Liebe Amme, sieh meine Armspange!

Felix (nach einigem Besinnen). Fräulein, Eure Hand würde mich beglücken, aber ich habe mein Wort schon an meinen König verpfändet, ihm die zur Braut zuzuführen, welcher diese Armspange gehörte. Der Ritter Felix darf Eure Hand nicht annehmen, aber der König von Welschland wird sich glücklich schätzen, Euch als seine Königin zu begrüßen.

Gismunda. Euer König?

König Erik. Der König Julian von Welschland?

Felix. Ja, mein Herr, der König; und als sein Abgesandter stehe ich hier, und frage Euch, mein König, wollt Ihr mir Eure Tochter für meinen königlichen Vetter zusagen?

König Erik. Ich ehre den König Julian von Welschland, ich erkenne, daß der Himmel selbst meine Tochter für Euern König auserkoren hat. Nehmt sie mit Euch und führt sie ihm als getreuer Ritter zu.

Felix. Ich danke Euch, Herr, in meines Königs Namen. Und Ihr, schöne Königstochter, werdet Ihr mir nun williger folgen?

Gismunda. Ich gehorche meinem Vater und werde Eures Königs Gemahl.

König Erik. So sey es, eine Zahl meiner Edlen soll Dich geleiten.

Gismunda. Und wird meine getreue Amme mir folgen?

Amme. Ach Gott, könnte ich denn ohne Dich leben? Mein Lämmchen, Du fragst, ob ich mitgehe?

Felix. So bitte ich, daß Ihr, hohe Herrin, Euch zur Reise rüstet. Mein König harrt mit Sehnsucht auf die Braut, die ihm im Traume erschienen ist, und die ich ihm zu bringen versprochen, sobald ich sie erblickt haben würde.

König Erik (zu seinem Gefolge). Nehmt das neue Schiff, rüstet Alles zur Abreise!

Narr (zu Gismunda). Ich bringe Euch meine Huldigung dar.

König Erik. Kommt, Ritter, in mein Gemach, ich habe mit Euch zu sprechen. (Er geht mit Felix ab. Der Narr geht mit dem Gefolge ab.)

Neunter Auftritt.

Die Amme. Gismunda.

Amme. Nun, mein Goldkind, was sagst Du, nun bekommst Du, statt eines gefürchteten Drachentödters, einen König mit Land und Leuten.

Gismunda. Und darf nicht auf den Tod meines lieben Vaters harren, um Königin zu werden.

Amme. Ach, und geträumt hat dem König schon von Dir, geträumt!

Gismunda. Herr Felix ist ein tapferer Ritter,

aber ein König ist doch immer ein König, Amme, meinst Du nicht?

Amme. Ja, mein Engel, und eine Königin ist eine Königin.

Gismunda. Sobald soll ich nun meinen Vater verlassen!

Amme. Und ich meine Heimath, ach! Ich darf nicht daran denken. (Sie zieht ein Taschentuch heraus.) Wenn ich nicht mit Dir ginge, Du Engel!

Gismunda. Weine nur nicht, Amme! Du sollst es gut bei mir haben.

Amme. Ja, das weiß ich, das weiß ich!

Gismunda. Gehe jetzt, liebe Amme, und packe ein, ich will noch einmal in den Garten gehen und mich unter die Eiche setzen. (Sie geht fort.)

Zehnter Auftritt.

Die Amme, dann der König.

Amme. Nun ist's bestimmt, Gismunda wird Königin von Welschland und ich ihre erste Ehrendame. Ich hoffe, der König wird mich aufnehmen, wie mir's gebührt. Nun, und ich meine, mir gebührt auch Respekt, denn ich habe die Tochter König Eriks, die Gemahlin des Königs von Welschland, groß gezogen!

König Erik (kommt). Nun, Amme, bist Du bereit, der königlichen Braut zu folgen?

Amme. Zu jeder Stunde.

König Erik. Ich gebe meine Tochter nicht ohne

Sorgen so weit von hier; daß Du mitgehst, macht mich ruhiger.

Amme. Auf mich kann sich auch Jeder verlassen, und vornehmlich mein König.

König Erik. König Julian wird sehr gerühmt.

Amme. Unsere Prinzessin soll glücklich werden, ganz gewiß, ich habe die güldenen Aepfel wohl verwahrt, welche sie als Kind von der großen Zaubrerin erhielt.

König Erik. Die güldenen Aepfel?

Amme. Ei, mein König, besinnt Ihr Euch nicht mehr darauf? Als Gismunda zwölf Jahre alt war, besuchte ich mit ihr die große Zaubrerin Wallruscha. Lange betrachtete sie die zarte Hand Gismunda's, dann sprach sie: „Du wirst eines tapfern Mannes Gemahlin werden, er ist aus königlichem Stamme und wird Dich lieben über Alles." Als wir nun die Höhle der Zaubrerin verließen, gab sie mir zwei güldene Aepfel und sprach: „Diese Früchte bewahre wohl, und wenn das zarte Fräulein Braut ist, so theile diese Frucht, gieb eine Hälfte dem Verlobten, die andere dem Fräulein, und sobald sie diesen güldenen Apfel genossen haben, werden sie zu einander in fester, ewiger Liebe entbrennen, bis sie sterben." Sorgfältig habe ich diese Frucht bewahrt, die noch immer wie Gold glänzt und voll Duft und Frische ist; und jetzt, mein König und Herr, nehme ich die güldenen Aepfel mit mir, und denkt an mich, König Julian und Gismunda sollen sich ewig, ewig lieben.

König Erik. Recht Amme, die wahre Liebe ist ein großes Gut, das höchste im Leben. Ich habe meine Königin geliebt bis zu ihrem Tode, ich li be sie noch, möge meine Tochter so glücklich seyn und so beglücken, wie ihre Mutter.

Amme. Nun erlaubt mir, mein König, mich zur Reise zu rüsten.

König Erik. Gehe. Wenn das Schiff zur Abfahrt bereit ist, sehe ich Dich noch einmal.

(Beide gehen zu verschiedenen Seiten ab.)

Elfter Auftritt.

Der Narr (kommt).

Narr. Es geht fort von hier, wie freut mich das. Nun komme ich doch aus dem kalten Lande fort, wo es so viel Bären und Wölfe giebt, und Drachen wie Schwalben herum in der Luft fliegen.

Mein Herr Felix nimmt die Hand der schönen Prinzessin nicht an, er verschmäht es, nach König Erik's Tode das Königreich in Besitz zu nehmen; nun, jeder wie er will. Ein Narr und ein dummer Narr wäre er, wenn er aus bloßer Höflichkeit die Prinzessin heirathete und sein schönes Vaterland verließe, um hier in dem kalten Lande über Barbaren zu herrschen. Der König Julian wird Augen machen, wenn er die schöne Braut sehen wird, und die reizende Lucia — ich kann eben nicht sagen, daß ich mich darauf freue, sie wieder

zu sehen. Sie wird weinen und seufzen, und Weinen und Seufzen ist mir unangenehm.

Möge uns der Himmel nur eine gute Fahrt geben, eine schnelle Fahrt, denn ein schönes, junges Fräulein und ein junger, tapferer Ritter, wie mein Herr, dürfen nicht zu lange mit einem Narren in Gesellschaft seyn.

Zwölfter Auftritt.

Der Narr. König Erik (kommt mit seiner Tochter). Gefolge. Die Amme (welche eine goldene Vase trägt. Von der andern Seite tritt Felix mit Edlen und Dienern auf).

Felix. Es ist Alles zur Reise gerüstet.

Gismunda. So muß ich Dich verlassen, mein Vater.

König Erik. Dein Schicksal will es.

Amme. Sey ruhig, mein Herzblatt, in Welschland wirst Du glücklich seyn.

Narr. Habt nur guten Muth, schöne Königsbraut, bei uns daheim ist's wie im Paradiese.

König Erik. Lebe wohl, meine Tochter! (Er umarmt sie. Zu Felix:) Euch vertraue ich meine Tochter, die Braut Eures Königs.

Narr (zu den weinenden Zofen Gismunda's). Weinet nicht, holde Jungfrauen. Welschland ist ein Land voll Blumen, voll süßer Früchte, Schnee und Eis giebt's dort nicht. (Seufzend.) Einen großen Fehler hat das Land freilich.

Die Zofen (neugierig). Nun?

Narr (noch tiefer seufzend und ebenfalls weinend). Es giebt ungeheuer viele schöne, reiche und stattliche Männer dort, und nicht zwanzig junge, schöne Mädchen im ganzen Lande. Denkt Euch das Unglück, ein Mädchen, was noch nicht halb so hübsch ist, wie jede von Euch, hat zehn Freier. Wir Männer müssen Gott danken, wenn wir ein Weib bekommen, deßhalb bin auch ich noch immer unvermählt.

Die Zofen (legen die Tücher weg, ganz vergnügt). Ist's möglich?

Felix. Die Zeit ist da. Lebt wohl, König Erik, niemals werde ich Eure Gastfreundschaft vergessen. Eure edle Tochter werde ich beschützen, so lange ich athme; so oft als möglich sollt Ihr Kunde von ihr erhalten, gebt Ihr Euern Segen, hoher König, und laßt uns ziehen!

König Erik. Zieht mit Gott, das Glück begleite ferner Eure Tapferkeit, Ritter. Sey so edel und glücklich, wie Deine Mutter. Lebe wohl!

Gismunda (in seine Arme eilend). Lebe wohl, mein Vater! Herr Felix, nun laßt uns ziehen!

(Indem sie Felix die Hand reicht und zärtlich nach dem Vater blickt, fällt der Vorhang.)

Julia legte das Manuscript hin, denn die Glocke schlug elf.

Vier und sechzigste Nacht.

Eine leichte Unpäßlichkeit hielt heute Abend Julien auf ihrem Zimmer fest.

„Julie wird uns die Fortsetzung des Stückes also heute nicht vorlesen," sagte der Oberst.

„Ist denn das Stück gar von Julien selbst?" fragte der Graf.

„Ich weiß es wirklich nicht!" erwiederte Jettchen.

„Kaum," bemerkte der Hauptmann, „an den meisten Frauen bemerkt man Hang zum Sentimentalen und Schwermüthigen, zumal an den jungen. Die Wenigsten lieben Lustspiele und andere heitere Poesien, an Zauberspielen finden sie keinen Gefallen, und selbst etwas Heiteres oder wohl gar Humoristisches zu schreiben, fällt ihnen nicht ein."

„Finden Sie denn in diesem Stücke Humor?" fragte Henriette den Hauptmann.

„Hm — erst muß ich wissen, von wem das Stück ist, ehe ich urtheile," antwortete er.

„Sie schlechter Rezensent!" rief das Fräulein, „aber so sind unsere Kritiker, die Dichtung wird erst beurtheilt, wenn sie den Verfasser kennen. Sie müssen wissen, ob das Buch von einem Manne oder einem Weibe, von einer vornehmen oder im bürgerlichen Leben unbedeutenden Person geschrieben ist, und käme Shakespeare selbst noch einmal auf die Erde als armer Komödiant eines mittelmäßi=

gen Theaters, sie würden ihn wenig genug ehren, und wäre er noch größer als er ist."

„Streitet Euch nicht, lieben Leutchen," sagte der Oberst, und begann zu erzählen:

Von den drei Schneidern.

Waren einmal drei Schneiderlein, hießen Scheer, Nadel und Zwirn. — Scheer war keck und muthig, wie ein junger Bock, Nadel war spitzig und witzig, ein rechter Tausendsassa! Zwirn aber war langmüthig und geduldig, wie kein anderer Schneider mehr.

Wanderten alle drei, bis sie in eine feine Stadt kamen, traten in die Herberge, sagten den Handwerksgruß, wurden von dem Herbergsvater aufgenommen, und fingen alle drei an zu schneidern in seiner Werkstatt, daß es eine Wonne war.

Hatte der Bierwirth drüben ein feines Töchterlein, sahens die Schneiderlein, und Scheer sprach:

Das Mägdlein hold und fein,
Das muß die Meine seyn!
Meck, meck!

Nadel sprach:

O Mägdlein hold! mit List —
Frei' ich Dich, wie Du bist!
Meck, meck!

Zwirn aber seufzte tief und sprach:

Mit Jammer und mit Thränen
Thu' ich nach Dir mich sehnen —
Laß Dich, o Traute, finden!
Daß Zwirn Dich mag umwinden
Mit Thränen,
Mit Sehnen
Meck meck! meck meck! meck, meck!

Drauf haben alle drei zusammen gemeckert und haben sich das Wort gegeben, wollten in keine Feindschaft gerathen von wegen der Eifersucht, sondern alle drei hinüber gehen zur Jungfrau und um sie werben beim Alten in wohl gesetzter Rede, und wer sie haben sollt, der sollt sie haben, und sprach Scheer:

„Will sie mich nit nehmen — eins, zwei, drei,
Schneid' ich mein'n Lebensfaden entzwei."

Nadel sprach:

„Will sie mich nicht nehmen — sonder Schmerz,
Sticht Nadel 'ne Nadel sich durch's Herz."

Zwirn sprach:

„Will sie mich nicht nehmen, häng' ich mich
An einen Zwirnsfaden — sicherlich.

Gingen daher alle drei hinüber zum Bierwirth und zu seinem Töchterlein, brachten ihr Anliegen vor und lagen ihn an um Resolution.

Der Wirth aber war ein Schalk und sein Töchterlein hatte schon einen Herzliebsten, wollten sich aber einen Spaß machen mit den drei Schneiderlein und

sprachen: „Wollen Euch erst auf die Probe stellen; wer die Probe am beßten besteht, soll die Braut heimführen;“ und das Mägdlein sprach zu Zwirn abseits: „Komm, lieber Gesell, diesen Abend Glock sechs herüber, daß ich Dir sage, was Du thun sollst!“ und zu Nadeln sprach sie: „Komm, lieber Gesell, diesen Abend Glock halb sieben herüber, daß ich Dir sage, was Du thun sollst.“ Desgleichen sprach sie zu Scheer: „Komm, lieber Gesell, diesen Abend Glock sieben herüber, daß ich Dir sage, was Du thun sollst.“

Da dachten alle drei Schneider, jeder bei sich: „Ich bin es, den sie erwählet,“ und sagten zu, und gingen guter Dinge wieder hinüber in ihre Werkstatt, wo sie lustig schneiderten und dazu sangen:

„In meines Vaters Garten
Da wächst ein schöner Blum, Blum, Blum, Blum, Blum!
Ein Jahr soll ich noch warten,
Ein Jahr, das ist bald um.“

Des Wirths Töchterlein, als sie solches hörte, lachte aber und sang für sich:

Geht immerhin!
Ich hab' mein Theil!
Ich führ' Euch nur
Am Narren-Seil.
Euch werd' ich nimmer nehmen,
Ich müßt mich Euer schämen!
Ohn' Euch kann ich schon leben!
Ohn' Euch kann ich schon seyn, seyn, seyn, seyn, seyn.

Als es drauf Abend wurde und die Glocke sechs schlug, sprang Zwirn vom Tische auf und sagte: „Muß mal hinausgehen!“

Ging aber hinüber zur schönen Bierwirthstochter. Wurde gar freundlich und holdselig empfangen und fragte ihn das Mädel: „Willst Du, trauter Gesell, die Probe bestehen, so mir Deine Lieb beweisen soll?“ Gerieth darüber der Zwirn in Entzücken, konnte gar nicht reden, nickte nur hastig mit dem Kopfe und ließ einen langen, hohen Triller hören.

Sprach darauf das Mägdlein weiter: „In unserem Hause ist eine Kammer, die Todtenkammer geheißen, soll's dort bei Nacht nicht recht richtig seyn, willst Du diese Nacht mir zu Lieb' als Todter dort liegen und Dich nicht fürchten, auch kein Wort reden, was immer mit Dir geschehen mag, so sollst Du Morgen mein Herzliebster und ums Jahr mein Mann seyn, sonst aber sage mir nicht, daß Du mich liebest.“

Wollt diese Probe dem Schneiderlein etwas grausig bedünken — schämte sich aber seiner Furcht vor dem Mägdlein und war gar zu verliebt, sagte daher zu allem Ja, ließ sich ein Todtenhemd anziehen, eine Nachtmütze aufsetzen, das Gesicht mit Mehl bestreuen und sich endlich in die verdächtige Kammer führen, wo er sich auf ein Todtenbrett hinlegte, ganz wie ein Todter und sich mäuschenstill verhielt.

Als nun drüben die Glock halb sieben schlug, sprang auch der Nadel vom Schneidertisch auf und sprach:

„Muß einmal hinaus gehen.“ Ging hinaus und hinüber nach des Bierwirths Töchterlein, wurde freundlich empfangen und sie fragte ihn: „Sage mir, Gesell, ob Du mich liebst?“

Sprach er gar schalkisch:

„Ich lieb Dich,
Von Herzen,
Mit Schmerzen!
Ueber die Maßen!
Ganz gräulich!
Abscheulich —

Fiel ihm das Mädel in's Wort:

„Ein klein wenig
Oder gar nicht!“ —

Das will ich eben wissen, und deshalb mußt Du eine Probe bestehen. Merk' also wohl auf! „Meinem Vater ist ein Brauknecht gestorben, der liegt oben in der Todtenkammer, und bei diesem Todten sollst Du die Nachtwache halten und ihn vertheidigen, so jemand käme und ihn holen wollte. Willst Du das?“ Da antwortete der Nadel spitzig und witzig: „Ich hielte wohl lieber bei Dir selber Wacht, Du schönes Kind! aber sintemal und alldieweil Du es mir befiehlest und gebietest, so will ich schon auch eine Nacht bei dem todten Brauknechte Wacht halten.“

Ließ sich darauf einen alten Soldatenrock anziehen, einen Pickelhelm aufsetzen, einen erschrecklichen Bart sich anmalen und sich endlich mit einer alten Donner-

büchse bewehrt in die Todtenkammer führen, wo der Todte lag, dort die Wacht zu halten. Schlug endlich die Glocke drüben sieben. Sprang der Scheer mit beiden Füßen vom Schneidertisch auf und rief: „Feierabend!“ Ging sodann hinüber zur schönen Bierwirthstochter und sprach: „Hier ist dein Ritter, o Dame, und harret Deines Gebotes; was soll er thun, um Deine Lieb zu gewinnen?“ Antwortete das Mägdlein: „Oben in der Todtenkammer liegt ein Gesell, der ist gestorben, und bei ihm hält ein Soldat Wacht. Nun verlang' ich von Dir, daß Du Dir das Gesicht schwarz malest, ein rauhes Fell umthust und eine Mütze aufsetzest mit zwei Bockshörnern dran, daß Du aussiehest wie der Teufel; solchergestalt sollst Du in die Todtenkammer gehen, die Wacht erschrecken, und den Todten davon tragen hinab in die Gaststube, willst Du das?“

„Ha!“ rief das Schneiderlein keck, „das ist so recht etwas nach meinem Sinn! Gieb mir nur die Verkleidung, Du sollst Dich wundern, was für einen grausamen Teufel ich vorstellen und wie ich die Wacht erschrecken will.“

Ließ sich darnach von dem Mägdlein das Gesicht schwarz färben, that einen schwarzen Schafspelz um, zog eine schwarze Bockshaut mit Hörnern dran, über den Kopf und ging kecklich nach der Todtenkammer, die Wacht zu erschrecken und den Todten zu holen. Hinter ihm drein aber schlichen das Mägdlein und ihr Lieb-

ster und der alte Wirth und alle Biergäste die Treppe hinauf, bis vor die Thür der Todtenkammer.

In die Kammer schien der Mond und der Todte lag auf seinem Brette und fürchtete sich sehr, und die Schildwach stand in der andern Ecke und fürchtete sich noch mehr, und keiner redete ein Wort, noch regte er sich.

Polterte es draußen vor der Thüre und die Schildwacht rief: „Wer da?" und der Todte kniff die Augen fest zu.

Ging die Thüre auf und hereintrat mit Schnauben und Brummen der leibhaftige Teufel. Als diesen die Wacht erblickte, rief sie: „Alle guten Geister!" warf die Donnerbüchse von sich und kroch unter den Tisch.

Der Teufel schritt hierauf nach dem Lager des Todten hin, packte ihn auf und wollte ihn davon tragen. Aber o Graus! der Todte ward lebendig, packte den Teufel, würgete ihn, und brüllete dazu so gräßlich, daß der Teufel halb todt vor Schrecken mit ihm zu Boden fiel. — Hier wälzten sich nun Beide mit einander herum und brüllten um die Wette! und die Wacht unterm Tisch fing gleichfalls an zu brüllen, was sie konnte, so, daß ob des dreistimmigen erschrecklichen Gebrülls die Wände des Hauses bebten.

Da ging denn abermals die Thür auf und der Wirth und sein Töchterlein mit ihrem Liebsten und allen Biergästen traten in die Kammer und ihnen folgte alles Hausgesind mit Lichtern, und der Wirth rief: „O Ihr

drei verliebten Schneider, welch einen Lärmen vollführt Ihr in meinem Hause, und was soll mir das, daß Ihr Euch als Tod, Schildwacht und Teufel vermummelt?“ Als das die Schneider gehört, da haben sie einander erkannt, und es mag sich Jeder denken, wie sie sich geschämt haben und wie sehr sie verspottet wurden. Schlichen sich derohalb, so still es gehen wollte, davon, und da sie des Spottes in dieser Stadt genug hatten, wanderten sie am andern Morgen früh zum Thore hinaus, ihr boshaftes Liebchen wie ihre eigne Thorheit verwünschend.

Und also ist die Historia fein
Von den drei Schneiderlein,
Und von der Gefahr,
Darinnen Jeder gerathen war
Beschlossen. — —
Viel Possen
Begehet —
Das stehet
Fest! —
Selber der weiseste Mann,
So er nicht über sich wacht,
Daß er mit Macht,
Gott Amors List
Widerstehen kann. —
Es ist
Ein wahres Wort:
Daß die Lieb'
Immerfort
Wecket des Narren Trieb.
Und weil nun der Narr

Auch in dem Weisen stecket —
So meid' er, damit er sich nicht recket
Und strecket
Ueber ihn hinaus —
Die Gefahr.
Und hiermit sey Heil und Segen
Allerwegen —
In diesem und noch viele Jahre! —
Daß alle Thorheit
In Weisheit
Sich verkehr'!

Fünf und sechszigste Nacht.

Heute erzählte der Hauptmann:

Der Mohr von Venedig.

Zur Zeit, als noch Venedig die Beherrscherin des Meeres war, lebte daselbst ein sehr tapferer Mohr, Othello mit Namen, der sich um die Republik sehr verdient gemacht hatte.

Er war aus königlichem Stamme entsprossen, als ein zarter Jüngling nach Venedig gekommen, wo er ein Christ wurde, in den Dienst der Republik trat und sich endlich bis zum Heerführer aufschwang.

Der Ruhm seiner Thaten und seiner Tapferkeit

lebte im Munde des Volks und erwarb ihm die Liebe einer edlen Venetianerin, der jungen, schönen Desdemona, einzigen Tochter des Senators Brabantino. Der Mohr war gleichfalls von der seltnen Schönheit des Mädchens bezaubert, und wagte es, um sie bei ihrem Vater zu werben. Aber nicht nur Desdemona's Vater, sondern auch ihre übrigen Angehörigen waren so sehr wider die Vereinigung der Liebenden, daß diesen kein anderes Mittel blieb, als eine heimliche Vermählung.

Diese blieb nicht lange unentdeckt, und Desdemona's Vater gerieth darüber in den größten Zorn. Er rief den Dogen und die Signoria um Hülfe und Rache an. — Doch der Doge, so wie sämmtliche Richter, fanden den Mohren keines Verbrechens schuldig, im Gegentheil bestätigten sie öffentlich die heimlich geschlossene Vermählung und ermahnten den Brabantino, den Mohren als seinen Eidam anzuerkennen. Brabantino jedoch verstieß seine Tochter und zu dem Mohren sprach er: „Ziehe hin mit ihr, den Vater täuschte und verließ sie; hab' Acht, daß sie Dir dem Gatten nicht Gleiches thut!"

Othello aber schenkte seiner Gattin ein schönes mit Gold gesticktes Schnupftuch, welches er von seiner Mutter erhalten hatte, und sprach: So lange ich dieses Tuch nicht in den Händen eines andern Mannes erblicke, will ich nimmer glauben, daß Du mir treulos seyn kannst."

Bald darauf mußte der Mohr, auf Befehl der

Republik, nach Cypern gehen, um das Commando über die dortige Besatzung zu übernehmen, und Desdemona begleitete ihn.

Othello hatte zwei vertraute Freunde, der eine war ein junger Hauptmann, Rodrigo geheißen, ein edler, rechtlicher Mann. Othello hatte ihn sehr lieb, und Desdemona war aus dieser Ursache immer sehr freundlich gegen ihn. Der andere Vertraute des Mohren hieß Jago, er war Fähndrich und ein äußerst boshafter und niederträchtiger Mensch, dabei schlau und tückisch genug, seine Bosheit unter einer glatten Außenseite zu verbergen. Er war mit einer jungen Italienerin verheirathet, und der Umstand, daß er den Othello, scheinbar nicht ohne Grund, in Verdacht hatte, als habe dieser früher mit seiner Frau in einem geheimen Liebeshandel gelebt, verstärkte seinen Haß gegen denselben nur noch mehr. Der erste Grund seines Hasses aber war der, daß Othello den Rodrigo zum Hauptmann vorgeschlagen hatte und er, Jago, nach wie vor Fähndrich bleiben mußte.

Er sann daher Tag und Nacht darauf, wie er sich nicht nur an dem Mohren, sondern auch an Rodrigo rächen möge. Sich an dem Erstern zu rächen, meinte er, wäre es der sicherste Weg, wenn er dessen Frau verführte und ihn somit entehre. In dieser Absicht legte er der Tugend Desdemona's viele geheime Schlingen. Indeß sah er sich allemal in seiner Hoffnung betrogen, denn Desdemona schien alle seine Bewerbungen

um ihre Gunst nicht einmal zu beachten. Dies vermehrte nur seine Bosheit und er beschloß nun auch das Weib seines Obern mit ins Verderben zu stürzen.

Er begann damit, daß er versuchte den Othello eifersüchtig und seine Gemahlin bei ihm verdächtig zu machen, und da er den Aberglauben des Mohren kannte und wußte, daß dieser die schöne Desdemona nicht für untreu halten würde, so lange sie jenes Tuch bewahre, welches er ihr geschenkt (dieses Tuch nämlich war, wie der Mohr glaubte, ein Zaubergewebe, und während des Webens mittelst geheimer Segenssprüche zum Talisman der Treue geweiht), so beredete der schändliche Jago sein leichtsinniges Weib, ihrer Gebieterin das Tuch heimlich zu entwenden und es ihm einzuhändigen. Kaum daß Jago im Besitz dieses Schatzes war, so begann er seine höllische Arbeit. — Auf listige Weise wußte er das Tuch dem Hauptmann Rodrigo, der die Bedeutung und den Werth desselben nicht kannte, in die Hände zu spielen. Sodann schürte er bei dem Mohren das Feuer.

Seine Absicht gelang nur zu gut, Othello's natürliche Eifersucht, welche bis dahin nur durch den vermeintlichen Zauber war niedergehalten worden, schlug nun, als er seinen Talisman in Rodrigo's Besitz wußte, in hellen Flammen auf. — Er wußte sich vor Wuth und Schmerz nicht zu lassen, und je mehr er früher seine Frau geliebt hatte, um so grimmiger war jetzt sein Haß. Vor allen Dingen trug er dem Verläumder auf, den

Hauptmann Rodrigo aus dem Wege zu räumen, und Jago verlor keine Zeit, diesem Befehle nachzukommen. Am Abend, als Rodrigo nach Hause ging, fiel der Fähndrich ihn im Finstern an, und brachte ihm von hinten einen Stoß ins Bein bei, wovon er zur Erde fiel. Das Geschrei des Verwundeten machte die Nachbarschaft rege; der Fähndrich sah, daß Leute herbeieilten, und kam wieder, mischte sich unter den Haufen und stellte sich ganz erstaunt und betrübt über den unglücklichen Vorfall, der dem Hauptmann begegnet war, ob er gleich im Grunde hoffte, daß seine Wunde tödtlich seyn würde.

In derselben Nacht trat der Mohr vor das Bette der unglücklichen Desdemona, weckte die Schlummernde, hielt ihr ihre Treulosigkeit vor und sagte ihr, daß ihre letzte Stunde gekommen sey und sie sterben müsse.

Desdemona betheuerte vergeblich mit den heiligsten Eiden ihre Unschuld und flehte eben so vergeblich um Erbarmen; der Mohr hörte nicht auf das, was sie sagte, seine Wuth stieg immer höher, und als die Arme endlich zu entfliehen versuchte, riß er sie bei den Haaren zurück, warf sie auf das Bette und erwürgte sie.

Aber kaum, daß er den Mord begangen hatte, so wurde ihm angst und grausig zu Sinne und er konnte nicht von der Stelle. Und als es draußen an der verschlossenen Thüre pochte, und Emilia, Jago's Weib, Einlaß begehrte, da öffnete er, ohne zu wissen, was er that. Emilia war gekommen, um ihrer Gebieterin

Nachricht von ihrem Vater zu bringen, welche so eben von Venedig auf Cypern angelangt war. Sie gewahrte alsbald die grausam Erwürgte und erhob ein schreckliches Jammergeschrei. Da sprach Othello finster: „Laß Dein Schreien, Weib, ich habe gethan, was recht war!“ Und als Emilia antwortete: „Immer war sie Dir treu und liebte Dich nur zu sehr!“ da rief der Mohr: „Nein! sie war mir treulos und liebte mich nicht, denn das Tuch, welches ich ihr am Tage unserer öffentlichen Verbindung schenkte, daß sie es immer bewahren möge zum Zeichen ihrer Treu, dieses Tuch sah ich in Rodrigo's, ihres Buhlen, Händen, der, will's Gott, jetzt auch schon durch Deinen braven Mann seinen verdienten Lohn erhalten hat.“

Als Emilia dieses hörte, fiel sie zu Boden und schrie: „Teufel! Teufel!“ und sodann wieder: „O meine arme Herrin! „Darauf überhäufte sie den Mohren mit Vorwürfen und Verwünschungen, nannte ihn einen dummen, grausamen Mörder der Unschuld, und erzählte ihm, wie sie von ihrem tückischen Manne verleitet, ihrer Gebieterin das Schnupftuch entwendete und es ihm ausgeliefert habe, wie aber Jago dem ahnungslosen Rodrigo das Tuch in die Hände gespielt, um diesen aus der Gunst des Mohren zu verdrängen.

Othello hörte dies alles und stand da, ohne ein Glied zu regen und ein Wort zu reden. Als aber Emilia nun ihre traurige Geschichte geendet hatte und aufs neue jammernd sich über ihre unglückliche Herrin

herwarf, da zog er rasch seinen Dolch aus dem Gürtel und stieß ihn sich in's Herz, so daß er todt neben dem Bette hinfiel.

Emilia selber klagte ihren schändlichen Jago vor Gericht an, und er erhielt seinen verdienten Lohn. Der wackere Rodrigo, welcher wieder genas und der aufrichtig das traurige Geschick seines betrogenen Gebieters und der schönen Desdemona betrauerte, ward von der Republik an des Mohren Stelle zum Gouverneur von Cypern ernannt.

Noch bis auf diesen Tag lebt in Liedern und Geschichten das Andenken an die Liebe und die Eifersucht Othello's unter den Bewohnern des gesunkenen Venedigs fort.

„Diese Geschichte," sagte der Doctor, „hat einen eigenen Reiz für mich, und wenn ich sie erzählen höre, stört es mich nicht im Mindesten, daß Othello ein Mohr ist. Dagegen — ich gestehe es, — mag man es immerhin Schwachheit nennen, ist es mir stets störend, wenn ich in Shakespeare's Othello, oder in der Oper, neben der schönen weißen Desdemona den Mohren sehe. Für mich hat die Liebe einer Weißen zu einem Mohren, und wäre er der edelste Mensch von der Welt, etwas Widriges; es widerspricht zu sehr meinem Schönheitssinne. Auch geht durch die Schwärze des Gesichtes bei'm Schauspieler die Mimik verloren, und das ist doch immer eine Hauptsache."

„Allerdings," sagte der Hauptmann, „hätte Shake-

speare den Mohren in einen Europäer verwandeln können, eifersüchtige Ehemänner giebt es in allen Ländern und in solcher] Leidenschaft ist selbst ein ruhiger Deutscher eines Mordes fähig. Ich sehe nicht ein, warum es Leute giebt, welche nur dem Bewohner des Südens einen so hohen Grad von Leidenschaftlichkeit zutrauen."

„Ich glaube gehört zu haben," bemerkte die Oberstin, „der Mohr Othello sey kein Mohr, sondern ein Maure gewesen, und später durch Tradition in einen Mohren verwandelt worden."

„Es ist möglich, ja sogar wahrscheinlicher," sprach hierauf der Hauptmann, „aber ich muß gestehen, gerade daß Othello ein Mohr ist, giebt für mich der ganzen Geschichte etwas Reizendes, Phantastisches, was sie außerdem nicht haben würde.

„Gott behüte Einen nur vor einem solchen Manne!" sagte Henriette, „ein Eifersüchtiger ist der Quälgeist seiner Frau."

„Keine Liebe ist ohne Eifersucht," sagte lebhaft der Graf, „ich kann die Frau nicht glücklich preisen, deren Gatte ohne Eifersucht, mithin gleichgültig gegen sie ist!"

„Die Eifersucht des Geliebten schmeichelt dem Mädchen, die Eifersucht des Gatten peinigt und beleidigt die Frau," sagte die Oberstin, „und niemals würde ich meine Tochter einem Manne geben, welcher nicht volles Vertrauen in ihren Charakter und ihre Tugend setzt."

Der Graf erröthete und schwieg.

Sechs und sechszigste Nacht.

Als heute der Oberst in das Zimmer trat, war er heiterer als gewöhnlich.

„Freuet Euch," rief er aus, „vor Allen freuen Sie sich, lieber Graf, hier dies Papier spricht Sie nicht nur frei, ganz gereinigt stehen Sie wieder selbst vor den Augen derer, die Ihre edelmüthige Aufopferung, oder vielmehr Ihr Handeln nach den Gesetzen der wahren Ehre mißbilligten."

„Ich wünsche Ihnen Glück," sagte die Oberstin mild, und reichte dem Grafen die Hand.

„Wir wünschen Ihnen Glück!" riefen Alle freudig bewegt. Eugen nur, der am frohesten hätte seyn sollen, stand am ernsthaftesten, ja fast trübselig da; erst als sein Blick Henrietten fand, die mit einem Auge lächelte und mit dem andern ein Thränchen zerdrückte, wurde er heiterer.

Hier ist auch ein Brief an Sie," sprach der Oberst weiter, und reichte ihn Eugen dar.

Dieser bat um Erlaubniß, ihn lesen zu dürfen, und zog sich damit in ein Fenster zurück.

Während des Lesens verlängerte sich sein Gesicht, und düster sagte er jetzt: „Ich muß morgen abreisen, ich kann die Meinigen nicht länger auf mich harren lassen; so schmerzlich es mir auch ist, aus einem Kreise zu scheiden, wo ich so heimisch und glücklich war."

„Ich denke, lieber Graf, Sie werden uns wieder besuchen," sagte freundlich der Oberst.

„Wenn ich darf, o wie gern!" rief feurig der Graf. Noch einige Worte wurden, in Bezug auf Eugen's Abreise, gewechselt, dann entfernte er sich, um mit seinem bisherigen Bedienten über seine Reiseeinrichtung zu sprechen.

„Der Graf wird mir fehlen," sagte der Oberst, „uns Allen wird er fehlen, der Henriette auch, sie hatte ihn lieb wie einen Bruder."

Henriette erröthete über Worte, welche ihr Vater ganz harmlos und ohne Bedeutung aussprach.

Der Doctor unterdrückte ein feines Lächeln, und als der Oberst ihn bat, einen Schwank zu erzählen, um die allgemeine Verstimmung zu verscheuchen, begann er:

Die Versuchung.

(Legendenschwank.)

Es war einmal ein frommer Bischof, dessen Schutzpatron war der heilige Andreas, und weil der Bischof ein sogar gottseliges und unsträfliches Leben führte und auch seinem Schutzpatron alle mögliche Reverenz erwies, so würdigte ihn dieser Heilige seiner ganz besondern Aufmerksamkeit, und erschien ihm zum öftern im Traume. Absonderlich wenn der Bischof ihn in einer wichtigen Angelegenheit um Rath fragte, konnte er mit Gewißheit darauf rechnen, daß St. Andreas in der nächstfolgenden Nacht vom Himmel herunter stieg, um

ihm durch sein „Ja!“ oder sein „Nein!“ seine Willensmeinung zu erkennen zu geben.

Solchergestalt ehrten und liebten die beiden Männer — nämlich der verstorbene Heilige und der lebende Bischof — sich lange Zeit hindurch, und nichts störte ihr gutes Vernehmen.

Das wurmte den Teufel über die Maßen und er sprach zu sich selber: „Die frommen Männer hohnlachen und rathschlagen stets über mich! ich muß sie aus einander bringen, und da ich dem todten St. Andreas nichts anhaben kann, so will ich mich an den lebenden Bischof machen und schauen, wie ich ihn fange.“

Alsbald nahm der Teufel die Gestalt eines schönen Mägdleins an und wandelte hin nach der Behausung des frommen Bischofs. Der Pförtner wollte ihn erst nicht einlassen, der Teufel aber sagte, daß er eine Pilgerin sey, aus dem gelobten Lande komme und um Gehör bei dem hochwürdigen Herrn bäte.

Als solches der Pförtner dem geistlichen Vater berichtete, befahl dieser, die junge Pilgerin vor ihn zu lassen und empfing den Teufel gar freundlich und ihn fragend, was ihr Anliegen sey.

Der Teufel stellte sich gar züchtig und sittig, und begann mit zarter, lieblicher Stimme zu reden: „Ich bin aus fürstlichem Geblüte entsprungen, doch hab' ich des Jammers und der Noth gar viel erdulden müssen von meinem Herrn Vater, der ein gar gestrenger und grimmiger Tyrann ist.“

„Vielleicht bist Du ihm ungehorsam gewesen, meine Tochter, daß er so hart mit Dir verfahren?“ also fragte der fromme Bischof.

Der Teufel schüttelte den Kopf, weinete etwas weniges, und fuhr in seiner Beichte fort: „Mit nichten, o frommer Mann, hab' ich mich gegen meinen Herrn Vater durch Ungehorsam vergangen! Er wollte mich mit einem Prinzen vermählen und machte schon große Zurüstungen dazu. Ich fiel ihm zu Füßen und jammerte sehr und sprach: „Mein gnädiger herzlieber Herr Vater, ich bin schon Braut!“ — Hier hielt der Teufel inne und weinete noch stärker; der fromme Bischof schaute sie betrübt an und sprach seufzend: „Ach meine liebe Tochter! Du bist allerdings ungehorsam gewesen, daß Du Dir schon einen andern Bräutigam erwählet als den, welchen Dein Herr Vater für Dich bestimmt hatte.“

Der Teufel jedoch schüttelte abermals das Haupt und versetzte: „Ach frommer Mann, höret doch nur das Ende meiner trübseligen Historia.“

„So erzähle es mir,“ sagte der Bischof, und der Teufel fuhr fort zu beichten:

„Als ich so zu meinem Herrn Vater gesprochen, nämlich, daß ich schon Braut sey, rollte er grimmig die Augen, griff nach dem Schwerte, zog vom Leder und fragte mich mit erschrecklicher Stimme: Wer mein heimlicher Bräutigam wäre und aus welchem Stamme? Als ich ihm nun sagte, daß er keine Ursach habe also

zu wüthen, indem ich mich unserem Herrn Jesu Christ verlobet. — da lachte er erst ganz teufelisch, sodann aber brüllete er mich schrecklich an: Du bist toll! Darauf stieß er mich mit seinen eigenen Händen in das tiefste Burgverließ, wo eitel Schlangen und Kröten hauseten und spottete mein: Nun mag Dein Gespons dich erretten, wenn er kann!"

„Ich flehete aber zum Heiland — und siehe da, die Pforten meines Kerkers thaten sich von selber auf und meine schweren eisernen Handschellen fielen ab wie Zunder, und draußen schliefen meine Wächter, daß ich ungehindert hinaus konnte, und ich entlief eilends."

„Ich fragte mich nun: Welchen Weg willst Du ziehen? Siehe, da schwebete ein Engel vom Himmel hernieder, und der befahl mir, daß ich zu Euch, Herr Bischof, ziehen solle. Und so bin ich denn hier und flehe Euch in Demuth an, wollet mir ein Hüttlein bauen lassen in einem Walde, wo ich als Einsiedlerin dienen mag unserem Herrn und Heilande mein Leben lang."

Dem Bischof flossen bei dieser traurigen Mähr die hellen Thränen vom Angesicht und mitleidig sprach er: „Fasset Muth, fromme Tochter! und rechnet darauf, daß ich Euch schützen werde vor jeglicher fernern Unbilde. Wir wollen die Sache nach Tische überlegen! Ihr werdet ebenfalls nach Eurer Reise der Nahrung bedürftig seyn, also laßt's Euch bei mir gefallen und seyd für heute mein Tischgast." —

„Ach nein!“ sprach der Teufel und senkte züchtig die Blicke zu Boden, „das würden die Schmäher und bösen Spötter Euch übel vermerken, und mir nicht minder, sintemalen es nicht Sitte ist, daß eine junge Maid mit einem geistlichen Herrn schmauset.“

Da lächelte der Bischof sanft und sagte: „In meinen Jahren ist solcher Leumund und Spott nicht mehr zu fürchten, noch zu achten. Auch speisen wir, meine Tochter, nicht allein mitsammen, so daß jeder böse Schein vermieden wird.“

Die sittsame Jungfrau zierte und sperrte sich nun nicht weiter, sondern ließ sich von dem frommen Bischof, als das Tischglöcklein tönte, in den Speisesaal führen, wo zwölf geistliche Herren, welche der Bischof hatte zum Mahle laden lassen, sie ehrfurchtsvoll begrüßten.

Als es nun angerichtet war, da setzten sich alle, und der Bischof saß neben der vermeintlichen Prinzessin, oben an.

Als aber nun der fromme Mann seine Blicke auf das Angesicht der Fremden richtete, da blieben sie haften, wie die Vögelein an der Leimruthe, denn der Teufel herte mit jedem Augenblick sich mehr Schönheit und Schminke an.

Darob wurde dem Bischof ganz curios; der alte Adam begann sich in ihm zu regen! Es brannte ihm wie Nesseln über den ganzen Leib, und böse Begierden wuchsen in seinem Herzen auf.

Aber kaum, daß sich die Gedanken des Greises so weit von Zucht und Ehrbarkeit entfernten, wurd' er aufgeschreckt durch donnernde Schläge, so an sein Thor geschahen; und als der Pförtner nachsah, wer sich so stürmisch vernehmen ließe, da war es ein fremder Pilger, welcher Einlaß begehrte und auf kein Ruhegebot achtete, sondern mit großem Geschrei zum Bischof verlangte. Er wollte aber nicht sagen, wer er wäre. Das meldete nun ein Diener dem Bischof, und der geistliche Herr rief: „Ei, welch dringende Sache mag das seyn? Wenn Ihr es erlaubt, edle Prinzessin! so mag der fremde Pilgersmann sein Gesuch gleich hier vorbringen."

Die Prinzessin geberdete sich gar huldvoll und antwortete: „Herr Bischof, es ziemt mir nicht, hier zu gebieten, doch glaub' ich, wir thäten wohl, wenn wir suchten uns vor Aerger zu wahren. Der fremde Pilgersmann bedünkt mich ein gar heftiger Gast, dessen Rohheit uns leicht beleidigen könnte, bin derohalben der Meinung, daß Ihr zuvor durch eine sinnreiche Frage seinen Geist prüfen möchtet. Verfehlet er die Antwort, so ist er sicher nicht würdig, vor Euch und diesen überaus frommen Herren zu erscheinen."

Als solches die zwölf geistlichen Herren hörten, priesen sie laut die Weisheit der schönen Prinzessin — selbst dem frommen Bischof gefiel die Rede gar wohl, und stracks wurde die Prüfung des Pilgers beschlossen. Als es aber nun zur Ausführung kam, da fand sich leider nicht

Einer unter allen am Tische, welcher es verstanden hätte, eine sinnreiche, verfängliche Frage zu bilden.

„Ei, was wollen wir uns doch lange die Köpfe zerbrechen," sprach endlich der Bischof zu seinen Gästen. „Sitzet nicht ein holder, weiblicher Salomo hier unter uns? was gilt's, der künstelt ein Räthsel geschickter, denn wir alle zusammen es nicht könnten."

„Ihr scherzet!" versetzte die Prinzessin, „doch wenn Ihr es wollt, so sey es. Lasset Euch von dem fremden Pilgersmann sagen, wie groß — auf's Härchen gemessen — der Luftraum zwischen Himmel und Weltgebäu ist."

Die geistlichen Herren, den Bischof an der Spitze — rühmten höchlich die Weisheit dieser Frage, und sandten den Diener damit zur Pforte. Doch den Fremdling erschreckte die Aufgabe nicht, und er antwortete dem Diener: „Geh' und sage Deinem Herrn: **Der, welcher das Räthsel erschaffen, brächte die Antwort am beßten zu Tage, denn er habe, als er in den Abgrund der Hölle gestürzt worden, die Reise vom Himmel zur Erde gemacht.**"

Zitternd eilte der Diener zurück in den Saal und brachte die Antwort des Pilgers vor.

Als die geistlichen Herren diese hörten, entsetzten sie sich, und sahen mit bleichen Gesichtern einander an.

Das schöne Fräulein sprühete aber Feuer und sprang mit Pferdefüßen vom Stuhle auf. Zwei große Böcke-

hörner stießen das Häubchen in die Höhe, ein Kuhschwanz brach unter der langen Schleppe hervor, die zarten Händlein wurden zu glühenden Krallenfäusten, und so unter Gepolter und Krachen fuhr der Satan davon, einen unerträglichen Teufelsgestank zurücklassend. Die geistlichen Zecher hielten sich sammt und sonders ihre Nasen zu, und flohen mit Grausen von der Tafel weg, hinaus in's Freie, wo sich wie ein Nebel der fremde Pilger verlor. Der Bischof war so erschrocken, und zog sich das Abenteuer so sehr zu Gemüthe, daß er zu erkranken begann und sein Lager suchen mußte. Aber wie freute sich der fromme Mann, und wie ward seine Seele erquickt, als sein Schutzpatron St. Andreas in der Nacht ihm erschien und folgendergestalt zu ihm redete:

„Ich sah Dich vom Teufel bestrickt, und kam in Pilgergestalt, um Dich zu warnen; wer seinen Freunden, wie Du, seine Liebe und Verehrung beweiset, der mag darauf rechnen, daß er dereinst die Früchte ihrer Dankbarkeit erntet."

Henriette hatte, noch ehe der Doctor seine Legende beendet, das Gemach verlassen und war in den Garten geschlichen. Dort setzte sie sich zu dem Brunnen, stützte den Kopf in die Hände und Thräne auf Thräne rollte über ihre Wangen.

Heute, jetzt empfand sie zum ersten Male recht lebhaft, daß sie Eugen liebte; kaum hatte sie sich vorhin im Gemache ruhig behaupten können.

Liebte er sie? Diese Frage tönte jetzt bang' und unaufhörlich in ihr. Ihr Herz sagte: ja, ihre grübelnde Vernunft: Du täuschest Dich!

Lange saß sie da, in Thränen aufgelöst; sie dachte nicht daran, daß sie vermißt werden könnte, sie vernahm die Schritte nicht, die näher und immer näher kamen. Erst als eine warme Hand die ihrige faßte, und eine theure Stimme: „Henriette," flüsterte, kehrte sie in die Wirklichkeit zurück.

„Henriette, ich reise morgen, darf ich wieder kommen?" fragte zärtlich Eugen.

„Ach — fragen Sie meinen Vater!" erwiederte sie.

„Nur Sie können dies bestimmen," fuhr der Graf fort, „Henriette, ich möchte Sie gern mit mir nehmen auf immer und ewig!"

„Ach, Eugen, lieben Sie mich aber auch wirklich, auch recht von Herzen?" fragte sie leise.

„Mehr als ich sagen kann!" sprach er; sie legte leise ihren Kopf an seine Brust und weinte.

Sie gingen Arm in Arm durch den Garten; am Brunnen blieben sie stehen.

„Nun, schönes Fräulein von Ardowell," sagte halb wehmüthig, halb scherzend Eugen.

Da erblaßte Julia und ängstlich flüsterte sie: „Nenne den Namen nicht, Eugen; schon seit längerer Zeit quälen mich Träume, martern mich Ahnungen, daß ich Dir flüchtig entschwinden möchte, wie jene Nymphe; ach, Eugen, wenn Du zurückkehrst, wirst Du mich wiederfinden?"

Er drückte sie an sein Herz und sprach: „Wiederfinden oder Dir nacheilen, und sollte es in's Jenseits seyn!"

Sieben und sechzigste Nacht.

„Nun bitte ich Euch," sagte diesen Abend der Oberst, „erzählt auch einmal wieder eine deutsche Sage, denn ich ziehe die deutsche Sage allen andern vor."

„Auch ich," stimmte der Hauptmann bei, und die Oberstin sagte: „Ist es meinen Zuhörern angenehm, theile ich ihnen die an's Sagenhafte gränzende Geschichte der Agnes Bernauerin mit, wie sie uns die treffliche, zu früh verstorbene Erzählerin, Friederike Lohmann, erzählt."

„Ja, ja, theile uns die Geschichte der Agnes Bernauerin, die ich ohnedies nur halb weiß, mit," sagte der Oberst, und seine Gemahlin begann:

Die Schwalben.

Die Abendsonne nahm Abschied von den Zinnen der Veste Vohburg, die Zugbrücke war schon hinaufgewunden, tiefe Einsamkeit, die immer hier wohnte, wandelte sich in todtes Schweigen, als der Wächter noch einen Blick vom Thurm in die Gegend gethan, und die Runde im Schloßhofe gemacht hatte. Ganz leer stand

das große Gebäude, nur zuweilen kehrte ein schlichter Jägersmann ein, für den zwei der kleinsten Gemächer mit veraltetem Geräthe ausgestattet waren. Uebrigens schienen die spitzen Fenster wie blinde Augen, ohne Leben und Licht; Gras wuchs im Schloßhofe, wo der Huf der Rosse nichts zertrat, wo keine Stallbuben, keine Falkner und Wappner sich tummelten, und wenn es Abend wurde, und der Mond mit blassem Scheine in die verlassenen Mauern hineinsah, fand er nur ein eben so bleiches Licht in den oberen Fenstern eines alten, viereckigen Thurmes. Die wenigen Leute im Schlosse wußten, er leuchte einer scheuen Frau oder Jungfrau, die mit ihrer Mutter hier verborgen lebte, und den Schritt niemals aus dem Bezirk des wilden, aber reizenden Burggeheges wagte. Wer sie sey, wußte Niemand, als vielleicht der Burgwart, und auf das streng gelobte Stillschweigen war so reicher Lohn gesetzt, daß kein Verrath sich fürchten ließ, selbst wenn die Dienerschaft weniger geprüft, und die Dame, deren Sicherheit es galt, weniger hold gewesen wäre. Von außen sah der alte Thurm einem Gefängniß nicht unähnlich, und offenbar war er der älteste Theil der Veste, ehedem zu Schutz und Trutz einzeln erbaut; die Wohngebäude hatten sich wohl erst später neben ihm angereiht, obgleich auch sie Jahrhunderte sahen; auch barg sein tiefster Schooß schauerliche Gewölbe, wo vielleicht vor Zeiten unglückliche Gefangene seufzten, und wohin der Eingang nur aus dem Innern führte, da sich kein Pfört-

chen zu ebener Erde fand. Ein höheres Geschoß enthielt die geräumige Küche im ganzen Umfange des Thurmes, sie war zugleich die Wohnung einiger Diener, der Dienerinnen der Damen, und eine Treppe von außen, die man im Fall einer Gefahr entfernen konnte, führte hierher. Von da aus aber leitete eine schmale Windelstiege in das eben so große, herrschaftliche Gemach, dessen sorgfältige, fast prächtige Auszierung den dunklen Thurm vergessen machte. Zwar hatte es nur kleine, tiefe Fenster, in weiter Entfernung von einander, und deßhalb beleuchtete kein Licht die Wände, aber sie prangten mit reichen Tapeten und goldenen Zierrathen, und jedes Geräth war gediegen und kostbar. Zwischen den Fenstern öffneten sich Tapetenthüren zu kleinen Behältnissen, die in die Dicke der Mauer gebrochen waren; abgesonderte Schlafgemächer für beide Frauen, und ein Betzimmer, dessen offene Thüre das schöne Bild der Mutter Gottes, von zwei hohen Kerzen beschienen, zeigte. Eben so führte auch die Treppe, zwischen der Mauer hin, von der Wohnung der Dienerschaft hierher, und von hier weiter auf die Zinne des Thurmes. Aus ihrem Gemache konnten die Damen hinaufsteigen, und der frühe Morgen wie die kühle Nacht sah sie oft auf der Höhe, in der Nachbarschaft der Sterne, wo ihre Augen eine weite Reise durch das freie Land antraten, und Eine von ihnen hinter Wald und Berg die ferne Liebe grüßte.

In der Dämmerung des Abends schauen wir

zuerst in dies verschwiegene Gemach, und belauschen die Einsamkeit der Bewohnerinnen. Frau Remigia von Schwalb, in schwarzem, faltenreichem Kleide, mit einer kleinen, weißen Schürze und knappem, schwarzem Mützchen, saß bequemlich am Fenster, die Hände in den Schoß gelegt, wo die Spindel ruhte. Ihre junge Gefährtin hatte eben ein Tuch über ihr Tapetenwerk gebreitet, denn für heute war die Arbeit abgethan, und sie blickte hinauf nach dem letzten Sonnenstrahle, der ihr Gesicht so herrlich verklärte, daß Remigia sie voll Bewunderung betrachtete. „Wahrlich," dachte die alte Frau, „wie man nimmer müde wird, in eine schöne Gegend zu schauen, so kann ich niemals Agnes ansehen ohne lebhaftes Wohlgefallen, so oft ich sie auch sehe. Wie die sinkende Sonne ihre Farbe erhöht, wie ihre Augen so herrlich glänzen, und ihr goldenes Haar ein leuchtender Schleier scheint. Nein, ich wundere mich nicht, daß der Männer Blicke von solcher Anmuth bezaubert wurden, und die Stimme einer ganzen Stadt die niedrige Jungfrau „den Engel" nannte. Wohl mag es eine angenehme Aussteuer seyn, jeglichem Auge zu gefallen! — Doch die Schönheit geht gefahrvollen Weg, wo wir andere Menschenkinder unbeachtet auf ebener Straße fortwandeln. — Gott schütze und behüte sie!"

Während Frau Remigia also dachte, hatten frohe Betrachtungen die jugendliche Brust ihrer Gefährtin erfüllt.

„Seht doch," sagte sie, „die Abendsonne scheint

schon wieder bis in jenen Winkel und ruht einen Augenblick auf meinem Betschemel aus; eben so war es voriges Jahr, da wir hier ankamen, und dann ging es schnell mit den längeren Tagen, und die lieben Schwalben kamen gezogen, und es ward Frühling. Der Winter ist mir still und friedlich verflossen, ich habe nicht ein einziges Mal gewünscht, meine Einsamkeit zu verlassen. Aber der Frühling, der Sommer ist doch schöner; da nehmen wir wieder Besitz von dem ganzen herrlichen Lande umher; ruhen in mondhellen Nächten oben auf der steinernen Bank von der Hitze aus, und ich schaue nach der Straße, um den lieben Besuch früher, als Ihr, zu sehen, der dann auch öfter, viel öfter kommt. Den langen Winter hab' ich ihn nur drei Mal, und immer nur kurze Zeit gehabt."

„Armes Kind!" sagte die alte Frau, „glaub's wohl, daß Euch hier zuweilen das Herz schwer wird. Die Jugend will Genuß und Raum, und die Welt scheint ihr zu enge. Im Alter ist man lieber mit einem stillen Plätzchen zufrieden. Aber Liebe kann Alles und duldet Alles, vornehmlich in uns Weibern."

„Ich sehne mich nicht hinaus in die Welt," sagte Agnes, „niemals war das mein Sinn; nur meiner Schwester zu Liebe ging ich hin, wo Geräusch und lärmende Freude war, und unter der Menschenmenge fühlte ich mich oft am meisten allein. Die Einsamkeit hat herrliche Schätze, sie spendet sie aber nur ihren Vertrautesten. Kann man einsamer leben, als wir?

Wir haben nur unsere Arbeit, meine Laute, den Himmel mit seinen Sternen, unsere Erinnerungen und Hoffnungen, das grüne Land, die Bäume und Blumen, und glaubten wir nicht Alles zu verlieren, als der Winter das Grün abstreifte? Doch, sagt selbst, liebe Mutter, ob nicht jeder Tag mit frohem Angesichte schied, wie ein lieber Gast, den wir ungern ziehen sehen. Ich nun sonderlich, darf nicht klagen; mich beglückt die Liebe, und ein Besuch von Albrecht giebt mir Freude auf lange Zeit. Er wird im Sommer öfter kommen und länger verweilen, darum freue ich mich so sehr auf die erste Schwalbe, sie ist mir ein Liebesbote. Schon als Kind habe ich das Vöglein herzlich lieb gehabt. An unserm Dache nistete so ein kleiner Haushalt, seit ich lebte, meine Mutter meinte, das Nestchen sey mit mir zugleich erschienen; das war eine Trauer, wenn sie ausflogen, und eine Freude, wenn sie wiederkehrten. Als sie unwandelbar die frühere Stelle wieder suchten, und sich mit ihrem Geschwätze nach der weiten Reise über Land und Meer wieder einfanden, dacht' ich, es gäbe kein schöneres Bild der Treue, der die Welt nichts anhaben kann. Und als ich unser Haus verließ, den Vater auf Nimmerwiedersehen, alle meine Erinnerungen, alle meine Freuden, da hatte ich noch eine Thräne für die vertraute Schwalbe, und ich wünschte, sie möchte mir nachfolgen; denn wo die Vögel bauen, wohnt das Glück. Dann führte mich Albrecht hierher, ich lernte Euch kennen und mußte im Stillen lächeln,

weil es eben war, als hätte eine Fee meine Schwalbe in eine traute Freundin und Mutter verwandelt."

„Laßt Euch so ein Geschichtchen erzählen, den Abend zu kürzen," sagte Remigia. „Alles Ernstes spricht eine alte Sage in dem Geschlecht meines Eheherrn von etwas Aehnlichem. Ich aber bin wohl eine alte, unverdächtige Frau, und in meiner schwerfälligen Behaglichkeit weit entfernt, ein verwandelter Vogel zu seyn, dem doch noch etwas von der frühern Wanderlust anhängen möchte. Gott und Euerm Herrn sey es gedankt, daß ich hier zur Ruhe kam. Es ist mir traurig im Leben ergangen, wie Ihr schon wißt, bis vor Jahren mein Knabe einen Helfer in dem edlen Herrn fand, und ich durch ihn. Darum mag er uns wohl vertrauen, denn wir Beide würden das Leben lassen, ihm zu dienen, und wenn ich sein Angesicht sehe, so muthig und freundlich, wie St. Georg's, hat es für mich noch eine Schönheit mehr, weil es mir hülfreich erschien, da ich an Hülfe verzagte."

„O, wie gern ich ihn loben höre," rief Agnes aus. „Liebe Remigia, sprecht oft von ihm, erzählt mir Alles, was ich schon gehört habe, nur nennt seinen Namen. — Oder nein! — nennt ihn nicht und gebt mir Euer Mährchen. Ich muß ja die Sehnsucht bezwingen, bis da drüben das kleine Pförtchen geöffnet wird und mein Jägersmann eintritt. O, daß er jetzt erschiene!"

„Ich wünsche, wie Ihr, edle Frau," entgegnete

Remigia, „versprach mir nicht Herr Albrecht, das nächste Mal meinen Justus mitzubringen? Es ist länger als ein Jahr, seit ich ihn zuletzt sah.“

Es war indessen ganz dunkel geworden, eine Dirne brachte Licht und zündete die große Lampe über dem Tische an; Remigia ergriff die Spindel, Agnes und das Mädchen wickelten die farbige Wolle auf, die die junge Frau an ihrem Webstuhl verbrauchte, und die Matrone begann: „Zur Zeit Kaiser Rudolph's, des Habsburgers, vermählte ein reicher Bürger zu Merseburg an der Saale sein einziges Töchterlein einem Kaufherrn zu Erfurt. Das Mädchen war blutjung, hübsch und zart, fröhlich und guter Dinge, hatte noch keinen Mann geschaut, bei dessen Anblicke ihr Herz rascher geschlagen hätte, und dachte bei dem entschiedenen Ja nur an des Vaters Willen, den goldenen Ring und Halsschmuck, an die Frauenwürde und die Erlösung von einer bösen Stiefmutter. Das war gut, denn der Bräutigam mochte vielleicht dreimal so alt seyn, wie die Jungfrau, und wenn man ihn ansah, wollte man schwören, solches Gesicht wäre zeitlebens nicht jung gewesen. Kostbare, viel belauschte und bebänderte Kleiderpracht machte das Uebel noch ärger, und von dem wenigen Lichte, was im Innern wohnte, konnte kein Strahl ausgeben, das unscheinbare Aeußere zu beleben. Die junge Hermingarde ließ sich darob nicht kränken. Sie tanzte an ihrem Ehrentage mit fröhlichem Herzen, recht wie ein glückliches Kind, reichte rechts und links

manchem schönen Junker oder Bürgersmann die Hand, ohne Vergleichungen anzustellen zwischen diesen und dem neuen Gemahl, der mit ihrem Vater beim Pokal saß, und die Aussteuer und das Witthum besprach, nahm mit Vergnügen die Oberstelle an der Tafel ein, hörte des vermummten Lustigmachers Späße und die Lobpreisungen ihrer Schönheit gefällig an, und tanzte wieder, bis das Morgenlicht die Kerzen beschämte und der Bräutigam über dem Bretspiel einnickte. Als nun aber die Glocke des Domthurms drei Uhr brummte, dachte sie mit Wehmuth, daß der letzte Tag im Vaterhause vorüber sey, denn weil in Erfurt Alles zu längerer Feier des Hochzeitfestes gerüstet war, sollte es mit der Morgendämmerung geschieden seyn, und ihre Gespielinnen umringten sie, ihr Lebewohl zu sagen, und bei Anlegung der Reisekleider behülflich zu seyn.

Die Glocke schlug elf, die Oberstin versprach die weitere Mittheilung der Geschichte auf morgen Abend.

Acht und sechzigste Nacht.

(Fortsetzung der vorigen Geschichte.)

Noch schwamm der graue Frühnebel über der Saale, die Thürme des Schlosses hoben sich nur un-

deutlich aus der Luft empor, als die schweren Rosseshufe durch die Straße tönten, und der Brautzug langsam die Stadt verließ. Voran ritt Herr Frosching, der ehrsame Kaufherr aus Erfurt, neben ihm der Vater der Braut, Beide gar bedächtig, und sichtlich wie Leute, die Ungewohntes beginnen, zwischen ihnen lenkte Hermingarde ihr kleines, behendes Roß, das, wie seine Reiterin gern aus dem Bann so schwerfälliger Begleitung entschlüpft wäre. Hinter diesen Hauptpersonen war eine Schaar Freunde und Diener, mit bunten Fähnchen und grünen Kränzen an bebänderten Stäben, mit deren flatternden Farben die Morgenluft spielte. Dann folgten zwei Pferde mit der Aussteuer der Braut und den Schluß machte das gewaffnete Geleit, sechs bischöfliche Reißige, in schweren Waffen, mit Schild, Lanze und Schwert.

Lustig ging die Reise fürbaß, in der Mittagshitze wurde lange gerastet, geschmauset und gezecht, die bischöflichen Reiter nahmen auch ihren Theil daran, doch murrten sie beim Aufbruch und meinten, man könne Gott und den heiligen Heerschaaren danken, wenn man unangehalten, bei guter Tageszeit den steilen Waldpaß um die Burg Raspenberg zurücklege, deren Besitzer von ihren Thürmen herablugten gleich raublustigen Geiern. Den friedlichen Hochzeitleuten war dabei nicht wohl zu Muthe, unvermerkt verstummte Scherz und Gesang, das Häuflein rückte dichter zusammen, und als die grauen, stumpfen Mauern über den Wald sicht=

bar wurden, ward manches Stoßgebet zum Himmel gesandt. —

Wirklich standen auch die Raspenberger Raubritter seit Morgens auf der Zinne, des Zuges zu warten, denn er war ihnen verkundschaftet worden; wo der Berg sich im engen Bergpaß unter ihrer Burg hinwand, stürzten sie jählings hervor, mit mehr als zwanzig Knappen, tödteten zwei der bischöflichen Reiter, jagten die andern in die Flucht und bemächtigten sich der Beute, sammt der Hochzeitgesellschaft, bis auf den Bräutigam. Unter den begleitenden Freunden wählten sie die Reichen zu Geißeln, die andern entließen sie, um Lösegelder herbeizuschaffen, und so mußten die zitternden Gefangenen, nachdem man den Bräutigam vergebens gesucht hatte, umringt von wilden Gestalten, den Berg vollends ersteigen.

Frosching war glücklich entkommen; wie das geschehen sey, begriff er selbst kaum. Er hatte beim ersten Angriff in der Angst seines Herzens das geduldige Roß wüthend gespornt, daß es mit ihm davon flog durch Busch und Dorn, einen jähen Absturz hinunter, wie ein fliegendes Sarazenenpferd, und die Haare auf seinem Haupte sich sträubten. Während dieses Fluges gab er sein Leben verloren, ja, er wünschte, so viel er noch denken konnte, er möge lieber tausendmal in die Hände der Stegreifritter gefallen seyn, als auf dem Rücken dieses rasenden Unholdes zu sitzen. Bald war ihm das Getümmel des Streites verhallt. Der Wald

ward dichter, das Roß schäumte, da faßte er den Entschluß, sich von seiner Qual zu erlösen, umklammerte den ersten niedrigen Baumzweig, blieb hier hängen, schöpfte Athem und sah, wie das Thier unter ihm hinschoß. Mühsam suchte er später den ungelenken Körper zur Höhe zu befördern, und im luftigen Ruhesitz erwartete er Erlösung, die ihm noch vor Nacht durch einen Köhler zu Theil wurde.

Indessen hatten die Ritter ihre Veste erreicht. Man wies Hermingarden ein festes Gemach im Thurm an, ein altes, häßliches Weib bereitete ihr Lager, und sorgte mürrisch für einige schlechte Geräthschaften. Die friedlichen Männer mußten den Räubern in das ritterliche Wohnzimmer folgen, wo die Wände mit Harnischen, Kolben und Geschoß, alten Fahnen, Hirschköpfen und andern Jagdtrophäen behängt waren. Hier wurde die Beute gemustert und das Geld gezählt, unter Flüchen und Drohworten, weil es eine geringere Summe war, als man gehofft hatte. Mit Entsetzen sah der alte Mann seine Ersparnisse, das Gut seines Kindes in den ruchlosen Händen, hörte, wie sie ihm noch ein unerschwingliches Lösegeld zumutheten, und einen Boten nach Hause bewilligten, dem er Zeichen und Vollmacht zu geben habe. Er bat und flehte, furchtsam demüthig, und betheuerte, er besitze nicht zwei Schock Groschen, viel weniger das Gold, von dem sie so kühnlich redeten; auch ließ er merken, sein Eidam, dem Gott von dannen geholfen habe, werde Mittel wissen, Braut und

Brautvater zu befreien. — „Ist Dein Eidam ein Vogel?“ fragte Wolfram von Raspenberg, der Goliath genannt; „so er das nicht ist, wird er dies Nest nicht erreichen. So lange Dohlen und Schwalben nicht wehrhaft werden, sitzen wir sicher hier oben. Flehe den heiligen Antonius an, daß er solch ein fliegendes Heer rüstet, der ist ja der Patron der Thiere, und wird ein zitterndes Schaf, wie Dich, nicht verlassen.“

Acht Tage im feuchten Burgkeller machten den alten Mann geschmeidig, er verlangte die Ritter zu sprechen; sie ließen mit sich handeln, man kam bis auf die Hälfte des Geforderten.

Indessen war die Lösung der andern Gefangenen erfolgt, sie zogen heim, ihnen gab der Brautvater Aufträge an sein Weib und wanderte wieder hinab in seinen Keller. Als aber nach vierzehn Tagen das Geld kam, erhielten die Merseburger Boten von dem hämisch lachenden Goliath den Leichnam ihres alten Herrn. Sie verlangten Hermingarden's Auslieferung, doch die Brüder Raspenberg meinten, von ihr sey nimmer die Rede gewesen, sie bleibe, wo sie sey; wer sie von dannen führen wolle, möge zuvor einen Gang mit ihnen Beiden thun auf Spieß und Schwert. Darin waren die Herren einig, in ihrer fernern Absicht desto weniger. Der jüngere Bruder Haino wollte die Braut zur Frau von Raspenburg machen. Der Goliath gönnte sie ihm nicht, und ehe er sie sich selbst gönnte, wollte er versuchen, ob Herr Frosching sie vielleicht mit großen

Summen löse. So versperrte er Hermingarden's engen Kerker noch sorgfältiger, um sie sich allein zu bewahren. Hermingarde stand an ihrem vergitterten Fenster und sah in der Tiefe auf dem Schloßhofe ein seltsames Schauspiel. Einige Männer, zwar bewehrt, doch in friedsamer Bürgertracht, trugen eine Bürde langsam, feierlich zur Pforte, und betteten sie hier auf ein stattliches Pferd. Hermingarden's Blut erstarrte in unheimlicher Ahnung, und sie fragte die alte Frau, die eben den spärlichen Abendtisch rüstete, was das sey? —

„Sie holen den Leichnam des alten Gefangenen, mit den langen, grauen Haaren," war die Antwort, „er ist unten im Verließ gestorben. Der Keller ist schon manches Menschen letztes Haus gewesen, der sich nicht von Hab und Gut trennen wollte. Danket Gott, daß Ihr hier oben sitzet, eben unter uns ist das schauerliche Loch."

Hermingarde hörte schon nichts mehr, sie war zu Boden gesunken, und erwachte erst spät unter den rauhen Hülfeleistungen der Frau.

Während sie eine schwere Krankheit überstand, und nichts von sich wußte, ward ihr Loos geworfen. Frosching weigerte sich, ihre Auslösung zu zahlen; die Brüder Raspenberg entzweiten sich über ihren Besitz, und nach einem blutigen Kampf zwischen Beiden schwur Goliath, es solle keiner die Dame sehen, noch ihrer begehren, bis der Andere sein Recht aufgäbe, auf daß nicht Zwietracht ihren Feinden gutes Spiel schaffe.

Denket Euch nicht einen Thurm wie den unsrigen! Hermingarden's Kerker maß sechs Schritte, von einer schwarzen Mauer zur andern. Ein schlechter Tisch, ein Stuhl aus Binsen, ihr Lager Stroh, mit einer Bärenhaut bedeckt, eine ferne Lampe, an Ketten hängend, und in diesem finstern Raum die blasse Gestalt des einst so fröhlichen Mädchens, zu Boden gedrückt durch Krankheit und Gram. Keine Zerstreuung, keine Arbeit kürzte die schleichenden Tage. Hier kannte man weder Spindel noch Nährahmen, auf der Raspenburg wurde nichts geschaffen, nur zerstört. Mit Neid sah Hermingarde eine Spinne am Fenster weben, und störte die Fleißige nicht; mit Neid und liebendem Antheil blickte sie nach dem Schwalbennest, das über dem tiefen Fenster klebte; das Vögelchen war ja frei! — Viel Gedanken waren eben ihre Sache nicht, und was sie dachte, war qualvoll. Kam nun der Abend, so bemächtigte sich ihrer ein Grauen bei der Vorstellung, es sey ja unter ihren Füßen das schreckliche Burgverließ, wo die Schlachtopfer der Grausamkeit gelitten hatten, wo ihr Vater ohne Kirchensegen geschieden war; sie flüchtete dann auf ihr Lager, aber ihre Einbildung und das Lärmen der Ratten und Mäuse bevölkerte die Zelle mit Gespenstern. Täglich und stündlich stand sie am Fenster und sah dem Treiben der Schwalbe zu. In Merseburg, in des Vaters Hause, war es immer gar lebhaft gewesen, eine junge Dirne hatte die Tochter niemals verlassen, mit ihr durfte sie schwatzen von früh

bis in die Nacht; in Winterabenden kamen die Gespielinnen mit der Spindel, da war der traulichen Rede kein Ende und des Gesanges, der Mährchen, der Legenden. — Ach jetzt hatte die Arme ihre eigne Stimme lange nicht gehört, viel minder eine andere.

Die Alte verweilte nicht bei ihr, sprach kein Wörtchen, setzte nur stumm das Nothwendige nieder und verschwand. In so trauriger Einsamkeit machte es ihr schon Freude, wenn die Schwalbe den Kopf nach ihr drehte; sie bildete sich ein, die klugen Augen sähen sie mitleidig an, zuletzt ertappte sie sich auf dem Versuche, in Ermangelung eines menschlichen Wesens, Rede und Klage an diese Gefährtin zu richten.

„Kannst Du nicht sprechen, mein Vögelein?" seufzte sie, „kannst Du mein Herz durch nichts erleichtern? Ach, daß Dein Zwitschern mir verständlich wäre! es klingt so fröhlich, so munter, so traut. Du siehst aus, als ob Du mich vernähmest, mich beklagtest. Komm herein durch die Stäbe des Gitters, ich will Dir das Beste geben, was meine karge Nahrung beut, komm herein! Es ist schauerlich still um mich, ich vergehe vor langer Weile, und weiß nichts zu denken als mein Unglück. Du fliegst über Land und Meer; wenn Du eine menschliche Zunge hättest, möchtest Du erzählen, wie Meister Igelrin der Pilger. Doch das sind leere Wünsche!" —

War es Traum oder Wahrheit, genug, in derselben Nacht pickte es an die Stäbe des Gitters, es dünkte

Hermingarden, sie erwache von diesem zarten Laut, richte sich auf und sehe die Schwalbe in niedrigen Kreisen bis an ihr Lager fliegen. Sie setzte sich auf die gewundene Säule zu Füßen des Bettes, und die Gefangene vernahm mit Staunen ein sanftes Stimmchen, das ihr Trost zusprach und sie beklagte. Rede und Gegenrede entzückte Hermingarden, als aber der Tröstungen genug waren, begann die Besucherin von ihren weiten Reisen gar anmuthig und lieblich zu erzählen, denn da war wohl kein herrliches Südland, keine Insel, kein erhabener Berg, den sie nicht gesehen hatte, und wo Großes geschah, wo die Menge hinströmte, dahin schwebte sie leicht auf raschem Flügel. Sie schwang sich in einer Wetternacht um das trübe Gewässer, über welches der Graf von Habsburg den frommen Priester geleitete, sie saß auf dem Maste des Schiffes, das den heiligen Vater Gregor den Zehnten aus Ptolemais auf den päpstlichen Stuhl rief. Sie hatte ein Nestchen in Cypern, und kannte die hohe Kaiserstadt der Griechen, wie den öden Schloßhof der Raspenburg.

Hermingarde schüttelte am Morgen den schweren Schlummer nur mühsam ab, es schwärmten bunte Bilder aller Art in ihrem Sinn, sie gedachte des seltsamen Traumes, und konnte es kaum für einen Traum halten; woher wußte sie denn so Vieles, was ihr ehedem ganz fremd war, was heute die dumpfe Leere ihrer Gedanken angenehm belebte? Sie freute sich auf die Nacht und hatte wirklich kaum das Auge geschlossen,

da rauschte der Flügelschlag, da glaubte sie im Mondscheine die Schwalbe zu sehen, da begann die Erzählung wieder ganz anders als gestern, schöner noch, wie es der Hörerin vorkam, und was sie gestern nicht begriff und am Tage vergeblich ersinnen wollte, das wurde wiederholt; Zweifel und Fragen erhielten Antworten. Da fehlte es nicht an Stoff, den langen Sommer über, aber immer blieb Hermingarde auch nicht stumm; wer wollte das einem Mädchen zumuthen; es that ihr wohl, ihr Schicksal mitzutheilen, von ihren Kinderfreuden zu reden, über den lieblosen Bräutigam zu klagen. — Anfangs quälte sie sich mit dem Zweifel, ob ihr nächtliches Gesicht mehr als Traum sey, dann ließ sie das Grübeln und begnügte sich mit dem neuen Glück. Es wurde lichter in ihrer Seele, die Begriffe mehrten sich, Welt und Menschen erschienen ihr vor ihrem geistigen Auge, wenn sie sie hervorrief, es war gleichsam als wäre ein Vorhang gefallen, der sie ehedem in den Bann der Langeweile einschränkte, die Tage schienen ihr nicht mehr endlos lang. Nur die Unthätigkeit ihrer sonst kunstreichen Hand empfand sie schmerzlich, doch es sollte auch hier gerathen werden.

Der Sommer schwand, das Laub wurde schon gelblich, die Schwalbe verließ jetzt oft ihr Nest, flog geschäftig umher, gesellte sich zu ihres Gleichen, es war ein Geplauder, als wollten sie die gemeinschaftliche Reise mit einander besprechen. Hermingarde sah das mit Kummer, und in der Nacht klang die zarte Stimme trau=

rig: „Ich muß fort nach Süden, so will's die Natur, die Schwalbe darf nicht weilen. Gieb Morgen Acht, da bring' ich, was Dir wohl fehlt, die weiße Seide, Du hast das Gold!

Webe aus beiden mit fleißiger Hand
Der heiligen Treue Zauberband!
Der Faden, der sonst vom Hauch schon bricht,
In Deinen Händen zerreißt er nicht."

Die Glocke schlug elf, und die Oberstin versprach, morgen weiter zu erzählen.

Neun und sechszigste Nacht.

(Fortsetzung der vorigen Sage.)

Hermingarde wollte antworten, allein, wie es uns oft im Traume zu geschehen pflegt, sie konnte keinen Laut hervorbringen; sie schlief sehr unruhig, immer mit dem Verlust ihrer einzigen Freude beschäftigt, war sie schon vor Tage wach, hütete das Fenster und weinte herzlich, da sie das Nest leer fand. Endlich kam der Vogel geflogen, in seinem Schnabel war ein langer starker Faden des fliegenden Sommers, den wir im Herbst

schneeweiß auf den Feldern ausgespannt sehen; er pickte an die Eisenstäbe, rastete nicht, bis ihm die Gefangene das Gespinnst abnahm, und flog den ganzen Tag hin und wieder her, mit gleicher Spende, bis ein ziemliches Häuflein weißer Faden im Winkel lag. So ging es drei Tage lang, den vierten sah Hermingarde ihre Vertraute die Flügel entfalten, zu ihrer Reisegesellschaft schweben, und in den Lüften zu einem kleinen Pünktchen entschwinden.

Die Tage wurden allgemach kürzer, das Wetter unfreundlich, der Himmel finster. Die Gefangene weinte und that nichts als weinen. Endlich ermannte sie sich zur Thätigkeit. Sie dachte den Worten nach, daß die weiße Seide in ihrer Hand unzerreißlich seyn sollte, sie machte den Versuch, und siehe, der fliegende Sommer hielt gleich dem schönsten Gespinnst. Nun fragte sich's nur, wo das Gold sey, aber so, wie sie früh ihr Haar aufschlug, fand sie die Deutung. Alsobald webte oder flocht sie ein breites Band, — die kunstreiche Arbeit ist nicht bis auf unsere Zeit gekommen — aus der Seide und dem Golde ihres Haares, und die grünen Fäden ihres seidnen Reisemantels schufen ein Blättergewinde mitten hindurch dem Epheu nachgebildet, der sich neben dem Schalbennest an die öde Mauer rankte. Bei dieser Arbeit kamen ihr alle die schönen anmuthigen Erzählungen ihrer Träume wieder, so daß es zuweilen ganz eigen war, als sey sie nicht allein, sondern schwebe mit dem Zugvogel über Land und See, und schaute die

Herrlichkeit fremder Himmel. Und wie am Tage Mariä Verkündigung das Band fertig war, sie es im Abendsonnenschein vor sich hinhielt, und sich seiner freute, und durch eine Schießscharte in der gegenüberstehenden Mauer die Erde grünlich schimmern sah, fragte sie sich selbst, wo denn der finstere Winter geblieben sey, mit seinem Eis und Schnee und seinen Stürmen.

Die Brüder Raspenberg trieben indessen ihr Wesen ärger, als jemals. — Friedrich, Landgraf von Thüringen, ward durch die unzähligen Klagen zur Rache aufgemahnt, und wollte eine Schaar gegen die Raubveste richten. Da bot sich ihm ein abenteuernder Ritter zur Hülfe an, mit einem Haufen streitbarer Männer, die, so wie er selbst, eben mit dem Frühjahr aus der Fremde kamen. Der junge Held hieß Luitfried von Schwalb; er schien die Veste Raspenburg mit allen ihren Schlupfwinkeln genau zu kennen, vermaß sich, in Kurzem sie zu gewinnen und erhielt die oberste Führerstelle bei Friedrich's Fahne. Nun ward es geräuschvoll um den Schloßberg! die Sonne spiegelte sich in den blanken Rüstungen, der Wind fand ein Spielwerk in den aufgepflanzten Bannern, die Lüfte ertönten von Trompetenschall.

Hermingarde konnte nicht sehen, was draußen vorging, sie sah nur die Unruhe im Innern der Burg, hörte den Waffenlärm bei Tag und Nacht, das Horn des Wächters, den Ruf der Wache. —

Wolfram, der Goliath und Haino, der Schwarze, standen hohnlachend hinter der Brustwehr auf der Zinne, und spotteten der Belagerer, denn sie verachteten den Feind, weil Friedrich sie zuvor leutselig aufforderte, die Burg auf Gnade zu ergeben. Ungern hatte Luitfried von Schwalb mit ihnen Worte gewechselt, er griff nun zum Schwert, der öde Burghof dröhnte vom Lärmen des Sturmes, von den Trompeten der Anrückenden und ihrem Feldgeschrei: Hilf! heiliger Antonius! Hermingarde fiel auf die Knie, um auch in ihrem Kerker die Heiligen anzuflehen, dann raffte sie sich wieder auf, hinaus zu schauen, ob sie etwas ersähe, Furcht oder Hoffnung zu wecken. Während nun die argen Räuber gegen Süden dem offenen Angriff trotzig begegnen, dringt am nördlichen Außenwerke eine kleine Schaar der fremden Krieger nebst dem Anführer über die Mauer, wo der Graben seicht und mit Brombeerstauden überwachsen ist, an der einzigen schwächern Stelle, die der Ritter Schwalb wohl kennt. Doch gleicht ihre That einem Wunder, und es mag Euch dabei einfallen, was ehemals Goliath zu dem greisen Gefangenen sprach: „So lange die Dohlen und Schwalben nicht wehrhaft werden, sitzen wir sicher hier oben."

Nachdem der Held im Innern der Burg war, ging es drunter und drüber. Die Zugbrücke rasselte nieder, die Belagerer stürmten herein, was vor der Besatzung dem Schwert entging, entfloh, Haino war verschwunden, der Goliath lag unter den Erschlagenen. Ritter

Luitfried aber wandte seinen Schritt, sobald er die Waffen aus der Hand gelegt, nach Hermingarden's Thurm. Ein altes Weib, sagte er, habe ihm von der Gefangenen Kunde gegeben, er bot ihr seinen Schutz an, und forderte sie auf, ihm in ein besseres Gemach zu folgen, von wo aus er sie morgen führen wolle, wohin es ihr gefalle. Hermingarde eilte ihm wie berauscht entgegen, sie weinte vor Lust und Wehmuth, wußte nicht, wie sie danken sollte und schlang das golddurchwirkte Band als Ritterdank um die Schultern ihres Befreiers. — Den nächsten Morgen zog sie an seiner Seite hinab gen Merseburg zu ihrer Sippschaft, neben ihnen wallfahrteten die Gefangenen, die man in den gräulichen Gewölben gefunden hatte, ein Jeglicher seinen Weg in die Heimath ziehend; dann wurde die Burg geschleift, und die reiche Beute stellte Friedrich zu Handen des Ritters Schwalb, daß er reich an Gütern ward wie an Ehre.

Hermingarde erfuhr in Merseburg, ihr angetrauter Herr, der Kaufmann Frosching, sey unlängst gestorben; sie wußte den tiefen Seufzer nicht zu deuten, mit welchem sie die Botschaft empfing. So viel ist gewiß, ihre Erinnerung malte ihn jetzt ganz anders als während des Brautstandes; hätte man heute ihr Ja von ihr begehrt, sie wäre lieber in Goliath's Thurm zurückgekehrt, ehe sie es ausgesprochen. Den Ritter Schwalb sah sie oft, es gab noch immer etwas zwischen ihnen zu schlichten, der kurze Weg, den er sie führte, hatte sie einander genähert, als wären sie lange

Bekannte. Seine Stimme schien ihr nicht fremd, sie verglich sie zuweilen mit einer andern, obschon sie da einen Unterschied fand, wie zwischen dem Glöcklein am Halse ihres Lammes und der Glocke des bischöflichen Domes. Seltsam genug war es, daß der weitgereiste Abenteurer überall gewesen, und konnte die Bilder ihrer Seele ergänzen, daß sie erst rechtes Leben gewannen; sie war auf einmal so sorgsam, ihre Kenntnisse nicht zu verlieren, daß die Stunden, wo Luitfried erzählte, wie Minuten vergingen. Alle Länder des Südens, alle fernen Inseln wußte er zu nennen, alle fernen Inseln wußte er zu schildern; die größten Begebenheiten seiner Zeit hatte er gesehen. Er ritt als Page mit dem Habsburger neben dem angeschwollenen Bache hin, den der Priester ohne des Grafen fromme Hülfe nicht überschritten hätte. Er war bei der Gesandtschaft, die einen Papst aus dem Morgenlande rief; er hatte lange in Cypern gelebt und kannte die Kaiserburg zu Constantinopel, wie den öden Schloßhof der Raspenburg. Aber mochte auch die Welt seine Heimath seyn, er fand sich jetzt an die Stätte gefesselt, wo die junge Wittwe wohnte; der Zauber der Treue in dem weiß und güldenen Wehrgehänge soll, der Sage nach, sein Herz gebunden haben; denn, ob er gleich im Herbste auszog — Niemand wußte wohin — kehrte er doch zurück, noch ehe der Weißdorn ausschlug, eben als die Wittwe den Trauerschleier ablegte. Und kaum zwei Jahre waren seit Herrn Frosching's prächtiger Hochzeit

verstrichen, da ging Hermingarde mit dem Edlen von Schwalb an den Traualtar. Die Ehe war schier die glücklichste, der Gemahl betete die Frau an, sie lebte nur für ihn; der Himmel segnete sie mit zwei schönen Söhnen und einem holden Fräulein. Nur Eins trübte das Glück, aber dies Eine war auch hart genug, über allen Sonnenschein Schatten zu werfen. — Als die Bäume nach der Hochzeit zum ersten Male das Laub verstreuten und die Abende lang wurden, da träumte Hermingarden einstmals von Raspenberg. Es war ihr genau, als flöge die Schwalbe herein und spräche die Worte: „Ich muß fort, muß fort nach Süden, so will's die Natur!“ Und als sie Morgens erwachte, da war ihres Herrn Lager leer, und er kehrte nicht wieder. Das war ein Jammer, ein Herzeleid, ein Sorgen und Zweifeln; es kamen der armen Frau gar wunderliche Gedanken, die sie keinem Menschen offenbaren mochte. Dabei hoffte sie jedoch mit leiser Ahnung auf den Frühling, jede lauere Luft, jeder Sonnenblick entzückte sie. Im März bannte das einsame Wochenbett sie lange in's Zimmer, und da sie, das Kindlein im Arme, in die Capelle ging, zu danken und zu beten, siehe da waren schon Blätterknospen ausgebrochen, im Graben schimmerten Veilchen und im Schloßhofe Luitfried von seinem Rappen. Sie empfing ihn mit Freudenthränen, reichte ihm das Kind, und führte ihn mit sich in die Capelle, wo er inbrünstig zu dem heiligen Antonius betete.

„Aber wo warst Du so lange Zeit?“ fragte sie

liebkosend, als sie ihm eben die Waffen abgenommen hatte, und dieser Frage folgten sanfte Klagen und die Entdeckung aller seltsamen Gedanken, Träume und Gesichte.

Herr von Schwalb lächelte wehmüthig. „Trautes Herz," sagte er, „grüble und forsche nicht, mein Geheimniß kannst du nicht theilen. Ich bin Dein, ein Wesen wie Du, ein christlicher Ritter, der den Herrn kennt und anbetet. — Aber leider ist es wahr, ich muß allemal mit der Schwalbe ziehen, und darf nicht wieder kommen, bevor der Orion steht wie heute. Treu bleibe ich Dir und unserer Heimath bis an's Ende. Die Treue ist das Erbe meines Geschlechts, und wer Dein Wehrgehänge trägt, der kann sie nicht brechen. Wollt ich jedoch des Herzens Wunsche folgen und die Schneeflocken in Deinen Armen erwarten, es wäre unser Unglück."

„Liebe Mutter Remigia," unterbrach Agnes hier die Erzählerin, „Euer Mährchen lautet wie mein Geschick, oder findet sich der, der etwas leidet und vermißt, durch alles daran gemahnt? Ach, mein Herr und Geliebter kommt ja auch nur wie ein Gast zu mir, hat auch ein Geheimniß, das ich nicht theilen kann! — aber sprecht nur weiter."

„Ich bin fertig," sagte Remigia. „Nur das habe ich noch zu berichten, wie nach vielen Jahren Hermingarde sich verleiten ließ, den Ritter von seiner Wanderschaft abzuhalten durch Bitten und Thränen, und wie

dann der Wintermonat Schnee auf sein Grab streute. — Ihre Söhne pflanzten das Geschlecht fort, dessen Einziger jetzt mein Justus ist. Eine Zeit lang waren wir reich und mächtig, bis auf einen Hader des Adels und der Bürgerschaft von Speyer die Schwalbs nebst vielen andern Edlen von Hab und Gut verbannt wurden. Seitdem sind wir arm; ich und Justus hatten nicht das Leben zu fristen. Was nun den Luitfried betrifft, so wollen viele seiner Zeitgenossen wirklich meinen, er sey nicht gewesen, was er schien, Andere jedoch erklärten seine Reisen mit einer frühern Verbindung, und schrieben seinen Tod geheimer Rache zu. Das Band der Treue." — —

„Hört doch, edle Frauen," sagte das Mädchen, „es wird gar laut im Hofe, die Ketten der Zugbrücke klirren, seht doch, die Pforte thut sich auf!"

„O Albrecht, mein Gemahl!" rief Agnes: „Du bist es! wer käme sonst in so tiefer Nacht! Liebe Remigia, nun ist mein Frühling da."

Die Oberstin legte das Buch hin und sagte: „Es ist zwölf Uhr, eine Stunde über die Zeit."

Der Oberst lachte, daß er die Uhr verhört, hatte und Jeder eilte nach seinem Gemache.

Siebzigste Nacht.

Die Oberstin wachte heute bei einer kranken Freundin, deshalb wurde die Sage von den Schwalben diese Nacht nicht fortgesetzt und der Doctor erzählte:

König Trojan.

(Serbisch.)

„Gieb schnell mein Pferd mir! rasch bring' es mir her!
Ist lange doch die Sonne schon verschwunden.
Die Sterne leuchten schon und auch der Mond,
Und Abendthau erglänzet auf den Wiesen.

Kein Südwind weht mehr, — und wenn er noch weht,
So glüht er nicht mehr, sondern spendet Kühle.
Drum schnell zu Rosse! Jeder Augenblick,
Den ich verweile, ist verlorne Freude.

Erwartung schwellt der Jungfrau weiße Brust!
Erwartung sprühen ihre schwarzen Augen!
Und ihre Lippen glühen erwartungsvoll,
Und ich bin der erwartete Geliebte.

Im Flug des Sturmes, im Flug des Aars flieg' ich —
Hin, auf schnellfüß'gem Rosse, zur Geliebten!
Die Nacht ist kurz nur, und so lang der Tag —
Und ich — ich kann nur leben bei der Nachtzeit."

Also rief Trojan, der König der tapfern Serber, welcher die Strahlen der Sonne nicht ertragen konnte; niemals hatte er das Licht des glänzenden Tages geschaut. Denn wenn auch nur ein Strahl auf Trojan's Haupt geschienen hätte, er wäre wie eine Regenwolke zerflossen und sein Leichnam wäre Thau gewesen.

Der gehorsame Knappe zieht das Pferd aus dem Stalle, Trojan schwingt sich hinauf und will davon; der treue Diener jagt ihm nach.

Und Trojan freudigen Sinnes singt:

„So luftig, kühl! die Zeit ist recht für mich!
Die Sterne leuchten zwar und auch der Mond,
Doch wärmen ihre bleichen Strahlen nicht.

Perlender Thau, weiß wie Korallen, deckt
Die grüne Wiese, und in jedem Tropfen
Schau' ich der Sterne Bild, des Mondes Antlitz.

Welch Schweigen herrscht und welche tiefe Stille!
Nichts stört mein Sinnen, kaum daß manchmal nur,
Vom finstern Wald her Eulenruf erschallt."

„O mein Gebieter!" spricht der Knappe; „lieber mag ich die Sonne und den heißen Tag, wenn auch seine Strahlen wärmen und glühen, als die traurigen Schatten der Nacht. Da bin ich ganz blind, und schwarz sind die lieblichsten Farben:

Das Veilchen, die Rose,
Der duft'ge Holunder. — —

Und Nachtszeit da schlafen
Die Menschen, die Vöglein,
Und andere Thiere;
Und manchmal nur blitzet
Dem einsamen Wand'rer
Ein einsames Lichtlein
Aus einsamer Hütte
Am Wege entgegen.
Und manchmal nur wecket
Der Wächter des Hauses,
Der treue, das Echo
Durch tönendes Bellen,
Wenn irgend er Fremdes,
Bedrohliches spürt.
Wie Wellen des Meeres,
Wie wogendes Kornfeld,
Vom Winde beweget,
So schwanket und neigt sich
Hin nach allen Seiten
Das Echo erweckt."

„Auch kein Vogel unterbricht die nächtliche Stille: denn die Sängerin des Frühlings, die Lerche, fliegt mit munterm Flügelschlage, von den Strahlen der Sonne geweckt, über den grünen Rain, und begrüßt mit der Sonne den weißen Tag.

Nachts schläft sie ein, wie jedes andre Wesen,
Um ihre Kräfte wieder zu erfrischen.
Und wir, o Herr!
Wir jagen im Schatten der Nacht
Und im nächtlichen Dunkel."

—

Von weitem glänzte ein schöner Edelhof. In jedem Fenster blitzte ein Licht. Dort wartete Trojan's Liebchen auf die Umarmung des Freundes. Trojan ließ immer schwerere Streiche auf den Rücken des Rosses fallen, und er flog dahin mit Pfeilesschnelle. Rasch geht's über die Brücke von Eichenholz und über den gepflasterten Hofplatz. Nun springt er vom Pferde und eilt in die wohlbekannten Säle.

Lange stand der Knappe, die Rosse am Zügel haltend, bis ihm der Schlaf die Augenlieder belastet. Endlich springt er in die Höhe und sagt bei sich selber:

„O, wie krähen schon die Hähne!
Meinen König muß ich wecken.
Weit ist noch der Weg zum Schlosse,
Bald beginnt der Tag zu grauen."

Er naht sich der Thüre des Schlafgemaches, und klopft daran mit der kräftigen Hand.

„O, wach' auf, wach' auf, mein König,
Bald beginnt es schon zu tagen,
Laß uns schnell zu Pferde steigen
Und uns heim zum Schlosse jagen!" —

„Stör' mich nicht in meinem Schlafe!"
Ruft, dem Diener zürnend, Trojan. —
„Ich weiß besser, wann der Tag grau't,
Wann die Losung meines Todes —
Wann die Sonne ihre ersten
Goldnen Strahlen niedersendet. —
Warte draußen mit den Pferden!"

Der gehorsame Knecht erwiederte kein Wort und wartete lange Zeit. Er blickt vor sich hin und mit Schrecken erblickt er das Grauen der Morgenröthe. — Also läuft er eilig hinein und klopft mit kräftiger Hand noch stärker an die Thüre des finstern Schlafgemaches.

„Erwache, Gebieter!" ruft er voll Verzweiflung, „ich habe die Morgenröthe grauen gesehen. Wenn Du nur einen Augenblick noch weilst, so tödten Dich die Strahlen der Sonne."

„Einen Augenblick noch warte,
Also gleich eil' ich von dannen,
Kann ich nur das Pferd besteigen,
Eh' noch wach die Morgenröthe
Wird, die klare Sonne glänzet,
Bin ich schon in meinem Schlosse."

Der gehorsame Knappe wartet lange Endlich kam Trojan, bestieg sein Roß und flog dahin mit Pfeilesschnelle. Kaum war er über den gepflasterten Hofplatz, und über die Brücke von Lindenholz, da kommt ihm schon das klare Licht von jenseits des Berges entgegen.

„Das ist die Sonne!" ruft erschreckt der Knappe.

„Also ist der Augenblick meines Todes nur allzunahe!" erwiedert Trojan mit Ingrimm. Ich will vom Pferde steigen und meinen armen Leib fest an die feuchte Erde drücken. Du aber wirf den Mantel über mich und um der Sonne Untergang hol' mich mit meinem Renner ab."

Und zitternd springt er von dem Rosse,
Schwach sinkt er auf die feuchte Erde:
Der treue Knappe wirft den Mantel
Mit Sorgfalt auf den armen König.

Eilt mit den Rennern nach dem Schlosse, klopft an die Eisenpforte:

„Oeffne, öffne Pförtner! eilig!"
Ruft er, ganz vor Schrecken bebend,
Fiel herab die Kettenbrücke,
Läuft der Knappe in die Pforte,
Ruft die Diener all' zusammen.

„Wo ist der König? wo ist Trojan?" fragen Alle. Er zeigt mit Thränen auf die Renner.

Auf dem Felde liegt der König,
Auf der feuchten Erde liegt er;
Seinen Körper deckt ein Mantel,
Und um Untergang der Sonne
Hol' ich ab ihn mit dem Renner."

Es war ein schwüler Tag und es wehte kein Wind, und die Sonne brannte wie Feuer. Trojan unter seinem Mantel zitterte vor Angst und Hitze, und er schwor es sich selber zu, daß wenn er diesmal ganz davon käme, nie mehr das Morgenroth zu erwarten.

Gingen Hirten Heerden hüten,
Und sie trafen auf den Trojan.
Blickten hin, da liegt ein Mantel.

Sie heben ihn auf und sehen einen Menschen da zogen sie schnell den ganzen Mantel fort. Trojan schreit und beschwört sie bei allem, was ihnen lieb ist:

„Deckt mich wieder mit dem Mantel!
Laßt mich nicht wie Feuer brennen!"
Fleht vergebens und beschwört sie,
Denn es leuchtet klar die Sonne,
Und die heißen Strahlen fallen
Sengend, grad' auf Trojan's Antlitz.
Plötzlich schwieg er, denn die Augen
Sind zwei Tropfen schon geworden;
Kopf und Hals und Brust zerfließen,
Bald hat sich der ganze Körper
Wie in Thränen umgewandelt."

Und der Leichnam Trojan's blitzt noch einen Augenblick dem Thau gleich.

Doch der heiße Strahl des Tages
Trocknet bald auch diesen Tropfen.

Um den Untergang der Sonne eilt der treue Knappe mit den Dienern des Schlosses in's Feld; Trojan ist nicht mehr da. Nur den Mantel desselben sieht er liegen — ringt die Hände und erhebt ein lautes Jammergeschrei. —

Ach vergeblich, treuer Knappe,
Sind die Thränen, die Du weinest,
Und umsonst sind Deine Klagen,
Sie erwecken nicht den König.

Der Arzt schwieg und alle zollten diesem echt nationellen Mährchen ihren Beifall.

„In den Mährchen und Sagen der slavischen Völker," bemerkte der Oberst, „tritt ganz besonders eine tiefe Anschauung der Natur hervor und häufig werden ihre Erscheinungen uns personificirt vorgeführt, wie es denn wohl unzweifelhaft ist, daß mit ihrem König Trojan Niemand anders gemeint sey, als der Thau. Mir fällt hierbei eine Sage ein, wo dies ganz offen ausgesprochen wird — nämlich die tiefergreifende Geschichte von dem Bauer, welcher selbst unversehrt die Pest durch das Land tragen mußte, endlich aber freiwillig endete, um sein Geburtsdörfchen zu retten."

Alle baten den Obersten, diese Sage doch mitzutheilen, und er begann:

Der die Pest tragende Bauer.

Es saß einmal ein armer Reuße auf dem Felde, und wie er so dasaß und hinaus schaute in die Ferne, sah er, daß etwas heran kam. Er blickte schärfer hin, und erkannte, daß es ein Weibsbild war, ganz in ein weißes Gewand gehüllt, und sie schritt wie auf hohen Stelzen einher.

Der Reuße erschrak zuerst und wollte fliehen; aber das Gespenst hielt ihn mit seinen dürren Armen auf.— „Kennst Du die Pest? ich bin's! nimm mich denn auf deine Schultern und trage mich durch's ganze Reußen-

land, und laß kein Dorf, keine Stadt mir aus; denn allenthalben will ich hin. Du aber selbst befürchte nichts. Du bleibst gesund, inmitten all der Todten.

Und somit schlang das Ungethüm seine langen Arme um den Hals des furchtsamen Knechtes. Der Reuße ging nun vorwärts, doch blickte er verwundert, gar keine Last zu fühlen, bald hinter sich. Aber das Gespenst saß immer noch auf seinem Rücken.

Kam zuerst nach einem Städtchen,
Freude war auf allen Gassen,
Tanz und Lustigkeit und Frohsinn.
Blieb kaum auf dem Markte stehen,
Weht das Weibsbild mit dem Tuche;
Gleich geschah's um Tanz und Freude,
Und der Frohsinn flieht von dannen.
Wo er hinschau't, sieht er bebend:
Särge trägt man, Glocken läuten,
Voll von Menschen ist der Kirchhof;
Ist kein Platz mehr zum Begraben.

Auf dem Markte lagen haufenweise die Leichen der Menschen nackt und unbeerdigt! — Dann ging es weiter. Wo er durch ein Dorf kam, da wurden die Häuser öde und leer, und die Menschen flohen mit blassen Wangen zitternd vor Furcht; und auf den Landstraßen, in den Wäldern und auf freiem Felde hörte man herzzerreißendes Geschrei der Sterbenden. —

Auf hohem Berge stand das Dorf, in dem der arme Bursche wohnte, auf dessen Rücken die Pest sich

gehängt; dort war sein Weib und seine Kinder und seine beiden alten Eltern.

Fing das Herz ihm an zu bluten,
D'rum umgeht er seinen Weiler:
Hält mit kräft'ger Faust das Weibsbild,
Daß es ihm nicht springt herunter.

Und er schaute vor sich hin, und vor ihm floß der blaue Prut, hinter demselben erhoben sich immer höher grün belaubte Berge, weiter hin schwarze, und die höchsten waren mit Schnee bedeckt. —

Läuft nun grade hin zum Flusse;
Springt hinein und taucht sich unter,
Will das Weibsbild auch ertränken,
Um sein reußisch Land vor Unglück
Und vor Pestluft zu bewahren.

Er selbst ertrank; doch die Pest, welche federleicht wog, und die er auf seinen Schultern nicht gefühlt hatte, konnte nicht untersinken, und floh, durch diesen Muth erschreckt, in die Wälder auf dem Gebirge.

So rettete er sein Dorf und seine Eltern, sein Weib und seine kleinen Kinder, und all das ganze schöne Reußenland, wohin er nicht das böse Weibsbild trug.

Auch diese Sage fand den vollsten Beifall der Zuhörer. „Aber," sprach Henriette, „werden wir denn nicht

bald einmal wieder etwas Heiteres zu hören bekommen?" —sie sah dabei auf den Arzt; dieser verstand die Aufforderung und sprach lächelnd: „Wenn Ihnen allerseits zur Abwechslung einmal mit einem sogenannten Vexir-Mährchen gedient wäre, so könnt' ich allerdings wohl eins dergleichen zum Besten geben."

„Nur her damit!" rief der Oberst launig, und der Arzt begann:

Die rührende Historie von dem Schäfer Damon und der Schäferin Philis und ihren Schafen.

Es war einmal — ich weiß nicht mehr, in welcher Provinz, aber ganz gewiß in einer spanischen — eine schöne Schäferin, die hieß Philis, oder sonst wie, aber einen Namen hat sie gehabt, und die Geschichte berichtet, daß er Philis gewesen sey, nämlich der Name der schönen Schäferin der spanischen Provinz, von der man nicht weiß, wie sie geheißen hat, nämlich die Provinz, denn die Schäferin soll, wie gesagt, Philis geheißen haben.

Nun, diese Philis war eine Schäferin, und ein Mädel wie ein Daus, das heißt, nicht zu groß und nicht zu klein, und nicht zu dick und nicht zu dünn, und dabei hatte sie die schönsten schwarzen Augen und die schönsten rothen Backen, und keinen Fehler am ganzen Körper, außer einem kleinen, braunen Leberfleck gerade auf der Nasenspitze. — Ihr Vater war ein rei-

cher Pachter, und sie trieb seine Schafe, nämlich die Schafe ihres Vaters, des reichen Pachters — blos zu ihrem Vergnügen auf die Berge, und dazu ging sie wie eine rechte Schäferin gekleidet, aber ganz kostbar, denn sie hatte ein rothes Mieder von schwarzem Sammet mit goldenen Knöpfen und Franzen, und ein Röckchen von weißer Seide, und ihr Schäferstab war von Ebenholz und mit Silber beschlagen, Viele meinen sogar, daß er mit Gold beschlagen gewesen wäre, aber die Geschichte berichtet ausdrücklich, von Silber, also muß es wohl Silber gewesen seyn und kein Gold.

Wenn nun die schöne Philis ihre Schafe so auf den Bergen trieb, da sang sie allerlei schöne Lieder, denn sie hatte eine Stimme wie eine Nachtigall, und wenn sie so sang, bald hoch und bald tief, bald rechts und bald links, und grad und krumm, wie es die neueste Mode ist unter dem Sängervolke, so spitzten alle Schäfer die Ohren und hörten ihr zu, und viele verliebten sich in die schöne Schäferin, denn sie war ein Ausbund von Schönheit, nämlich die Schäferin Philis, die Tochter von dem reichen Pachter.

Die Schäferin war aber, wie gesagt, keine gewöhnliche Schäferin, und sie hielt es nicht so, wie die andern Schäferinnen, die es gar gern haben, wenn die Schäfer um sie herumscherwenzeln und ihnen schön thun. — Nein, beileibe nicht! die Philis hielt Euch als ein ordentliches Mädchen was auf Sittsamkeit, und wenn ja einmal so ein junger Bursche sich an sie wagte, und

meinte, es müsse ihm bei ihr glücken, wie bei den andern verliebten Dingern — ja, hast Du nicht gesehen, ein Paar Maulschellen bekam er, daß ihm Hören und Sehen verging, denn eine tüchtige Hand, wenn es darauf ankam, zuzuschlagen, führte die schöne Philis, das mußte ihr der Neid lassen, und es ist gewißlich wahr, daß sie dem Sohne eines Corregidor, welcher ihr zu Liebe ein Schäfer geworden war, einmal vier Vorderzähne und anderhalb Backenzähne mit einem Hieb ausschlug.

Aber das Sprichwort sagt: „der Krug geht zu Wasser, so lange bis daß er bricht," und so ging es auch der schönen Philis; denn was geschah? Eines Tages ließ sich unter den jungen, verliebten Schäfern, welche die schöne Philis auf allen ihren Schritten verfolgten, ein fremder, junger Schäfer blicken, der nannte sich Damon, es soll aber auch kein wirklicher Schäfer gewesen seyn, sondern ein vornehmer Edelmann, der sich aus Liebe zur schönen Philis, wie viele Narren vor ihm, als ein Schäfer verkleidet hatte, doch ist darüber nichts Gewisses bekannt geworden — genug, die schöne Philis sah ihn, und weil er ein so schmuckes Kerlchen war, wie ihr noch keins vorgekommen, so gab es ihr, als sie ihn sah, einen Knacks in's Herz, und von Stund' an war sie heimlich in ihn verliebt. Sie wollte sich aber solches nicht merken lassen, weil sie sich schämte, und hatte sie schon die andern Schäfer, welche ihr nachstellten, und welche sie nicht leiden konnte,

übel tractirt, so trieb sie's bei dem guten Damon noch ärger.

Der aber ließ sich nicht verblüffen, sondern nahm alle Maulschellen, Püffe und Fußtritte der schönen Schäferin geduldig hin, und dachte nur immer: „Kommt Zeit, kommt Rath, und kein Baum fällt auf den ersten Hieb! kommst du heute nicht, so kommst du morgen, und was lange währt, wird gut." —

Nun, — endlich wurde denn auch die schöne Philis der Verstellung überdrüssig, und fing an, sich etwas manierlicher gegen den fremden Schäfer zu betragen, und der stund nicht länger an, seinem Schätzchen alles zu sagen, was er von ihr hielt und was er von ihr wollte.

Der schönen Philis gefiel es, daß ihr Anbeter so von der Leber weg zu ihr redete, und sie sprach zu ihm: „Mein schöner Schäfer! alldieweil und sintemal es sich begeben, daß ich in meinem Gemüthe gar sehr von Deiner treuen Liebe charmiret bin, so will ich Dir solches nicht länger masquiren, sondern mich Dir auf Pardon ergeben, vermeinend, daß Du als ein edler, galanter Courtisan mit mir verfahren werdest. — Was maßen es aber meine Reputation gar sehr kränken würde, wenn alle die, so mich liebeten, und welche ich verhöhnt und unverrichteter Sache habe abziehen lassen — sage: wenn die es erführen, daß ich nun selber der Macht Amoris unterlegen; so prätendire und proponire ich

hiermit, daß wir mit unsern Schafen davon ziehen über den Fluß jenseits der Berge."

Damit war nun der Damon zufrieden, und so zogen denn am andern Morgen Damon und Philis davon, und trieben ihre Schafe vor sich her, und die Schafe der Philis waren alle weiß, und die des Damon alle scheckig.

Als sie nun jenseits der Berge an den Fluß kamen, da fanden sie einen Kahn am Ufer angebunden, aber es war kein Fährmann dabei, und als Damon und Philis schrieen und riefen, und ihre Schafe mit ihnen um die Wette blökten, so kam doch kein Fährmann. Da sagte endlich Philis zu ihrem Damon: „Damon," sagte sie, nämlich die Philis sagte so zu ihrem Damon, und sagte sie: „Damon, ich weiß ein Mittel, wie wir hinüber kommen über den Strom, und unsere Schafe auch: steige in das Boot und nimm so viele Schafe mit hinein, als außer Dir noch hinein gehen und rudere sie hinüber an das jenseitige Ufer, dort setze sie aus und komm wieder, und fahre so fort, bis alle drüben sind; zuletzt magst Du mich auch holen, denn ich will derweile hier Acht geben, bis alle Schafe hinüber sind."

Das war denn der Damon zufrieden, und kam er noch mit seiner Philis überein, daß er zuerst die Böcke und sodann die Mutterschafe und endlich die Lämmer hinüber fahren sollte. — Es waren aber in allem tausend Stück, nämlich fünfhundert gehörten dem

Damon und fünfhundert gehörten der Philis. Nun war aber der Kahn so klein, daß außer dem Damon nur noch ein Stück Vieh hinein ging. Also nahm er erst einen weißen Bock von Philis Heerde und führte ihn hinüber und setzte ihn aus, und dann kam er zurück und holte einen schwarzen Bock von seiner eigenen Heerde und führte ihn hinüber und setzte ihn aus, und dann holte er wieder einen weißen Bock, und dann wieder einen schwarzen, und so immer fort, bald einen schwarzen, bald einen weißen. Und jetzt müssen wir warten, bis alle schwarzen und weißen Böcke, Mutterschafe und Lämmer glücklich über den Strom sind, und auch die schöne Philis, und müssen uns jedes Stück wohl merken, und Acht geben, daß wir uns beileibe nicht verzählen, weil sonst die Geschichte alsogleich zu Ende ist und nicht weiter erzählt werden kann, wie solches ihr erster Erzähler, der würdige und getreue Schildknappe, Sancho Pansa, seinem weisen, sinnreichen und gestrengen Junker berichtete.

Der Arzt hatte diesen Schwank mit solcher ungesuchten, treuherzigen Komik vorgetragen, daß seine Zuhörer herzlich darüber lachten, und am Schlusse es eingestanden, sich wirklich an der Posse ergötzt zu haben.

„Manche mir bekannte Mährchen," bemerkte der Oberst, „sind an sich durchaus ohne Gehalt, mindestens habe ich einen solchen nie aus ihnen herausfinden können, wenn ich sie gedruckt las, gut vorgetragen aber haben

sie mich immer erheitert. Es sind dies die eigentlichen Vexirmährchen, bei denen der Vortrag alles ist; dieser ist nur durch buchstäbliche Ueberlieferung zu überkommen, und es hat mich befremdet, selbst bei den Gebrüdern Grimm nur wenig der Art treu mitgetheilt gefunden zu haben."

„Ach," sprach der Arzt, „für das Mährchen bleibt noch unendlich viel zu thun übrig, viele der schönsten, mir bekannten, fand ich noch in keiner Sammlung, dieses gilt vorzüglich von den sogenannten Vexirmährchen, denen übrigens keineswegs immer der tiefere Sinn mangelt."

„Warum ist doch," fragte Henriette — „warum ist doch wohl noch Niemand darauf verfallen, eine ganze Mährchensammlung zu veranstalten, in welcher die Erzählungsweise der niedern Volksclasse, von welcher Sancho Pansa ein so köstliches Pröbchen liefert, treu wiedergegeben wird?"

„Das Unternehmen," versetzte der Arzt, „wäre allerdings originell und dürfte auf Beifall rechnen, wenn es gelänge, aber es ist eine schwierige Aufgabe, denn alles kommt darauf an, daß der Sammler weder zu viel noch zu wenig thut. Ich fühle es nur zu gut, daß ich in meiner Nachbildung des Sancho Pansa'schen Vexirmährchens hin und wieder zu stark auftrug — aber Aengstlichkeit ist hier, wo nicht noch schlimmer, doch eben so schlimm, als zu starkes Auftragen. — Unternähme es Einer, ein so durchaus lustiges Büchlein zu schreiben, so müßte er das Ding jedenfalls sehr ernst angreifen, und genau hören und sorgfältig beobachten, ehe er sich hinsetzte

und schriebe. — Manche Wendungen solcher bäuerischen Erzähler lassen sich mit allem Aufwande von Witz von einem Gebildeten nicht — ersinnen! Mein rothes Mieder von schwarzem Sammet ist so treu einer ehrlichen Lausitzer Spinnerin nacherzählt, wie jener fromme Wunsch eines pommerschen Bauern an seinen Bruder: „Gebe Gott, daß Gott Dich und die Deinigen gesund erhalte!" oder jener Zuruf eines holsteinischen Schullehrers an seine Frau bei der Leiche ihres Kindes: „Theures Weib! sey ein Mann und denke, Gott hat's gegeben ꝛc.!" —

Die Gesellschaft lachte, indeß schlug es Mitternacht und man trennte sich für heute.

Ein und siebzigste Nacht.

In dieser Nacht setzte die Oberstin ihre Vorlesung der Sage: die Schwalben, fort, wie folgt:

(Fortsetzung der Sage: Die Schwalben.)

Sechs glückliche Wochen schwanden vorüber. In des Jägers Zimmern auf der Burg hauste Frau von Schwalb mit ihrem sechszehnjährigen Sohne, während Herr Albrecht das Thurmgemach mit seiner jungen Gattin theilte, an ihrer Hand in den Burggarten nie=

derstieg oder hinauf zu der Zinne, in die freie Himmelsluft. Hier auf der steinernen Bank saßen sie oft, glücklich, als hätte die Erde nichts an sie zu fordern, sie nichts an die fremde Welt. Mit trunkenem Blick hing er an ihrem schönen Gesicht, das im traulichen Gespräch immer lieblicher wurde; mit rührender Zärtlichkeit schmiegte sie sich an den Gatten, den Geliebten, dem sie gefolgt war, dem sie kindlich vertraut hatte, weil es ihr Herz gebot. Was er ihr verschweigen mußte, darnach forschte sie nicht, sie beschied sich gern, daß an des Mannes Leben die Außenwelt ihr Recht habe, sie aber gehörte nur ihm; ihre Seele durfte ihm ein klarer Spiegel seyn, und sie fühlte diesen Vorzug als ein Glück, nicht als ein Verdienst. In den Tagen, wo sie einsam lebte, weinte sie wohl manche Thräne, und pries das Loos der Frauen, deren Liebe sich stolz vor dem Blick der Menschen zeigen konnte; war er aber bei ihr, so schien ihr keiner neidenswerther, als sie. Und so mochte es auch seyn.

In den Stunden traulicher Muse unterhielt Agnes ihren Herrn mit allen ihren kleinen Begebenheiten; selbst das Mährchen von der Schwalbe kam an die Reihe. Albrecht hörte die Vergleichungen, die sie zwischen sich und Hermingarden anstellte, tiefsinnig an, ja, er wollte selbst etwas Aehnliches finden. „Es giebt viele Verhältnisse," sagte er, „die uns zwingen, das Liebste zu meiden, und hat die Natur den Vogel gelehrt, was sein irdisches Leben erhält, so sagt uns eine

innere Stimme, was wir thun müssen, um die Seele zu bewahren. Solch eine Pflicht aber ist es, Du Geliebte, die Deinen Albrecht ruft. Es soll, so hoffe ich, eine Zeit kommen, wo sie mich nicht mehr bindet. Jetzt ist Vorsicht mehr als jemals Noth. Man beobachtet meine Schritte, die Tage, die ich meinem Glück schenken konnte, sind abgelaufen, nun kommen andere, wo ich den Weg hierher nicht ziehen darf. Doch wollen wir, so Gott will, nicht leben, ohne ein Band der Treue, das von mir zu Dir reiche und die trauernde Liebe beglücke."

Das Himmelsgesicht der jungen Frau war über diesen Worten trübe geworden, eine stille Thräne floß ihre Wange herab, aber sie trocknete sie schnell und suchte die süße Ruhe ihres Herzens wieder zu finden. Ihre sanfte Gemüthsart gab selbst dem Schmerz eine gemäßigte Farbe; auch waren ihr die wenigen Tage des Beisammenseyns zu heilig, um einen Augenblick an die freudenleere Zukunft zu verlieren.

Die Nacht der Trennung brach dunkel und sternlos an. Albrecht wollte das letzte Abendessen mit der Frau von Schwalb und ihrem Sohne theilen, denn er fürchtete die nassen Augen seiner Agnes. Aber auch Remigia hatte viel geweint über der Tafel. Jedes zählte ängstlich die Schläge der Schloßglocke. Nur der Junker Schwalb trug in seinen Zügen reges Leben, jugendliches Feuer; es glänzte aus den blitzenden Augen und verrieth eine Gluth, die in seinem Herzen erwachte, wie

ein Lufthauch ein Fünkchen zur Flamme aufweht, daß es die Gegend weit umher erleuchtet und verwandelt. Justus ganze Seele war glühende Flamme! Seine Liebe für die leidende Mutter, seine Dankbarkeit für den Gebieter, Alles wuchs über das gewöhnliche Maaß hinaus; wo Andere sich freuten, war er entzückt, wo Andere trauerten, ergriff ihn Verzweiflung, das Höchste von Wonne und Schmerz dachte er schon oft empfunden zu haben, aber seine Brust barg noch ein unentdecktes Land, Agnesen's Anblick hob es aus der Fluth der Gefühle, und alles Andere ward ihm unterworfen.

„Siehe, Agnes," sagte Albrecht, ehe sie schieden, „dieser unverdächtige Bote soll Dir, während ich fern bin, meine Grüße bringen. Du verstehst ja zu schreiben, ein Wort von Dir wird mich erquicken. Justus ist treu wie Gold, und wird von Dir zu mir fliegen, gleich dem Vogel auf seinem Wappenschilde, schnell und unbeachtet."

„O daß ich Flügel hätte, wenn Ihr mich sendet!" rief Justus erglühend, indem er die Knie vor Agnesen beugte. „Treue habe ich, Treue bis in's Grab! Lieb' und Treue hat noch kein Schwalb verrathen."

Agnesen's demüthiger Sinn erschrak vor der ungewohnten Huldigung, sie hieß den Jüngling aufstehen und vergaß bald seine Gegenwart über dem Schmerz der letzten Umarmung. Auch Remigia war heftig bewegt, sie riß den Sohn immer wieder an sich, küßte und segnete ihn, und benetzte ihn mit Thränen.

Als die lieben Gäste das Pförtchen hinter sich hatten, stiegen Beide auf den Thurm, um ihre Schatten noch zu sehen, aber die schwarze Nacht hatte schon den Mantel um die Gestalten geworfen, sie hörten nur den Hufschlag der Pferde, bis sich auch dieser verlor.

Wie traurig und öde war es nun in der Burg, wie wenig Freude gab der Blick in die offene Ferne, seit Agnes wußte, ihr Gemahl werde nicht den gewundenen Pfad um den Hügel herauf kommen. Alle ihre Gedanken waren bei ihm, alle ihre Beschäftigungen ihm geweiht. Die schwere Arbeit mit der Feder nahm manche Stunde hin, und dann standen die wenigen Zeilen so karg und armselig da; doch welch ein Lohn, wenn Justus erschien, wenn er einen Brief brachte, mit den süßen Worten der Liebe. O, sie segnete dann die Schrift und malte mit Freuden die todten Buchstaben auf das Blatt, weil es in seine Hand kam, weil seine Augen darauf ruhen sollten. —

Eine andere Arbeit ging ihr leichter von der Hand. Sie stickte ein Wehrgehänge in weißer Seide, mit einem Gewinde Epheu und Gold, das sich zu beiden Enden im Schnabel einer Schwalbe verlor. Dieses Band — sie nannte es das Band der Treue — sandte sie Albrecht durch den vertrauten Boten, der es an seiner Brust barg, und mit zitternder Hand um die Hüften des glücklichen Gebieters schlang.

Nachdem Justus die erheiternde Arbeit weggetragen hatte, fand die Matronin ihre junge Gefährtin

müßig am Fenster sitzend, wie sie mit thränenden Augen in die Wolken schaute. —

„So traurig, edle Frau?“ fragte sie, „ist denn doch einmal alle Geduld und Heiterkeit Eures Gemüths aufgezehrt, und wollt Ihr der Prüfung nicht still halten, da sie vielleicht bald vorüber ist? Zehn Wochen sind ohne den Besuch Eures Gemahls verstrichen, wer weiß, wie bald er nun kommt, Euch zu überraschen.“

„Wißt Ihr etwas davon, Frau von Schwalb?“ rief Agnes, „hat Euch Justus solch ein Glück verkündigt?“

„Nein, mein Kind! so glücklich bin ich nicht,“ antwortete Remigia, „ich wünschte nur, Euch zu trösten.“

„Liebe, theure Mutter, habt Ihr wohl je auch in Euerm Leben Tage gehabt, wo Eure Sorgen zu Riesen wurden, und die Trostesfunken alle auslöschten, einer nach dem andern?“

„Solch ein Tag ist heute! — Seht, in unserer Einsamkeit gleicht die Einbildungskraft einer üppigen Pflanze. Sie bedeckt mit ihren wuchernden, bunten Blumen den ganzen Lebensgarten. So kann ich Euer Mährchen nicht los werden — es schwebt Tag und Nacht um mich; die nun vollendete Nätherei hat es recht in meine Seele eingewebt. Sagtet Ihr nicht: Luitfried's Trennung von seiner armen Frau sey die Folge einer frühern Verbindung gewesen? Was meintet Ihr — was meinte der Ruf damit?“ —

„Man sagte, eine schöne Griechin auf der Insel Cypern habe dasselbe Recht an sein Herz gehabt, wie Hermingarde,“ erwiederte Remigia, „aber Ihr wißt ja, ich trug Euch ein Mährlein vor, und ich möchte, Ihr glaubtet einfältiglich, Herr Luitfried von Schwalb sey ein Vogel gewesen.“

„Scherzt nicht, traute Freundin,“ sagte Agnes, „mein Herz ist schwer. Ein schrecklicher Gedanke will nicht von mir weichen. Wenn Albrecht — wenn sein Geheimniß — — O Gott! — indem ich es denke, thue ich schon Sünde!“

„Das thut Ihr, edle Frau!“ rief Remigia, „so wahr mir Gott helfe. Euer Herr lebt nur für Euch, hat niemals Ring und Wort einer Andern verpfändet. Sein Geheimniß ist Ruhm, nicht Unehre.“

„Ihr wißt, was mir verborgen ist,“ sagte Agnes, „aber ich dringe nicht in Euch. Bleibt ihm treu, so muß ich Euch doppelt lieben. — Was es auch sey, und mit welchen Gefahren es uns bedroht, ich kann doch nimmer und nimmer bereuen, daß ich sein ward, ja wenn ich für ihn sterben müßte, wenn mein Tod die kurze Seligkeit bezahlte, ich würde mich dennoch glücklich nennen. Möge nur alle Gefahr mich allein treffen. Ich habe Euch noch niemals von meinem Jugendleben erzählt, die Gräber des Vaters und der Schwester lagen auf diesem Wege, daru warm es mir immer zu wehmüthig. Wollt Ihr mich heute hören? Es wird mir wohlthun, davon zu erzählen.“

„Wie doch alles Vergangene zuweilen so lebendig wird, da es ein andermal undeutlich in Schatten zerrinnt. Ich konnte diese Nacht wenig schlafen, die fertige Feldbinde hatte mir Hermingarden wieder in's Gedächtniß gerufen, der Zweifel, den ich Euch schon gestand, lastete auf meiner Seele; wenn es dunkel ist, fehlt auch in uns das ermunternde Licht, und es ist, als wäre der Trost des Herrn mit seiner Sonne untergegangen. Als der Morgen graute, schlief ich ein und träumte.

Ich war in Augsburg, in meines Vaters Hause, ich suchte ihn und meine Schwester. Alles war öde, die bekannten Gemächer verdoppelten sich in's Unendliche, aber sie blieben leer. Das Bild einer alten Base sah von der Wand nieder, es nickte mir lachend zu — mir grauste. Dann war es auf einmal die Base selbst, und sie sprach: „Hab' ich Dir nicht Glück verkündet, weil bei Deiner Geburt die Schwalben am Hausthore baueten? Das bedeutet Größe. Sieh nur hin! sie sind noch immer da.“ — Und ich trat vor die Thür; an dem steinernen Laubwerk über der Mauer hing das Nest. Als ich aber hinein sah, entflogen die Vögel, schwirrten ängstlich in kleinen Kreisen um ihre Wohnung, und ich konnte schauen, wie ihnen das Scheiden weh that. Mein Blick traf das Nestchen, da lag drinnen ein breites, schimmerndes Band, wie eine fürstliche Stirnbinde, und ein einfacher Ring mit einem köstlichen Steine geziert. Und ich mußte die Hände nach

den Kleinodien ausstrecken, aber meine Augen weinten den Schwalben nach. Da ich erwachte, weilte die Seele noch lange auf jener Stätte der Erinnerung, und mir war, als hätte ich Vater und Schwester erst gestern verloren.

Ihr wißt, mein Vater war ein Bader, ein geringer Mann, noch obendrein von dem Vorurtheil der Menge gedrückt, denn nur wenig hat es noch gefrommt, daß Kaiser Wenzel dieser Zunft Freibrief und Wappen gab. Meine Schwester und ich fühlten die kränkende Zurücksetzung, die uns zuweilen traf; sie verbarg ihr Gefühl unter einem heitern, stolzen Wesen, und mochte gern in ihrer Schönheit und ihrem anmuthigen Putz Ersatz suchen. Ich hingegen trat schüchtern auf, liebte die Einsamkeit und vergaß die ungerechte Welt über Arbeit, Schreibekunst und lehrreichen Büchern, was mir gar wohl zu Statten kommt. Wir blieben Beide nicht unbemerkt. Ludovica verließ das Vaterhaus als Gattin eines hussitischen Edlen, und hat in den Prager Unruhen den Tod gefunden. — Mir schmeichelte die alte Base Ursula mit einer noch höheren Eroberung. Ein Fürst, sagte sie, habe mich bei der Fastnachtslust gesehen, und biete mir sein Herz und eine Verbindung, wie er sie mit der Tochter eines armen Baders schließen könne.

Mein Herz blutete ob dieses Antrags aus dem Munde einer Frau und Verwandtin; ich vergaß, was sie mir war, vergaß meine Jugend und ließ nur die

gekränkte Ehre sprechen; auch schwur ich ihr zu: ich möge lieber das Weib eines leibeigenen Bauern seyn, als eines Fürsten Glanz theilen, ohne Gottes und der Kirche Segen. Ich meinte es ernstlich. Zwar das Schicksal hat mich dennoch erhöht, aber es geschah ohne mein Wissen. Ach, möchte Albrecht der niedrigste Mann seyn, möchten wir unbekannt in einer schlechten Hütte wohnen, nur beisammen im Genuß unsers Glücks. Solche Wünsche umschweben mich oft, und aus ihnen webte die Nacht meinen Traum. — Ihr seht mich so mitleidig an, seyd ruhig, liebe Remigia, ich bin zufrieden. Es ist gut, wie es ist. Wenn mir nicht etwas fehlte, was hätte mir dann der Himmel zu geben?

Ein junger Mann aus Straßburg fand indessen mit einiger Mühe Eingang in unserm klösterlichen Hause. Ein schöner Mann, stolzen Wuchses und edlen Angesichts, frei und kühn, wie ein fürstlicher Ritter, obgleich er sich nur einen schlichten Bürgersmann nannte, mit feurigem Auge, das vor Niemandes Blick zu Boden sank, geziert mit der feinsten Sitte, seine Rede klug, heiter und wohlwollend, seine Liebe ein reines Feuer, das höchste Glück für die Glückliche, die sie gewann, sein ganzes Wesen so hoch über dem schüchternen Mädchen, so werth, ihr ein Vorbild, ein leuchtender Stern zu seyn. — Liebe Frau von Schwalb! in dieser Schilderung erkennt Ihr meinen Gemahl. Er liebte mich, und wie erwiederte ich seine Neigung. Wir

wurden verlobt, er zog noch einmal nach Straßburg zurück und nahm mein Herz mit.

Nach zwei Monaten kam er wieder, er wünschte unsere Verbindung ganz still zu vollziehen; er hatte alles eingeleitet, mein Vater hatte keinen Willen gegen ihn.

So reisten wir bei Nacht aus Augsburg, mit schnellen Pferden und aller Erleichterung einer schnellen Fahrt, woraus der Vater auf großen Reichthum seines Eidams schloß. Ein einsames Waldhaus nahm uns endlich auf. Wir ruhten einige Stunden, dann gingen wir einen Bergpfad hinan, bis zu einer uralten Kapelle. Es war schon nächtliches Dunkel, die Gegend kannten wir nicht, das kleine Kirchlein fanden wir erleuchtet, an den Wänden hingen Weihgeschenke und goldblumige Todtenkränze; der Gesang vieler Stimmen schallte aus der Höhe, die Sänger blieben unsichtbar, am Altar stand ein alter Mönch, ein Heiliger, wie ich wähnte, denn nie hatte mich ein Angesicht so tief ergriffen. Ich bebte an Albrecht's Hand, die weite, ungewohnte Fahrt hatte mich ermattet, der feierliche, stille Ort, der Strom des Gesanges, die Wichtigkeit des Augenblicks, das Geheimnißvolle der Weihe überwältigte mein Gefühl, und was der Priester nun sagte, vollendete den Eindruck.

Ich fühlte, es war der irdische Mund, den der Vater im Himmel ausgerüstet hatte, und das Wort war Gottes Wort! — So durchzitterte mich die leise

Mahnung, mit der er mir den Ring reichte: ich möge das Glück aus Gottes Hand nehmen, aber Geduld sammeln auf die Trübsal, denn das irdische Leben werfe Schatten, und nur jenseits leuchte eine ungetrübte Sonne.

„Vater," — sagte Albrecht, „Du hast mir voll Vertrauen Dein Kind gegeben, ich danke Dir dafür. Wisse nun, ich bin nicht, was ich schien. Deine Tochter hat jetzt den Namen und Adel des Freiherrn von Weißenwolf erhalten. Weil aber ein unabänderliches Schicksal gebietet, daß diese Ehe, bis der Herr es anders fügt, geheim sey, so vergieb mir, wenn ich Dein Kleinod entführe, daß Du selbst nicht erfährst, wo ich es barg. Wohl weiß ich, geliebte Agnes, ich hätte das früher sagen müssen, ich vermochte es nicht, aus Furcht, Dich, meines Herzens Braut, zu verlieren. Aber höret jetzt Beide meinen Schwur, wie ich ihn in die Hände des ehrwürdigen Priesters lege: So wahr Gottes Auge auf uns niederschaut, so wahr Du an diesem Altar mein ebenbürtiges Weib geworden, so wahr und gewiß will ich Dich hegen und lieben bis an's Ende mit deutscher Treue, und Dein Schutz und Schirm seyn, wie ein schwacher Mensch es vermag. Weinst Du je eine Thräne durch meine Schuld, für den Du Vater und Heimath ließest, so möge der Herr sein Angesicht von mir wenden in meiner bängsten Stunde." — „Amen!" sagte der Mönch, und der Wiederhall sagte Amen! mein Herz zitterte, und ich vermochte kaum den Weg nach dem Waldhause zurückzulegen. Am

nächsten Morgen mußte ich mich von meinem Vater trennen, ich empfahl ihn der Base mit tausend Thränen, und es war mir, als risse sich ein Theil meines Lebens von mir los, doch fühlte ich, ich gehörte nun einer andern Pflicht an, als bisher, und ohne mit Albrecht zu ziehen, müsse mein Tod seyn. Albrecht führte mich hierher, war lange bei mir, ließ mich keine Trennung ahnen. — Nach zwölf glücklichen Wochen traf mich der erste Schmerz, ich wußte nicht, wie mein Gemahl zuweilen Nachrichten von Augsburg empfing, aber er beglückte mich oft mit der Kunde: meinem Vater gehe es gut. Plötzlich sah ich sein Auge trübe, mitleidig ängstlich ruhte es auf mir, ich drang in ihn! — Ach Remigia! mein Vater war gestorben und seine Tochter hatte ihm die letzte Noth nicht tragen helfen; sie war fern, lebte vielleicht eine glückliche Stunde, während er mit dem Tode rang. Er wußte ja nicht einmal, wo sein Kind sey, wie hätte er es herbei rufen mögen.

Seht, nun bin ich an der Stelle angelangt, von der ich den verhüllenden Schleier niemals wegziehen wollte. Alles Uebrige wißt Ihr, denn als mich Albrecht verlassen mußte, gab er mir Eure freundliche Gesellschaft, und o! daß ich ja niemals klage im Besitz eines solchen Gemahls und einer solchen Mutter."

Es schlug Mitternacht, und die Oberstin legte das Buch bei Seite, für heute die Vorlesung beendend.

Zwei und siebzigste Nacht.

Abermals war die Oberstin verhindert, Theil an der Gesellschaft zu nehmen, und somit mußte für heute auch wieder die Fortsetzung der Geschichte von den Schwalben unterbleiben, der Arzt half wieder aus und erzählte die beiden folgenden Sagen:

Thor's Kampf.

(Altnordische Sage).

Herr Thor, der Riesentödter, zog über Nacht aus und trat in die Halle des Riesenkönigs Utgard, wo derselbe eben mit allen seinen Riesen saß, und guter Dinge war beim süßen Meth.

Als Herr Utgard Herrn Thor erblickte, a wurd' er zornig und schnob ihn an: „Was suchst Du hier, und wie magst Du, Zwerg, Dich in meine Halle wagen?"

Darauf antwortete Herr Thor muthig: „Ich bin Thor, der Riesentödter, und komme, mit Dir und Deinen Riesen zu streiten." Und wieder sprach der Riesenkönig Utgard: „Ich will es nicht verfluchen, mit Dir zu kämpfen! Bereite zum Streite Axt und Schild!" und somit warf er seine schwere Lanze nach Herrn Thor.

Thor aber sprang zur Seite, daß der Speer in die Wand fuhr und darin stecken blieb, und als nun

Herr Utgard zum Schwerte griff, warf ihm Thor seine Streitaxt an den Kopf, und traf ihn so wacker, daß der Riesenkönig hinschlug, so lang er war, und todt blieb.

Darüber erhoben die andern Riesen ein wildes Geschrei und schwangen ihre Schwerter und schlugen damit gewaltig auf Herrn Thor los. Doch ihre Streiche prallten an Thor's eisenbeschlagenem Schilde ab, und der schwang seine Axt wie ein rechter Held, bis alle Riesen bei ihrem König in der Halle erschlagen da lagen.

Da wischte Herr Thor den Schweiß von der Stirn und das Blut von der Axt, und rühmte sich, sprechend: „Wer ist noch da, der mir widerstehen mag?"

Aber als Herr Thor so redete, da schritt ein altes, zitterndes Mütterchen in die Halle, und das Mütterchen war so schwach, daß es sich auf eine Krücke stützen mußte und hin und her schwankte, das sprach zu Herrn Thor:

„Die wackern Recken, welche Du erschlugst, waren meine Söhne! wehe Dir, Herr Thor! ich komme, sie an Dir zu rächen und will mit Dir kämpfen."

Als solches Herr Thor hörte, lachte er laut und rief: „Ja wohl! mit Dir hat es arge Noth — geh hole Dir Deinen Rocken und streite gegen die Mücken damit! — Troll Dich, alte Hexe! Kampf taugt nicht für Deine Knochenhände!"

Da sprach die Alte: „Dein Schimpf und Spott

soll Dir zu nichts helfen, und auch Dein Hammer nicht! drum wehre Dich!" und somit schwang sie ihre Krücke und hieb mit einem Streiche Herrn Thor's Schild entzwei.

Herr Thor erschrak und schwang seinen Hammer, aber auch dieser hielt nicht Stand gegen die Krücke der Alten und zerbrach, sammt Harnisch und Helm in Splitter, so daß Herr Thor ganz wehrlos da stand.

Doch verlor er den Muth noch nicht, sondern griff die Alte derb an; die krampfte sich an seinen Leib, und da fühlte er's, daß sie kalt war, wie der Tod. Und sie rangen mit einander gewaltig, und Keins konnte das Andere bezwingen.

„Und wärst Du der leibhafte Tod," schrie Herr Thor, „Du sollst mir die Kraft nicht beugen! noch Keiner, mit dem ich kämpfte, hat mich je besiegt!"

Und die Alte grinsete: „Wärest Du auch Wodan's gewaltiger Sohn, ich bezwinge Dich, denn wisse: ich bin das Alter!" — und sie faßte ihn abermals und preßte ihn so gewaltig an sich, daß ihm alle Glieder krachten, und Herr Thor zu Boden stürzte.

Aber rasch sprang er wieder auf, faßte die Alte eben so hart, als sie ihn, schleuderte sie von sich und entsprang aus der Halle.

Aber als Herr Thor nun nach Hause gehen wollte, da ging er einen traurigen Tritt, und nicht lange währte es, so fiel er dahin auf den Schnee und hat nie wieder einen Kampf gekämpft.

Der eiserne Hahn zu Raab.

(Magyarisch.)

Als die Türken die Festung Raab erobert hatten, hielten zu Komorn die edlen Helden Niclas von Palffy und Schwarzenberg mit ihren Verbündeten Rath, was nun zu thun sey, nachdem der Anschlag des Herzogs Max von Oestreich, Raab mit Sturm zu nehmen, mißglückt war.

Als die edlen Herren noch so da saßen und sich beriethen, da kam ein Bote in ihre Versammlung und sprach: „Gott zum Gruß, Ihr edlen Herren, ich bringe Euch frohe Mähr: Ali Pascha hat ein Wächter-Häuslein erbaut auf dem Wasserthore, darin schläft er sorglos bei Tage wie bei Nacht, und hat einen Hahn von Eisen auf die Spitze gesetzt, zum Hohne für den kaiserlichen Adler, und hat ausrufen lassen unter Paukenklang und Cymbelschall: so lange der eiserne Hahn auf seinem Wachthäuslein nicht drei Mal laut krähen würde, solle in Raab der Halbmond von allen Thürmen herab scheinen. Darauf hat der Pascha seine beste Mannschaft nach Ofen geschickt, denn er vermeint, mit Oestreich sey es am End', und er hat geschworen: er wolle für sich und die Stadt keinen andern Wächter, als den eisernen Hahn. Und jetzt sage ich Euch, Ihr edlen Helden, wenn Ihr Euch aufmachen wollet und gegen Raab ziehen, es mit Sturm zu nehmen, so soll der

eiserne Hahn drei Mal krähen, und Ihr sollet siegen."
Als der Bote so gesprochen hatte, verschwand er, und
Keiner wußte, wohin.

Die Helden aber freuten sich der wunderbaren Kunde,
und noch in derselben Nacht eilten sie wohlgerüstet an
der Spitze ihrer Mannen gen Raab. Und als sie fürbaß
geritten sind, da ist aus einem Forste ein großer
Adler geflogen, und immer vor ihnen her, als wolle
er ihnen den Weg weisen.

Darauf, als sie vor der Festung angelangt waren,
haben vier von ihren Husaren (welche der türkischen
Sprache wohl kundig gewesen) als Türken verkleidet,
an das Weißenburger Thor geklopft und geschrieen:
„Machet schnell das Thor auf, ihr Wächter, wir kommen
von Ofen her!"

Als nun der Wächter das Thor aufgethan hat,
haben ihm ihrer Etliche alsobald das kalte Eisen zu kosten
gegeben, daß er für alle Ewigkeit daran genug gehabt
hat. Nicht besser ist es der nächsten Wacht ergangen
und sind die Uebrigen nachgedrungen und
haben ein gräßliches Blutbad unter den Türken angerichtet.

Als nun aber die Besatzung sich von ihrem Schrecken
erholt hatte, da sammelte sie sich unter Ali Pascha und
drang grimmig auf die Stürmenden ein, und Ali Pascha
vor allen säbelte manchen wackern Christensoldaten
nieder. Drei Mal waren die Christen schon nahe daran
gewesen, Meister von Raab zu werden, und drei Mal

hatte Ali Pascha sie glücklich bis an das Thor wieder zurückgedrängt, siehe: da zuckte im Osten der erste Sonnenstrahl, und o Wunder, das eiserne Hähnlein auf dem Wachthäuschen des Pascha hat drei Mal laut und hell gekräht. Als das die Türken gehört haben, ist ihnen der Muth gesunken, und haben sie sich schier ohne Widerstand niedermetzeln lassen, und wie sehr Ali Pascha den eisernen Hahn verfluchte, hat es ihm doch nichts geholfen, sondern hat er für seinen Spott den Kopf lassen müssen.

Bevor aber noch die Sonne ganz herauf gewesen ist, haben schon die christlichen Soldaten den Halbmond von allen Thürmen herabgestürzt, und an seiner Statt wieder das Kreuz der Ungarn aufgerichtet.

Drei und siebzigste Nacht.

Heute begann die Oberstin wieder ihre Vorlesung mit der Fortsetzung der Sage von den Schwalben:

Die arme Agnes dachte nicht, wie bald sie ein Gut verlieren sollte, an dem ihr Herz in kindlicher Hingebung hing! Wenig Tage später fiel Frau von Schwalb in eine gefährliche Krankheit; der vertraute Arzt, den man aus einem nahen Kloster holte, konnte

der bangen Pflegerin keinen Trost, keine Hoffnung geben; auf das ängstliche Wünschen der Kranken, auf die dringende Bitte der Freifrau versprach der Schloßvoigt, Herr Albrecht solle benachrichtigt und der Junker Justus gerufen werden. Um keinen Preis wollte Agnes dem Junker den Segen seiner Mutter entbehren lassen, sie hatte ja noch vor Kurzem die ähnliche Wunde ihres Herzens aufgerissen, und sie blutete ja noch. — —

Justus kam an, der sterbende Blick der Kranken fiel auf ihn und wandte sich befriedigt dem Himmel zu. Wie Geschwister standen die beiden Trauernden an dem ruhigen Sterbebette, aber es war nichts Aehnliches in ihrem Schmerz. Justus trostlose Verzweiflung erschreckte die geduldige Agnes, und sie vergaß das eigene Weh, weil sich alle Gedanken ihm zuwandten. Mit himmlischer Milde suchte sie ihn aufzurichten, versprach ihm, an die Stelle der Geschiedenen zu treten, ihm Schwester und Mutter zu seyn. Sein Herz, schon lange von ihr erfüllt, ward nun ganz ihr eigen, ein wahrhaft andächtiges Gefühl zog ihn zu ihr hin, ihre Worte beschworen seinen wilden Gram, die bewegten Wellen eines zu lebhaften Gefühls ebneten sich, und nahmen ein heilig geliebtes Bild in ihre dunkle Tiefe auf.

Agnes hatte keine Ahnung von der gefährlichen Schwärmerei des kindlichen Jünglings, seine glänzenden Augen brachten ihr nur das liebe Bild seiner Mutter in's Gedächtniß, selbst seine Stimme hatte den Ton der

Abgeschiedenen, um ihn glaubte sie die verklärte Gestalt schweben zu sehen. —

Die Ueberreste der Todten waren nun zur Ruhe gebracht, schauerliche Einsamkeit bewohnte den Thurm, Justus sollte morgen abreisen. Noch wußte sein Gebieter nicht, was geschehen war, denn als der Bote aus Vohburg den Junker eilends abrief, befand sich Albrecht nicht daheim. Agnes wandte den halben Tag an, um Justus nicht ohne Brief ziehen zu lassen, und unter Thränen schrieb sie an ihren Albrecht Worte der Liebe, Sehnsucht und Trauer.

Ein Besuch unterbrach hier die Vorlesung der Oberstin, es war Baron Heinrich von Werthen, ein Neffe des Obersten, welcher von mehrjährigen Reisen im Auslande heimkehrte. Freudig begrüßten alle den eben so schönen als gebildeten und würdigen jungen Mann, der Abend verfloß unter Fragen und Antworten, wie das in der Regel ist, wenn uns ein lieber Mensch nach langer Trennung aus der Ferne heimkehrt.

Erst als die Gesellschaft sich trennte, machte der Oberst seinen Neffen mit ihrer gewöhnlichen Abendunterhaltung bekannt, und betheuerte, daß er nicht nur für die Zeit seines Aufenthalts einen aufmerksamen Zuhörer abgeben werde, sondern auch Willens sey, hin und wieder eine Sage, welche er im Auslande gehört habe, mitzutheilen.

Vier und siebzigste Nacht.

Heute las die Oberstin weiter:

(Fortsetzung der vorigen Sage.)

Dicht unter der Zugbrücke, an dem steilen Abhange des Grabens, wo Flieder, wildes Rosengebüsch und Hopfenranken einen Versteck bildeten, saß seit Remigia's Bestattung jede Nacht, vom Abend zur Morgendämmerung, ein fremder Mann, Auge und Ohr lauschend nach der Burg gerichtet. Wer er war und warum er sich den Schlummer stahl, ein schweigendes Gemäuer zu bewachen, das wollen wir zuvörderst erforschen, ehe wir seinem nächtlichen Pfade folgen.

Herr Albrecht, Agnes Gemahl, hatte wohl Recht, wenn er sich beargwohnt glaubte und sein Geheimniß in doppelte Schleier hüllte, aber er wußte nicht, wie weit es schon in fremder Gewalt war. Einer seiner alten Diener, Hans Breitfelden, ein feiner Schalk, hatte sich selbst und einem Andern zugeschworen, er wolle in Kurzem wissen, was sein Herr verberge.

Mancherlei Kundschaft, die er tropfenweise sammelte, und wie Perlen an eine Schnur reihte, brachte ihn ziemlich nah auf die Spur; er bemerkte jetzt die vorzügliche Gnade, die der Junker Schwalb genoß, er drängte sich an ihn und wußte dem Jünglinge Fallstrick

auf Fallstrick zu legen; ein weniger sicherer Fuß müßte davon gefällt worden seyn. Aber Justus war treu, seine Redlichkeit konnte kein Vortheil verführen; weniger fest war sein Verstand. Ein zu glühendes Gefühl, vorgefaßte Meinungen, Unerfahrenheit, die nur Engel oder Teufel sah, jugendliche Uebereilung, und Gefühle der ersten Liebe, nur zu verrätherisch für den Menschenkenner, siehe da die Fäden, an welchen das Insekt, in dessen Netzen er hing, sein Gespinnst knüpfte.

Seit ihn Hans von Breitfelden versuchte, floh er ihn, als ob er jenes Bild wirklich in ihm erkannt hätte; der alte Mann ließ das eine Weile hingehen, dann redete er ihn lachend an und fragte: ob er wirklich glaube, es sey ihm Ernst mit jener Prüfung gewesen. „Seyd kein Thor, Junker!" fuhr er fort, „meinet Ihr denn, wenn ich ein Schelm wäre, ich würde es Euch verrathen? — Legt die Hand nicht an das Schwert, junger Degen! Hans von Breitfelden bedarf keines Kampfes mit Euch, um seinen Namen in Ehren zu erhalten. Lieber will ich Euch freiwillig auf dies Schwert, oder auf eine Reliquie schwören, daß ich es so treu mit unserm Herrn meine, als Ihr."

Breitfelden sprach hier nicht unwahr; was er vor hatte, wollte er zum Glücke seines Gebieters thun, er wollte das Werkzeug seyn, ihn aus unwürdiger Fessel zu lösen, aber weil er auch schlechte Mittel nicht scheute, ward sein redlicher Wille zum Bubenstück.

Justus glaubte ihm nur halb, urd nicht eher ver-

söhnte er sich mit dem alten Krieger, seinem frühern Liebling, bis einst Albrecht den Ausspruch that: „Hans von Breitfelden würde meinen Vater oder mich auf seinen Schultern durch Flammen tragen, und nicht denken, er habe sonderlich Großes gethan." Seit dieser Rede hatte Hans seinen jungen Freund wieder.

Breitfelden entging nichts, was ihn zum Ziele führen konnte, er war nicht träge, jeden Schritt des Junkers zu beobachten. Daß Justus geheime Reisen that, und die Vorwände dazu nur Vorwände waren, daß er Briefe brachte, die Albrecht mehr als zehn Mal las, wußte er längst, daß in seiner Brust ein neues Gefühl lebte, verrieth sein ganzes Wesen. Warum ließ Albrecht ihn jetzt zurück, als er zu einer Berathung mit Vater und Oheim auszog? Sollte sich Justus vielleicht nicht zu weit von der Wohnung geheimer Liebe entfernen? Sollte er abermals Botschaft dahin tragen? und welches war der Ort, wo die Verführerin hauste, deren Namen Breitfelden durch hundert Schlangenwege erforscht zu haben glaubte? Ein solcher Weg führte ihn an die leicht verwahrte Truhe des Junkers, zu Justus kleinen Heimlichkeiten, und hier ließ ihn der Zufall finden, was er suchte.

„Junker," sagte er eines Abends, „Ihr seyd nicht mehr derselbe! wo ist das jugendliche Feuer, die Thatenlust, der kecke Muthwille? Ziemt sich für Eure Jahre eine andere Minne, als das Schwert? Ihr seyd verliebt, Justus."

„Verliebt?“ wiederholte Justus verächtlich, „Herr von Breitfelden, Ihr habt kein Herz, das meine zu richten. Wenn ich einmal liebte, wird mich die Liebe in den Himmel heben, — verliebt bin ich nicht.“ —

„Nennt es, wie Ihr wollt, da Ihr die Sache zugebt!“ rief Breitfelden lachend, „die Jugend hat gern hochtönende Worte. Aber bei meinem Haupte, Junker, Ihr seyd zu früh in's Netz getaumelt. Wer ist denn das schöne Zöfchen, das Euch gefangen hat? Ein lustiges Dirnlein ohne Zweifel, nehmt Euch in Acht!“

„Breitfelden!“ antwortete Justus glühend, — „dankt es Eurem Alter, daß Ihr so zu mir sprechen dürft! Glaubt Ihr, ein Schwalb wolle die Augen so tief senken, statt sie zu erheben? — Die ich liebe und anbete, steht hoch über mir! nach ihr verlangen, hieße das Siebengestirn vom Himmel herab wünschen. Mag sie ihre erhabene Bahn gehen, ich will sie vergöttern, will Thaten thun, werth, von ihr gesehen zu werden, und wenn die Welt einst meinen Namen nennt, soll ihr der Ruhm gehören.“

„So recht, mein Ritter,“ sagte Hans, „das ist freilich eine andere Art, als ich meinte. — Ihr müßt mir vergeben, ich dachte nicht, daß eine solche Dame in dem alten Neste Vohburg hause.“

Justus erschrak, daß das Blut in seinen Adern starrte, aber er hoffte es klug zu verhehlen. — „Voh-

burg?" fragte er mit künstlichem Erstaunen, — „ich verstehe Euch nicht, weiß nicht, was Euch bewegt" —

„Es ist gut," erwiederte Breitfelden ehrlich, „ich sehe schon, daß ich geirrt habe. — Ich belauschte Euch einmal, als Ihr die lang vergessene Malerkunst übtet, das Bild, das ich sah, schien mir genau die alte Vohburger Veste, ein Stück von unsers Herrn mütterlichem Erbe, mit ihrem viereckigen Thurm, ihrer kenntlichen Umgebung von riesigen Ulmen und Eichen und ihren zackigen Zinnen. Weil Ihr immer träumtet, wie ein Jungfräulein nach dem Monde schautet, nicht hörtet, wenn man Euch ansprach, dachte ich, Ihr hättet das Ziel Eurer Gedanken konterfeiet. Es mag wohl nur eine Maleridee gewesen seyn. Und besser, daß es so ist. Sechzehn Jahre sind ein zu grünes Alter für den Bräutigamsstand. Zählt doch unser Herr schon acht und zwanzig, und wird erst jetzt sein Wort geben zur Ehe mit Anna von Braunschweig."

Justus hütete sein Gesicht, daß es sein Erstaunen nicht verrathe; ob es dem Arglosen gelang, wird Niemand fragen, der sich die beiden Gesellen denken will, wie sie dicht beisammen, Auge in Auge, da saßen.

Nach einigen Tagen erhielt Justus geheime, räthselhafte Botschaft von Vohburg, und einen eiligen Ruf dahin. Er verbarg seine Bestürzung, bereitete sich zur Reise, indem er Breitfelden sagte: sein Herr habe ihn berufen. Aber Breitfelden wußte genug, und kam fast mit ihm zugleich in der Gegend von Vohburg an.

Hier lauerte er nun, wie die wilde Katze, aus gut gewähltem Versteck auf die Heimkehr des jungen Liebesboten.

Der Mond ging unter Wolken hin, in den Ulmen am Schloßgraben sauste der Sturm, das Käuzchen schrie und die Windfahne schwirrte. Da öffnete sich das Thor, da rasselte die Brücke nieder, und Pferdetritt dröhnte auf dem hohlen Gebälk. Breitfelden raffte sich auf, ging einige Schritte tiefer in's Gebüsch und rief mit gedämpfter Stimme: „Bolko, es ist Zeit, ich glaube, unser Männlein kommt den Berg hinab. Aber noch einmal, ich empfehle ihn Dir auf Dein Gewissen! Du darfst ihm nichts Schädliches geben, ich habe den Jungen lieb. Nach allem, was ich weiß, ist er eine Brieftaube. Wir nehmen ihm das Blättchen unterm Flügel weg, sperren ihn ein Paar Tage ein, und damit Basta."

Bolko machte sich auf den Weg. Am Rande eines Waldes traf er mit dem jungen Reisenden zusammen, Justus sah einen schwachen Greis neben sich herwanken, oftmals still stehen, endlich in die Knie sinken. Er hielt sein Pferd an und fragte nach Woher und Wohin. Der Greis hatte sich nur wenige Stunden von Heimath und Kindern entfernt, auf der Rückkehr hatte ihn Krankheit befallen, er ging schon seit Sonnenuntergang den kurzen Weg und konnte nun seine Hütte nicht erreichen. Mitleidig stieg Justus vom Rosse, half dem todtschwachen Mann aufsteigen und versprach ihn heim zu ge-

leiten. Etwa eine Stunde mochte es nach Bolko's Anweisung über ungebahnte Haidewege fortgegangen seyn, als sie an ein einsam stehendes Haus mitten im Walde kamen. Justus, mit dem tiefen Gram im Herzen, fand die endlosen Danksagungen seines Gefährten lästig, noch peinlicher war es ihm, daß nun zwei junge Bursche sich mit dem Vater vereinigten, ihn zu einiger Rast in der Hütte zu bewegen, damit sie ihn laben, und wenn der Sturm die Wolken weggejagt habe, auf kurzen Hirtenpfaden zum nächsten Flecken bringen möchten. Er willigte gezwungen ein, seine Seele war noch in der Burg beim Grabe der Mutter. Als der Morgen graute, klopfte es an die Hütte, Bolko that auf und Breitfelden stand vor ihm.

„Wie ist's?" fragte er.

„Alles recht," erwiederte Bolko, „er schläft wie todt, und es ist nur ein unschuldiger Saft, den wir ihm in den Wein mischten. Hier ist auch die Abschrift des Briefes, welchen wir bei ihm fanden, und, wie Ihr befahlet, ihn wieder in das Koller steckten. Kommt nur herein!" Und Breitfelden trat in die Hütte.

Fünf und siebzigste Nacht.

(Fortsetzung der vorigen Sage.)

Agnes berechnete genau Weg und Stunden, bis Nachricht von Albrecht kommen konnte; endlich ritten drei eilige Reiter den Heerweg heran, kamen näher, lenkten auf den steinigen Pfad zur Höhe und waren jetzt unter der Zinne, wo die zitternde Frau stand.

Ein kleiner, weißer Zelter, mit reicher Decke tanzte neben dem letzten Reitersmann her; nun hielten die Fremdlinge still, aber sie sah unbekannte Gestalten. — Albrecht kam nicht selbst, Justus jugendliches Gesicht war nicht unter ihnen; als der Wächter anrief, hörte sie die vertrauten Worte: „Hier des weißen Wolfes Haupt;“ sie hörte die Brücke niederdonnern und die Pferde einreiten, der Schloßvoigt, an der Spitze seines schnell gewaffneten Häufleins empfing die Ankommenden. Die Minuten wuchsen ihr zu Stunden, bis der alte Schloßvoigt demüthig bei ihr eintrat.

„Gestrenge Frau,“ sagte er, „es ist ein Gesandter unsers Herrn hier, wie ich fast nicht zweifeln kann. Er gab die Losung, doch mochte ich darauf allein nicht trauen, sintemal die Luft ein Wort auch zu treulosen Ohren führen mag. Deshalb, und erwägend, wie wir dreizehn wehrhafte Männer auf drei waren, ließ ich die Besatzung waffnen und war auf alles gefaßt. Allein

durch Prüfungen, die ich selbst Euch nicht mittheilen kann, hat allein der Anführer sattsam bewiesen, er besitze Herrn Albrecht's Vertrauen. Ich darf ihm den Zutritt zu Euch nicht wehren, beschwöre Euch nur, seyd vorsichtig, räumt dem Fremden nicht zu viel ein, waffnet Euer Taubenherz mit Schlangenwitz, folgt ihm nicht von hinnen, ehe Ihr unfehlbare Zeichen sehet, der Bote komme von Euerm Herrn Gemahl."

„Bringe ihn her!" rief Agnes, „was zweifelst Du noch? Es ist meines Herrn Bote, den ich mit Schmerzen erwarte! Bringe ihn her!"

Ein alter Kriegsmann schritt über die Schwelle, verneigte sich, warf einen festen Blick auf Agnes, und beugte ein klein wenig seine Knie. „Edle Frau," sagte er sodann, „ich bin von Eurem Herrn gesandt, Euch der Einsamkeit zu entführen, wie Ihr wünschet. Er läßt Euch entbieten: Der Schwalbe sey ein Fittich gelähmt, darum sende er den Raben. Auch soll ich Euch erinnern, daß Euer eigen Angesicht stärkern Zauber übe als Epheu und Gold."

„Und hast Du weiter kein Zeichen," fragte Agnes, „als Worte, die auch der Verrath erlauschen konnte?"

„Daß ich meines Herrn Vertrauen besitze, habe ich dem Schloßvoigt gezeigt," antwortete der Fremde, „ich bin bereit, es auch Euch darzuthun."

„Lange nicht genug, um Euch die Dame zu vertrauen," rief Jener, „denkt sie wie ich, so bleibt ihr

Drei auf Vohburg, bis ich meines Herrn eignes Wort höre."

„Wie Ihr wollt," antwortete jener kalt, „die Schuld auf Euer Haupt. — Wenn ich in drei Tagen nicht bin, wo ich seyn soll, denke ich wohl, unser Herr wird den alten Hans von Breitfelden lösen."

„Breitfelden?" rief Agnes aus, der Name ist mir nicht unbekannt, Du bist ein treuer Diener Deines Herrn! Du hast ihn, als er ein Knabe war, aus großer Gefahr gerettet. Ich hörte die Geschichte davon nur einmal, aber Dein Name blieb in meinem Herzen. Dir folge ich willig."

Breitfelden's Gesicht überflog ein Zug listiger Freude. —

„Das war bei Kaiser Siegmund's Krönungsfest," antwortete er, „aber wißt Ihr denn auch gewiß, ob ich Breitfelden bin? Nehmt ein Zeichen! Mein Herr meint: Ihr werdet diesen Ring kennen, den er niemals von sich läßt und mir zur Beglaubigung gab."

„Ja ich kenne ihn," sagte Agnes, und drückte den Ring an ihren Mund, „sein Zwillingsbruder ist an meiner Hand. Wann reisen wir?"

Breitfelden fügte sich demüthig in den Willen seiner Gebieterin, sie bestimmte den nächsten Morgen, und die Männer entfernten sich, — der alte Schloßvoigt mit Thränen in den grauen Wimpern.

Auch Agnes schlief diese Nacht nicht, Freude und

Wehmuth stritten in ihrer Brust. Sie rief den Schatten ihrer Freundin an, sie zu begleiten und betete bis zur Morgendämmerung.

Sechs und siebzigste Nacht.

(Fortsetzung der vorigen Sage.)

In Straubingen, vor der herzoglichen Burg, war fröhliche Unruhe! Haupt an Haupt standen Tausende gedrängt, und mit Mühe hielten die Hatschiere eine freie Gasse nach dem offnen, bekränzten Burgthore. Von den Söllern schallten Pauken, Trompeten und Geigen durch das Gejauchz der Menge.

Breitfelden ritt eben mit seinen Begleitern durch die öden Nebengassen, und kam an einem Seitenpförtchen des Schlosses an, aber er fand es stark besetzt, und da er sich und seiner Dame kecklich Eingang verschaffen wollte, legten sich die Lanzen kreuzweis über den Eingang, und die bärtigen Männer traten drohend vor.

„Es soll Niemand herein, bevor die Fürsten über den Hof gezogen sind," sagten sie, „alle Pforten sind bewacht, wir dürfen nur die Glieder des weisen Magistrats einlassen. Reitet vorn herum, oder geht lieber und laßt

die Pferde hier, die Pauluspforte ist offen, da mögt Ihr über die große Gallerie in's Innere gelangen."

Breitfelden bat Agnes abzusteigen, und ergriff ihren Arm; sie trug ein verhüllendes Gewand und einen dichten Schleier. Mit ängstlichem Widerwillen ging sie an seinem Arm neben dem düstern Gebäude hin, der Musik und dem Gelärm entgegen, das wie ein Bienenschwarm in ihr Ohr summte. Noch schüchterner schloß sie sich an ihn, als die Fluth der Menschen sie umwogte. Er war nicht weniger befangen als sie, er trug sie fast; mit Riesenstärke machte er sich Platz, daß alles vor ihm wich und er mit seiner Gefährtin zu der Pauluspforte vordringen konnte. Ein enges, gewundenes Treppchen führte hier in die Höhe, sie traten auf eine freie Gallerie, die in den innern Schloßhof sah. Breitfelden ließ Agnes kaum Zeit, einen Blick hinunter zu werfen, er zog sie mit Eil weiter fort, während draußen der regellose Lärm in einen Vivatruf überging, die Trompeten lauter tönten, einzelne Namen die Luft erfüllten. „Es lebe der edle Churfürst von Brandenburg! es lebe Herzog Wilhelm von Baiern! es lebe unser gnädiger Herr, Albrecht von Baiern! sie kommen, sie kommen! macht Platz!" — So scholl es bis in die Stille des Hofes und unter den ersten schwarz gekleideten Rathsherren und Bürgern, die hier standen, ward es unruhig und die Wachen klirrten mit den Waffen und erhoben die Fahnen.

Agnes stand nun mit Breitfelden vor einer hohen

Flügelthüre, die von der Gallerie in's Schloß führte, aber sie war versperrt; vergebens zog er die Schelle, daß schier der Faden riß, es öffnete Niemand, und Menschen quollen die Treppe herauf, besetzten den Gang, drängten ihn und seine Begleiterin dicht an die Brustlehne. Ein Fluch entschlüpfte ihm, Agnes hörte nichts davon, denn sie sah in diesem Augenblick aus dem gegenüber sich öffnenden Burgthore den Zug der Fürsten hervorgehen. Es waren zwei Herren, schon in den spätern Lebenstagen, so reich mit Diamanten angethan, daß die Abendsonne ihren Anblick zu blendenden Gestirnen machte; neben ihnen ritt ein Dritter in Schmuck der Jugend auf rabenschwarzem Rosse, in kurzem rothsammtenem Rocke mit Perlen übersäet; sein Hut war von Federn überwallt, er bückte sich rechts und links, wohlwollend, freundlich; er sprach lebhaft mit seinen Begleitern, und zügelte dabei anmuthig leicht das brausende Roß. Der vorige verwirrte Ruf ertönte von Neuem, und hallte, von allen Zuschauern wiederholt, weithin nach.

Ein greiser Rathsherr trat die Fürsten an, und wie er den jungen Herrn zunächst stand, entblößte dieser sein lockiges Haupt. — Agnes fühlte sich von lähmendem Schwindel ergriffen, durch die horchende Stille schnitt ihr lauter Weheruf, die Fürsten blickten nach der Gallerie auf, Breitfelden zog die ohnmächtige Frau in's dichteste Gedränge. Niemand beachtete sie, alle Augen hafteten auf der Scene im Schloßhofe. Breit-

felden machte noch einen Angriff auf die Flügelthür, schlug donnernd dagegen, zog an der Schelle, warf nach einem kleinen runden Fenster in der Höhe. Endlich kam ein schlappender Schritt von innen herbei, die Schlösser wichen, Breitfelden drängte die Thüre zurück, daß die Zwerggestalt des Pförtners taumelte.

Als Agnes zu sich selbst kam, befand sie sich in einem engen Kämmerchen, das bei kostbarer alterthümlicher Ausschmückung doch ein trauriges Ansehen hatte; vor ihr stand der Zwerg, mit kräftigem Balsam und einer Schale gewürzten Weines. Der starke Geruch hatte ihre Lebensgeister wieder zurückgerufen, den Wein verschmähte sie, aber als sie sich verwundert umsah, als sie sich des Vergangenen erinnerte, da strömte ihr Mund von Fragen über, sie verlangte nach Breitfelden, nach dem Herrn von Weißenwolf, zitternd, zu erfahren, die gehabte Erscheinung sey kein Phantom ihrer Einbildung gewesen. Das arme kleine Geschöpf lächelte sie an, ohne zu antworten; die Zeichen, die er machte, deuteten an, er sey stumm oder dürfe nicht reden. Er wies auf den Wein mit bittender Gebehrde, ging geschäftig hinaus, besetzte den Tisch mit Speise, zog die schwer befranzten Vorhänge von der Bettsponde, und schlich mit tiefen Verbeugungen zur Thüre hinaus.

Agnes war nun allein. Sie hörte die Schlösser rasseln, die der Zwerg vorsichtig verschloß, der Gedanke an Kerker und Gefangenschaft bemächtigte sich ihrer Seele. Sie trat an's Fenster, es war vergittert,

und sah in einen öden Nebenhof. Nur an den Spitzen der Thürme weilte die Sonne noch, tiefer unten hatte sich schon kalte Düsterheit gelagert. Das fröhliche Leben, das von den vordern Theilen des Schlosses herüber tönte, die Musik, der Jubelruf der Menschen waren ihr peinlich, sie rang die Hände, sie wagte nicht an Albrecht zu denken. Er, dessen Liebe ihr sonst Trost in jedem Kummer war, ward jetzt der Gegenstand schrecklicher Zweifel.

Bald sank der Abend herab und bedeckte die finstern Mauern, die ihr Auge ohne Bewußtseyn anstarrte; sie bemerkte es kaum. Da hörte sie plötzlich eine gedämpfte Stimme, dicht neben sich, den Anfang eines alten Liedchens singen:

Sanct Maria,
Mutter und Magd!
Des Herzens Gram
Sey Dir geklagt!

Sanct Maria!'
Vor Noth und Gefahr,
Nimm uns gnädig
In Dein Gewahr! — — —

Sanct Maria. —

„Ist ein Fenster in der Nähe?“ fragte Agnes leise, „kannst Du mich hören, der Du die Mutter aller Gnaden in so rührenden Tönen anrufst?“

„Ich bin gefangen,“ antwortete die Stimme, „aber wer seyd Ihr? die ungewohnte Einsamkeit sendet mir seltsame Träume! Eure Stimme klang mir wie eine, die ich hier nicht hören kann.“ —

„Santa Maria!“ rief Agnes, „das ist Justus von Schwalb, und wenn er es ist, weiß ich mein Unglück gewiß!“

„Und Ihr?“ fragte Justus, „sprecht um Gottes willen, nennt einen unbekannten Namen, denn ich fürchte mich vor einem bekannten Laut.“

„Was Ihr fürchtet, Junker, ist nur allzuwahr,“ erwiederte sie, „ich sehe schreckliches Licht! Ach ich ward wohl verlockt, aus der sichern Einsamkeit weggetäuscht. Ein Diener meines Gatten, Breitfelden nannte er sich, gab mir theure Zeichen, wollte mich zu ihm führen, ich folgte ihm! Er kannte Worte meines letzten Schreibens an Albrecht, Justus! wie war das möglich!“

„Der Brief ruht noch auf meiner Brust,“ sagte Justus. „Ich war kein Verräther, wenn aber Breitfelden falsch ist, war er vielleicht zu schlau für mich Armen! — Möchte ich dann lebend oder sterbend die Schuld büßen! Laßt mich nachdenken, gnädige Frau! ich muß etwas wagen, betet für mich, daß es gelingt!“

„Unternimm nichts Gefährliches,“ rief Agnes angstvoll; er aber flüsterte: „Still, um Gottes willen, sprecht nicht, es nahen Schritte! geht vom Fenster, ruft mich nicht wieder! Gott sey mit uns!“ Agnes setzte sich erschöpft und tödtlich ermüdet auf ihr Lager. Draußen

tobte der Lärm noch immer, Jubel und Frohlocken drang in ihre Kammer, während sie heiße Thränen weinte. Ihrer Angst zum Trotz hatte zuletzt die erschöpfte Natur gesiegt, und sie hatte im Schlummer das Bild des Grams verloren.

Ein Geräusch an ihrem Fenster verscheuchte den flüchtigen Schlaf — sie sprang auf, ihr Herz bebte, es raschelte vernehmlich, sie konnte etwas Weißes flattern sehen.

„Was ist das?“ fragte sie leise und zitternd; „Eure Schwalbe fliegt zu Eurer Rettung aus!“ antwortete Justus.

„Mein Gott! mein Gott!“ — was thust Du,“ rief sie händeringend aus. — „Du kannst den Boden nicht erreichen. Geh zurück, Unglücklicher! ich befehle es Dir!“ —

„Ich stehe fest auf der Klaue des Löwen, der das Wappen hält, ich habe ein Seil aus meinem Bettgewande, und lang genug. Seyd ruhig, wenn es Gott nicht gewollt hätte, wäre mein Gitter nicht locker gewesen. Seht mir nicht nach, betet, daß es gelinge!“

Es war eine heiße Sommernacht, Herzog Wilhelm von Baiern, ein Freund der Freude, hatte den weiten Burgplan zum Tanze bereiten lassen, alle Fenster umher waren erleuchtet, Tafeln reihten sich am Schlosse hin, in der Mitte stand ein großes Faß mit brennbaren Stoffen gefüllt; plötzlich ward Feuer hineingeworfen, es loderte wie eine flammende Säule gen

Himmel und der Reigen von schönen Frauen und geschmückten Herren tanzte um die Gluth, bei munterm Cymbeln- und Geigenklang.

Justus schlich sich durch die jauchzende Menge, sein Auge suchte seinen Herrn, er war mit im Tanze, es schien unmöglich mit ihm zu sprechen, die lodernde Gluth machte es weit umher tageshell.

Der Junker sah nichts von der Lust, die ihn umgab, er verfolgte Albrecht's Bewegungen, es peinigte ihn, ihm so nahe zu seyn, ohne ihm mittheilen zu können, daß wenige Schritte von dieser eitlen Lust sein liebstes Kind weinte und litt.

Daneben ertrug der arme Knabe brennende Schmerzen, denn die rauhe Mauer hatte seine Hände wund gerissen, und weil er die Länge des leitenden Seils falsch berechnete, mußte ein Sprung ihn zu Boden bringen, wobei er den rechten Fuß bedeutend verletzte. Jetzt sank er auf einen Stein am Schlosse nieder, und während er in die Feuersäule starrte und die kräuselnden Rauchwolken verfolgte, bildete seine Seele tausend Entwürfe, feurig und kühn, wie die Flamme, und schnell verschwunden gleich dem nebeligen Hauch, der sich von ihr in die Lüfte erhob.

Schon wurde es hell in Osten, das Freudenfeuer war erloschen, ein kühler Wind kündete den Morgen. Da erst gelang es dem Pagen, sich an seinen Herrn zu drängen, und ihn einen Augenblick in den Schatten der alten Schloßhalle zu ziehen.

Er erzählte mit geflügelten Worten.

Erschüttert, von den mächtigsten Gefühlen bestürmt, hörte Albrecht ihn an. Was in ihm vorging, ist unbeschreiblich, er selbst verstand es kaum. —

Nach kurzem Nachsinnen gebot er dem Junker, ihn in seinem Gemache zu erwarten und sich keinem Auge zu zeigen; dann gab er einige geheime Befehle, und nun war die Sonne herauf; er mußte sich auf's Pferd werfen und an der Spitze der Ritter seinem Vater, Herzog Ernst, entgegen reiten, dessen Ankunft Eilboten verkündeten.

Als er einige Stunden später in seine Gemächer trat, fand er Justus bleich, unruhig schlummernd, in einem Lehnsessel. Er rief einen Kämmerling, fragte, ob alle seine Befehle vollzogen wären, und gebot auf die bejahende Antwort, man möge Breitfelden herbeiführen.

Sein Blut wallte so heftig, daß er in der Zwischenzeit rastlos durch das Zimmer schritt. Trotz des vorigen geräuschvollen Tages, der durchwachten Nacht, des frühen Rittes, mochte er sich doch keinen Augenblick Ruhe gönnen. Endlich kam Breitfelden.

Als Herzog Albrecht sein Gesicht sah, des Mannes Gesicht, dem er so herzlich vertraut, und der ihn getäuscht hatte, wandte er sich schmerzlich bewegt ab, und rief seinen Namen mehr erschüttert als zornig.

Breitfelden dagegen stand hoch aufgerichtet, sah kühn in seines Herrn Auge; ein Zuschauer würde gewähnt haben, das strafbare Gewissen spreche in Al-

brecht's Brust. Bei dem lauten Ausruf war der Junker von Schwalb aus seinen wüsten Träumen aufgefahren, er sah die Beiden an, und seine Seele floß in Auge und Ohr. —

„Alter Mann," sagte Albrecht, „Du hast mich beispiellos betrogen, ich traute Deiner Liebe und Treue und Du bist ein Verräther. Du hast mein Geheimniß erspäht, bist wie ein Dieb in mein Haus gebrochen, und hast mir den Schatz gestohlen, an dem mein Herz hing. Warum thatest Du mir das? —

„Aus Liebe und Treue, Herr Herzog," antwortete Breitfelden, „weswegen sonst? Ehe ich Euch diente, diente ich Eurem Herrn Vater, und wie ich Euch als Kind aus dem Wasser riß, hätte ich Euch auch ein gefährliches Spiel entrissen, ob Ihr auch geweint und getrauert hättet. — Wollte Gott, mein guter Plan wäre gelungen."

„Was war Dein Plan?" fragte Albrecht zornig, „woher wußtest Du ihren Aufenthalt? woher die Worte eines Schreibens, das mein Page bis heute Nacht verwahrte? Was für andere Zeichen gabst Du ihr, daß sie Dir gefolgt ist? denn mein Wille war der ihrige, und bei meiner Seele, kein gemeiner Trug hat sie verlockt."

„Ich wollte die Frau Euerm Herrn Vater ausliefern, und meinte, ein Kloster wäre der Ort, ihre arge Schönheit zu hüten. Es war alles verabredet, aber weil Herzog Ernst, der vor Euch eintreffen wollte, nun

später kam, weil Eure und der andern Fürsten Ankunft ganz anders erfolgte, als ich zu wissen glaubte, schlug es fehl. — Ihren Aufenthalt hat mir der Junker dort verrathen, den hatte sie auch bestrickt; ich merkte bald, daß ein wildes Feuer in ihm brannte, ich paßte auf seine Schritte, ich lockte seine Gefühle in's Licht und las in seiner Seele. Dann sah ich, gleichviel wie, aber ohne des armen Junkers Wissen und Schuld, ein Conterfei der Vohburger Veste, das war das Letzte, was mir noch fehlte. Euer Herr Vater ermächtigte mich darauf, das Mögliche zu wagen; ich folgte dem Junker nach Vohburg, und auf der Rückreise ward ihm in einer Waldhütte ein unschuldig Tränklein gegeben, denn ich wußte lange, daß er Briefe trug. Die Losung der Worte, deren ich mich bediente, standen in dem Schreiben, Euern Ring, wie ich wußte, hatte Meister Reutling, der Prager Goldschmied, weil er Euch jüngst zerbrach, ich forderte ihn in Euern Namen und zeigte ihn der Frau zu meiner Beglaubigung. Ich hätte ihr der Täuschungen noch mehr vorspiegeln können, wäre es Noth gewesen, denn nicht sobald sah ich sie, da war mir ihre ganze Jugendgeschichte und — ihre Unschuld klar. Gut genug kannte ich Caspar Bernauer's Tochter, hatte sie oftmals zu Augsburg gesehen und bewundert ob ihrer Schönheit und Sittsamkeit, wie jeder Andere, und seit Ihr sie entführtet, war meine Ahnung Euch auf der Spur. — Seht nicht so zornig auf mich, Herr Herzog! Breitfelden bietet dem Trotz,

der es besser mit Euch und Eurem Lande meint. Agnes Bernauer ist keine Gemahlin für den Baiernherzog! Ihr habt Anna von Braunschweig ausgeschlagen, darüber trauert macher treue Baier. Ich wollte mehr thun, ich wollte helfen. — Laßt mich nun in Gefangenschaft führen, befehlt meinen Tod, sendet mich in Verbannung, ich werde alles erdulden!"

„Geh, Du bist frei!" sagte Albrecht.

„Aber, Herr," erwiederte der Alte, — „wenn ich frei wäre, würde ich von Euch zu Herzog Ernsten, Euerm Herrn Vater, gehen, und ihm alles melden. — Laßt mich in Gefangenschaft bringen!"

„Du bist frei," wiederholte Albrecht, ‚geh!,' — Breitfelden blieb, er hieß ihn noch einmal und heftiger gehen; da trat Breitfelden rasch vor, faßte zitternd des Fürsten Hand und drückte sie an seine Lippen. „Denkt, was Ihr wollt!" sagte er mit einer Stimme, die vor Erschütterung bebte, „ich habe Euch niemals treuer geliebt, als in dem Augenblick, da ich ein Späher und Lügner ward für Euer Glück."

Im Schloßhofe wurden Schranken errichtet, der Platz zum Turnier geordnet; der große Speisesaal füllte sich schon mit geschäftigen Dienern. Albrecht mußte seine Gedanken entfernen, sich zum festlichen Mahle schmücken, Roß und Waffen für das Kampfspiel wählen.

Die blitzenden Augen seines Vaters faßten ihn, daß er ihnen ungern begegnen mochte, aber in Herzog Wilhelm's, seines theuern Oheims, Blick ging ihm ein Trost

auf. Dieser milde Freund seiner Kindheit konnte ihm vielleicht das stille Liebesglück retten.

Bei der lauten Fröhlichkeit der Tafel, während der Becher kreiste und Trinksprüche zwischen die Musik tönten, dachte er nur über die Worte nach, die den Fürsten bewegen sollten und seine Brust wurde leichter, da das Signal zur Aufhebung des Mahles erscholl. Das brausende Roß tummeln, die Lanze schwingen, schien ihm Wohlthat gegen diese üppige Ruhe, und er hoffte im Geräusch des Kampfes sein eignes Herz nicht zu hören.

Die Kampfrichter und Herolde hielten an den Schranken und nahmen Schild und Wappen der Kämpfer in Obacht, riefen laut die Gesetze des Waffenspiels aus, theilten Wind und Sonne, gaben das Zeichen zum Streite, wie zum Frieden.

Hinter den Barrieren wimmelte es von Menschen; Frauen, Männer, Geistliche und Weltliche standen dicht gedrängt beisammen, Häuser und Dächer, wo irgend eine Aussicht zu hoffen war, zeigten schaulustige Jugend, jauchzende Knaben schrien durch das Geräusch der Waffen, das Wiehern und Stampfen der Rosse. Unter den hohen Damengallerien, die mit goldgestickten Tüchern behangen waren, standen Pannerträger mit bunten, wollenen Fähnlein, Gedränge und Unordnung zu wehren.—

Schon hatte der tapfere Graf von Würtemberg, der auf seinen eisernen Arm stolz war, in zwei Gängen zwei Gegner gefällt, und rüstete sich nun gegen Frie-

drich von Oestreich, als Albrecht auf seinem hohen, schwarzen Streithengst erschien, glühend vor Kampfeslust, und begierig, sich mit dem Würtemberger zu messen.

Da traten die Marschälle hervor und verschlossen ihm auf Befehl seines Vaters den Kreis, als einem Ritter, der in unerlaubter Liebe zu einer Jungfrau lebe oder eine schimpfliche Ehe verschweigen müsse.

„Wir werden Euch die Schranken öffnen, Herr," sagte sie, „so ihr solche Schuld leugnen könnt, oder auf Eurem Schilde schwören wollt, sie abzuthun."

Albrecht's Zorn loderte wild auf, er bebte; des Ruhmes Glanzgestalt, der fürstliche Stolz traten in diesem Augenblick an die Seite der armen Agnes, um ihr Bild zu verdunkeln.

Da fiel sein Auge auf das Wehrgehänge, das ihre Hand geschmückt hatte, und alle süßen Liebesstunden drängten sich an sein Herz.

Ein edles Selbstbewußtseyn rief ihm zu, wie wahre fürstliche Ehre ihn binde, der treuen Frau sein heiliges Wort zu halten, und indem er sich stolz im Sattel empor hob, sagte er: „Ihr Herren und Marschälle, ich will mich der Schuld abthun, die Ihr an mir findet. Agnes ist mein rechtmäßiges Gemahl, ich bereue herzlich, daß ich es geheim hielt aus eitel Menschenfurcht. Aber ehe die Sonne wieder aufgeht, soll männiglich es wissen, und meine Fürstin ehren. — Nun öffnet mir

den Weg und überlaßt es mir selbst, mein Einreiten zu vertreten."

Er spornte den schwarzen Hengst, daß er wild in die Höhe bäumte, Niemand wagte sich zu widersetzen; die Schranken flogen auf, die Trompeten schmetterten und der Herzog ritt mitten auf den Plan.

Am nächsten Morgen gab Herzog Albrecht seiner Agnes öffentlich die Würde einer fürstlichen Frau und Herzogin von Baiern, wies ihr die Burg Straubingen zur Wohnung an, und ordnete ihr Hofstaat und Ehrendamen.

Ihre Ehe war nun geheiligt und durfte nicht mehr verborgen werden, sie sah sich an der Seite eines angebeteten Gemahls, von Tausenden geehrt, von seiner Zärtlichkeit empor gehoben; sie empfand seine Befriedigung, das Geliebte erhöhen zu können, und zeigte ihm gern den Dank eines liebenden Herzens. —

Dennoch war sie nicht glücklich. O, wie oft, wenn ein einsamer Augenblick ihr Nachdenken weckte, dachte sie an den Thurm zu Vohburg, an die Tage, wo sie auf Albrecht hoffte, wo er in ihre Arme eilte, und sie noch nicht wußte, er sey ein Fürst, sein Leben gehöre einem Lande, einem Volke an, und seine Liebe stehle ihm die Liebe eines Vaters. — Jetzt hatte Herzog Ernst sich zürnend von ihm abgewandt, nur seines Oheims Milde schützte ihn und sie.

In seiner Nähe schwiegen diese trüben Betrachtungen; wenn sie ihn sah, fühlte sie nur ihr unverdientes

Glück, aber er war oft abwesend, und fern von ihm versank sie in Wehmuth, in ahnungsvolle Trauer. Seit sie eine Fürstin war, begleiteten schwarze Todesgedanken die junge, blühende Agnes, sie hing ihnen mit schwärmerischer Lust nach, besuchte gern die Begräbnißhallen und Klöster, und stiftete sich bei den Carmeliterinnen eine Ruhestätte; Albrecht ahnete nichts hiervon, er sah sie nur glücklich, mit ihm war ihr Lebensengel.

Sieben und siebzigste Nacht.

(Fortsetzung der vorigen Sage.)

Zwei Mal hatten Sommer und Winter gewechselt, am Ende dieses Zeitraums fehlte eine Blüte in Agnes Freudenkranz.

Der Tod nahm den jüngsten Prinzen Herzog Wilhelm's; ein früher Ernst, eine seltene Reife weihete dieses Kind schon lange dem Himmel; die ihn liebten, ahneten nicht, daß das, was so unendlich anzog, das Pfand seines schnellen Verblühens war.

Um so ängstlicher beobachtete Agnes den übrig gebliebenen Liebling, auch er beherbergte in zu zarter Hülle einen hoch gebildeten Geist, auch er, fürchtete sie

nicht ohne Grund, werde früh dahin eilen, wo sein besseres Wesen schon heimisch war.

An einem schönen Sommerabend trug ein geschmückter Kahn Agnes und ihren Gemahl über die Donau; sie saßen Hand in Hand beisammen, während ihre Begleitung am andern Ende des Schiffes geblieben war, und die rüstigen Ruderer ein klagendes Lied von der Nymphe des Stromes sangen.

Agnes fühlte ihr Herz seltsam beklommen, in der Tiefe ihrer Seele lag etwas wie finstere Nacht, sie wendete sich mit einem heiligen Schauer von den Wellen ab und wollte Licht aus Albrecht's Blick schöpfen, aber auch er starrte trübe in den Strom, und wenn ihre aufgeregten Sinne sie nicht betrogen, glänzte eine Thräne in des starken Mannes Auge. Aengstlich umfaßte sie ihn und fragte, was seine Seele sinne? warum er traurig sey?

„Wir haben einen großen Verlust erlitten, Agnes!" sagte er; „unser Oheim, Herzog Wilhelm, ist nicht mehr unter diesem Himmel! — — O, es ist ein guter Fürst, ein edler Mensch gestorben, viele Augen werden ihn beweinen! — Uns war er Alles, der Schützer unseres Glücks, der Freund unserer Liebe, da sie bedroht ward."

„Auch Er!" rief Agnes schmerzlich; „auch Er! ach Albrecht! wie mehrt sich die Zahl der Lieben dort oben! — Und warum kann ich nicht in reiner Trauer über ihn weinen, warum drängt sich Furcht und Ei-

gensucht in meinen Schmerz? Er war unser Schutzgeist, und wir haben ihn verloren. — Unsere Liebe wird wieder bedroht seyn, da sein Vaterauge nicht mehr über uns wacht! Dir selbst bangt vor der Zukunft, noch nie sah ich Deinen hellen Blick so umwölkt, kannst Du fürchten, so darf ich Schwache ja wohl zittern."

„Ich fürchte nicht, Geliebte," antwortete Albrecht; „wir sind Eins, für Zeit und Ewigkeit. Denke des Schwurs, den Dein Gatte Dir am Altar leistete. Daß ich Dich verlassen muß, bekümmert einzig mein Herz. Ehemals ertrug ich das leichter, die süße Gewohnheit, Dich immer zu sehen, erschwert mir den Abschied. — Meines theuern Oheims Bestattung ruft mich nach München, und die Feindseligkeit meines Vetters von Ingolstadt kann mich dort in langdauernde Geschäfte verstricken."

Agnes schwieg und weinte.

In leisen, klagenden Tönen sangen die Schiffer:

Es fließen die blauen Wogen
Wohl über ihr tiefes Haus! —
Es ruft eine Stimme: „Gedenke mein
Bei kühler Fluth, im Vollmondschein!"
Und flüsternd rauschen die Wogen
Wohl über ihr tiefes Haus.

„Albrecht," sagte die Herzogin, „mich faßt eine schauerliche Ahnung; ich verstehe sie nicht ganz, aber es ist mir, als würdest Du nicht eher wiederkehren,

als bis Deine Agnes in das tiefe Haus hinabgesenkt ist. Ich glaube, dies war die letzte Stunde der Liebe, der Vereinigung hienieden. Denke an mich, wenn solch ein Abend über der Fluth aufgeht. Sieh, wie die Sonne den stillen Gang der Wellen mit Gold zeichnet, sieh, wie meine Lieblinge, die Schwalben, sich tief hinabneigen, als wollten sie ihr Bild im Spiegel beschauen, oder das tiefe Haus der verschwundenen Nymphe suchen. — Das alles wird noch oft wiederkommen, wenn ich nicht mehr bei Dir bin. Aber ich bin dennoch bei Dir, wenn Du mich auch nicht siehest, was wäre die Seligkeit, wenn sie uns von der Liebe schiede."

Der Kahn landete jetzt, der Herzog umfaßte seine zitternde Gemahlin und führte sie an's Ufer, lange noch konnte sie sich nicht von dem Anblick des schwermüthigen Abendbildes trennen; sie stand und schaute in's Wasser, bis die Sonne hinab war, und mit zärtlicher Gewalt zog er sie endlich zu der Sänfte, die ihrer wartete.

Mehrere Monate war Herzog Albrecht in München, gegen Anfang des Herbstes mußte er noch weiter reisen, um seines Vaters Person in Böhmen zu vertreten, wohin Kaiser Sigismund die Fürsten beschieden hatte, über eine Reformation der heimlichen westphälischen Vehmgerichte zu rathschlagen.

Dies war der Zeitpunkt, um das Schwert fallen zu lassen, das lange über Agnesen's Haupte hing. Nur

so lange Herzog Wilhelm lebte, genoß sie der Sicherheit, er liebte sie, mit ihm starb ihr Schutzgeist.

Den zwölften October ward sie schnell, ohne Vorbereitung, von dem Straubinger Rathe in Herzog Ernst's Namen verhaftet und vor ein öffentliches Gericht gestellt. Sie stand an den Schranken in glanzloser, demüthiger Kleidung, aber zum ersten Male fühlte sie mit Stolz, daß sie eine Fürstin sey. Ihre rührende Schönheit, ihr goldenes, wallendes Haar erregte manchen Ausruf mitleidiger Bewunderung, nur die Richter, lohnsüchtige Diener eines harten Herrn, blieben kalt und wagten sie zu verurtheilen, obgleich sie wie eine Heilige unter ihren Augen gelebt hatte. Der alte Rathsherr, der einst ihren Gemahl auf dem Schloßhofe begrüßte, redete sie höhnend an, und gab ihr den Namen: Agnes Bernauerin. Heftig bewegt, aber mit der Würde einer Königin, unterbrach sie ihn: „Verzeiht, Herr, daß ich Euch in's Wort falle. Ihr nennt einen Namen, der mir einst zukam, und den ich liebe und ehre, weil meine guten Eltern ihn führten. Doch ihn jetzt annehmen, hieße mich selbst verdammen. Ich stehe vor Euch als Eure Herzogin, Eures Fürsten eheliche Frau. Ihr wißt das so gut, als ich, und zu Zeugen rufe ich alle, die mich hören."

Ein Murmeln ward in der Versammlung laut, immer mehr Menschen drangen in den Saal, die Richter mußten lange schweigen.

„Agnes Bernauerin!" rief der Richter noch

einmal, „Du bist angeklagt schändlicher Zauberei und tückischen Mords. Du hast unsern Herrn verführt mit argem Liebeszauber, daß er seine heilige Pflicht vergessen und die niedrige Dirne an seine Seite erhoben hat. — Deine eigenen Worte sprechen Dein Urtheil, siehe hier dies Blatt, es redet von einer magischen Fessel, die Du aus Deinem Haar für den Herzog webtest. Du selbst sagst, er könne nicht von Dir lassen, so lange er das schändliche Zauberband trägt. Siehe die Schrift an, und leugne sie ab, wenn Du kannst. Immer bleibt so viel gewiß, daß Herrn Albrecht's Verblendung nur so genügend erklärt werden mag."

„Dies ist nicht meine Handschrift," antwortete Agnes, „aber ich habe die Worte geschrieben und will sie mit Nichten ableugnen. Hat keiner unter Euch Männern ein Herz, unschuldige Liebesworte auszulegen? Man bitte meinen Gemahl, das arme Band hinzuwerfen, wo es nie wieder an's Licht kommt, dann werdet Ihr sehen, daß uns Gott die Liebe in's Herz gepflanzt hat."

„Du redest ferner von Deiner Schwalbe, und nennst sie einen Boten," nahm der Richter wieder das Wort, „wir wissen, daß es Mittel giebt, mit Hülfe böser Geister, die Thiere unter dem Himmel, die Geschöpfe, die ihren Weg in die Erde wühlen, ja Lüfte und Wolken zu Unterthanen des Sterblichen zu machen. Wir wissen das, und wachen und beten, daß wir nicht in Anfechtung fallen."

„Ist es möglich!“ rief Agnes — „Ihr beschuldigt mich, die Jahre lang vor Euch wandelte, so grauenhafter Künste? Was soll ich sagen, um mich zu vertheidigen? Hier stehe ich und zittere nicht, ich bin wehrlos; der mich schützen würde, ist weit entfernt; aber ich hoffe auf Gott und rufe ihn mit reinem Herzen an. Auch Euch rufe ich an, Ihr Väter der Stadt, gönnet der einfachen Wahrheit Gehör! laßt mich Euch die übel gedeuteten Worte erklären: Ich meinte den Junker Justus von Schwalb, denn er war unser Vertrauter.“

„Auch diesen Junker hast Du bezaubert, in Dein Netz gebannt, an Dich gekettet mit argen Künsten!“ sagte ein anderer Rathsmann. „Er ist nicht mehr, was er war, ehe er Dich erblickte; wie die verbrannte Mücke um das Licht flattert, treibt ihn bindender Zwang in Deine unheilvolle Nähe. Doch das ist nicht die Klage, um derentwillen Du hier stehst! Du wirst gerichtet auf Leben und Tod, wegen Deiner Schuld an Herzog Albrecht, wegen des Mords, den Du an Herzog Wilhelm's Söhnen begingst. Sprich, welche giftige Zaubertränke haben ihr blühendes Leben verzehrt, daß sie dahin schwanden, gleich dem Schatten am Morgen? Ludwig ist todt und Siegmund wird ihm folgen, ehe wir wieder Vollmond haben. — Du aber gehst voran!“

„Allmächtiger Gott!“ rief Agnes, „vor dem die Finsterniß nicht finster ist, und die Nacht leuchtet wie

der Tag! Sprich Du selbst aus mir für meine Unschuld! Ihr Herren des Rathes! nein, Ihr glaubt nicht an Eure furchtbare Beschuldigung! — Ich habe diese Kinder geliebt, als wären sie mein eigen, mit meinem Blute hätt' ich ihr Leben gekauft! Meine Jugend, mein Wandel, das wenige Gute, das mir gelang, muß für mich zeugen! — Hört mich, Ihr Frauen in der großen Versammlung! Glaubt Eine von Euch, die Ihr die Prinzen kanntet, und mich an ihrer Seite begrüßtet, daß ein weibliches Herz solcher Gräuelthat fähig sey? Ich fordere Euern Schutz, Männer und Frauen von Straubingen, wenn Ihr meine Unschuld glaubt!"

„Niemand erhebe sich für die Zauberin!" rief der oberste Richter. „Sie stirbt, ehe die Sonne niedergeht. Niemand wage durch einen Laut unsere Entscheidung zu hemmen. Gebt Eure Stimmen, Herren des Raths! Ihr wißt des Herzogs Ernst Willen und Befehl. Laßt uns den Statthalter, unsern Herrn, befreien, er wird es uns danken, wenn der Nebel von seinen Sinnen geschwunden ist."

„Tod! Tod!" riefen Alle einstimmig; dumpf zog der Klang durch den weiten Saal. Ein Ausruf aus der Menge beantwortete ihn, es entstand Unruhe, das Volk drängte gegen die eisernen Schranken. Betäubt stand Agnes, sie dachte nichts mehr, und es war ihr, als spräche eine fremde Stimme, als sie zitternd sagte: „Ich fordere einen Boten an meinen Gemahl, oder an den Herzog Ernst, seinen Vater."

„Führt sie fort!“ riefen die Richter. — Sie folgte geduldig, um sich nicht von rohen Händen berühren zu lassen. Als sie durch die Menge hinging, fiel ihr Blick auf Justus; zwei Männer hielten ihn fest, er strebte verzweifelnd, sich los zu winden. Agnes hielt ihren Schritt an: „Ruhig, Justus,“ sagte sie sanft, „was willst Du gegen die Macht? wende Dich an Gott!“

„Seht den Unglückseligen, wie er sie anschaut! seht, wie sein Auge ihr folgt! Reißt ihn fort, den armen Knaben!“ riefen zehn Stimmen auf einmal, und der Menschenstrom trennte sie.

Agnes ward in ein enges, dumpfes Behältniß geführt, wohin die Sonne keinen wohlthätigen Strahl sandte. Sie dachte und empfand nichts, ihre Seele hielt die vorüberfliehenden Gedanken nicht fest; vergebens nahm sie ihre Zuflucht zu Gott, seine Kraft ward nicht lebendig in ihrer Seele; vergebens rief sie Albrecht's Bild, um den letzten Abschied von ihr zu nehmen. Die Verbrechen, deren man sie zieh, standen wie Schreckgespenster vor ihren Augen, der gedrohte Tod, die Schauer des letzten Augenblicks erfüllten einzig ihr Gemüth. Alle ihre Pulse pochten fieberisch, Nebelschleier umzogen ihre Blicke — kein Schlaf, aber ein Zustand, der ihm verwandt ist, wo phantastische Bilder aus dem Dunkel auf uns zutreten, schön oder abschreckend, je nachdem die räthselhafte Werkstatt der Erscheinungen sie zum Trost oder zur Qual absendet.

Sie sah zwei leuchtende Himmelsbilder, wie aus

weiter Ferne näher und näher schreiten. Anfangs schienen es helle Wölkchen, aber sie wuchsen, entfalteten blendende Flügel, aus ihren Blicken strömte ein Balsam in die erschütterte Brust der Träumenden. — „Ludwig!“ sagte sie leise; „und Siegmund, auch Du?“ —

„Wir wollen Dich hinüber tragen,“ lispelten die Brüder, „fürchte Dich nicht! Es ist nur ein Schritt, dann umleuchtet Dich Gottes Herrlichkeit. Schau uns an und erwache gestärkt. Wir bringen Dir Kraft, Glauben, Hoffnung und Liebe!“

Agnes öffnete die Augen. — „Sah ich sie wirklich?“ fragte sie sich. — Ist Siegmund auch hinüber gegangen? Ja gewiß! denn nicht irdische Gestalten konnten so mein Inneres wandeln. Ich bin bereit, Herr! nicht umsonst hast Du mir Deine Engel gesandt. Rufe mich, ich bin getrost und folge Dir willig!“

Ein Priester trat bald darauf in ihr Gemach, sie unterhielt sich mehrere Stunden mit ihm, und er schien von ihrer Unschuld überzeugt; als er sie verließ, bat er sie mitleidig, sich auf den letzten Gang zu rüsten.

Ohne sonderliche Bewegung vernahm sie jetzt diese Worte. Als sie wieder einsam war, hörte sie einen Stein an das kleine, runde Fenster in die Höhe fallen, und bald nachher noch einen, sie hörte ihren Namen nennen, sehen konnte sie nichts.

„Justus von Schwalb ist da,“ sagte die bekannte Stimme, „um Gottes willen, allergnädigste Frau, bringt

Euer Ohr dem Fenster nahe, daß ich mit Euch reden kann!“

Agnes versuchte empor zu steigen.

„Ich bin entflohen,“ fuhr Justus fort, „ich habe ein Pferd und reite zu Eurem Herrn, mit dem Sturmwind um die Wette. Ich weiß gewiß, gnädige Frau, Gott wird mir Eure Rettung gelingen lassen, ich müßte sonst im Irrsinn enden. Denn ich, ja ich allein bin Schuld an Euerm Unglück! — War es nicht jener Brief, den man mir raubte, aus welchem heute die Bosheit ihr Gift sog? Mußte nicht selbst meine Treue eine Waffe werden in falscher Hand?“

„Hänge solchen Gedanken nicht nach, Justus!“ sagte sie. „Was wir thun in reiner Unschuld, das mag der Herr wenden zum Guten oder Schlimmen, so dürfen wir ruhig seyn. Und das ist darum kein Uebel, was uns so scheint. Bei dem Andenken Deiner Mutter, mein Sohn, bei meinem Andenken! laß keinen Schatten des Vorwurfs Deine junge Seele verdüstern. Aber wie kommst Du eben heute hierher? ich wähnte Dich fern.“

„Ich wollte Euch Prinz Siegmund's Tod melden,“ antwortete er, „das Gedränge vor dem Rathhause zog mich an. O Gott! ich kannte mich selbst nicht. Man hielt mich aus Mitleid gefangen, aber ich bin entwischt, und wäre schon fort, hätte ich Euch nicht Trost bringen wollen. Jetzt gleich führe ich mein Pferd durch die Waldpforte in's Freie.“

„Es ist zu spät, lieber Junker," sagte Agnes wehmüthig. „Doch thut es mir gar wohl, noch einmal mit Dir zu sprechen. Bringe Albrecht meinen letzten Gruß, ich nehme die Liebe mit hinüber, sie stirbt nicht! — Keine Rache! Friede und kindlicher Gehorsam, das sey Agnes Vermächtniß. — Ich habe mir bei den Carmeliterinnen eine Ruhestatt gewählt, dort möchte ich schlafen. — Noch einmal, Justus, keine Rache! — Rache würde meinen Schlaf stören."

„Eure Gefahr ist nicht nahe! Euer Prozeß wird lange dauern," sagte Justus, „das hat mein mitleidiger Wirth mir zugesichert, das giebt mir Hoffnung! Frei und glücklich sehe ich Euch wieder."

„Frei und glücklich! — ja, Justus, laß uns das hoffen!" erwiederte Agnes. Sie mochte seinen Irrthum nicht zerstören.

So schieden sie für das Leben.

Acht und siebzigste Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Es war Abend; über den Wassern der Donau schwebte wie jenes Mal das verlöschende Sonnenlicht.

Da führte man die unschuldige Märtyrerin des Wahns und der Liebe zu der hohen Brücke, um sie den Fluthen zu opfern.

Ein langes, weißes Gewand bekleidete die schönste Gestalt, ihr goldenes Haar zog einen Schleier um das todtenblasse Gesicht.

Im dumpfen Schweigen verharrte das Volk, Prinz Siegmund's Tod, der kurz zuvor bekannt wurde, schien ein neues Siegel auf die Rechtmäßigkeit des Urtheils zu drücken, Tausende glaubten, eine Zaubrerin enden zu sehen. Die Wenigen, die nicht glaubten, zitterten, sich durch Theilnahme in ihre Schuld zu verwickeln.

Wird es nöthig seyn, die letzte Scene des Trauerspiels auszumalen?

Die rastlos fließende Welle nahm das Opfer hin, aber mitleidiger als Menschen trug es die Fluth noch einmal an's Ufer.

Man hörte der Unglücklichen lauten Hülferuf; er verhallte vergebens, und eine rohe Hand waffnete sich, mit langer Stange ihr Haar zu fassen und sie hinab in die Tiefe zu stoßen.

Noch war das rosige Abendlicht nicht erloschen, da fluthete schon der glatte Strom über ihrem Grabe, als wäre nichts geschehen.

Diese Ruhe, mit welcher die Natur alles zudeckt, die stille Majestät der Sonne, die über unserm Schmerz auf- und niedergeht, die unabänderliche Bahn der Sterne, wenn hienieden alles wankt und fällt, dieses Schöne

Große, Erhabene, wie zerreißend wirkt es in ähnlichen Augenblicken auf fühlende Herzen! —

Ach! auch damals war wohl in der Versammlung, die sich langsam zerstreute, mitten unter den befangenen, umnachteten Gemüthern, manche Brust, die so empfand, und der Nachhall dieser Gefühle klang durch Jahrhunderte bis zu uns, in Chroniken, in Sage und Lied, von der schönen, unglücklichen Agnes Bernauerin.

Halb wahnsinnig schwur Albrecht Rache an Vater und Vaterland! Er verband sich mit seinem Vetter, Ludwig von Baiern-Ingolstadt, gegen seinen Vater. Das Bewußtseyn dieses unnatürlichen Beginnens mehrte sein Unglück, und in der weiten Welt gab es kein Herz, dem er sein Leid vertrauen, keine Brust, in die er seine Klagen ergießen konnte, denn Justus hatte sich nach der Trauerbotschaft von ihm verloren.

Hinfort hatte Albrecht nur einen Gedanken: die brennende Begier, an Agnes Grab zu weinen, ihr Fluthenbette, die mächtige Donau, im Abendscheine zu besuchen, und die letzte selige Stunde zu feiern; aber er glaubte sich solchen traurigen Trost nicht früher gönnen zu dürfen, bis er ihrem Schatten sagen konnte: er habe die ersten Schritte zur Rache gethan.

Wie ein Pilger die heiligen Stätten besucht, wallfahrtete er in unkenntlicher Tracht nach Straubingen, und stand mit namenlosen Gefühlen am Donauufer.

Das Rauschen der Wellen sprach zu ihm mit ihren Tönen., er sah ihre liebe Gestalt nahe und hell,

wie er sie sich noch nicht hatte bilden können. Er gedachte der stillen Fahrt, ihrer ahnungsvollen Worte. — Sie war nicht mehr bei ihm! — —

Und flüsternd rauschten die Wogen
Wohl über ihr tiefes Haus. — — —

Das untergegangene Tageslicht verschwamm in wechselnden Farben am Horizont, und das Auge der Nacht hob sich dunkelglühend aus herbstlichem Abendnebel.

Der Herzog entriß sich endlich der magischen Gewalt, die ihn hier festbannte, denn er wollte noch einen heiligen Ort besuchen,

Agnesen's Grab. —

Man hatte sie auf dem Peterskirchhofe in der Altstadt begraben, dicht an der Mauer, unter einem Maulbeerbaum, der noch nicht ganz blätterlos war.

Des Mondes Licht warf dichte Schatten um den Hügel her, das Laub des Baumes deckte ihn und einige späte Blumen lagen umher gestreut. — — — Albrecht beugte sein Haupt auf den Rasen, heimliche Schauer zogen durch seine starke Seele, Ahnungen einer Verbindung des Staubes mit dem Verklärten. Plötzlich hörte er eine leise, matte Stimme die Worte sagen: „Keine Rache! Friede und kindlicher Gehorsam! — das sey Agnes Vermächtniß.“

Albrecht blieb einen Augenblick unbeweglich, aber

er ermannte sich, umging den Baum und fragte laut: „Wer spricht da?"

Ein bleiches Schattenbild saß im Lichte des Mondes, es war Justus. „Es ist die Schwalbe," sagte er freundlich, „die treue Schwalbe, die nicht mehr auszieht mit den andern, bis der ewige Frühling ruft."

„Justus!" sagte Albrecht tief gerührt, „Du hast sie auch geliebt, und Dein Licht ist mit ihr erloschen."

„Ich habe mir bei den Carmelitern eine Ruhestatt gestiftet," fing Justus wieder an, „dort möchte ich schlafen! Noch einmal! keine Rache! — keine Rache! — Rache würde meinen Schlaf stören."

Albrecht führte den Junker mit sich fort, doch er hörte nichts von ihm, als die letzten Worte der Gemordeten, er sah ihn in grenzenloser Unruhe verschmachten, und bald war er wieder entkommen, um Agnesen's Grab zu hüten.

Später brachte ihn der Herzog nach Vohburg, hier, in Agnesen's Thurmgemach, gelang es der liebenden Sorgfalt, ihn fest zu halten. Aber nie kehrte ihm helles Licht wieder! aus stiller Dämmerung ging er in den Glanz des ewigen Frühlings ein.

Auf Albrecht hatte Agnesen's Vermächtniß einen unauslöschlichen Eindruck gemacht. Er ging nach München zur Sühne, beugte sich vor seinem Vater, erklärte aber auch urkundlich die verlorne Geliebte für seine ehrsame, ehrbare Frau, stiftete ihr Messen und Jahrestag, und Herzog Ernst drückte auf dies alles sein

Siegel, ja, er wollte über ihrem Grabe eine Kapelle bauen. Doch eingedenk des Wunsches, den er aus dem Munde des armen Junkers vernahm, ließ Albrecht ihre Gebeine in die von ihr gewählte Ruhestätte bringen, mit marmornem Grabstein überwölben und durch eine ewige Lampe erleuchten. Nach Jahren erfüllte er des Volkes Wunsch, indem er die Ehe mit Anna von Braunschweig schloß; sein Herz, das Agnes besaß, blieb ihr Eigenthum.

So beschloß die Oberstin die Vorlesung der Sage von den Schwalben, Alle waren innigst bewegt und trennten sich ernst und still.

Neun und siebzigste Nacht.

Heute fand sich Julia wieder im Gesellschaftszimmer ein, und brachte die Fortsetzung des Mährchens mit. Als der Thee eingenommen war, las sie:

Der güldene Apfel.

Dritter Aufzug.

(Das Innere eines Schiffes. Im Hintergrunde schlummert die Amme, neben ihr steht ein Körbchen mit zwei

goldenen Aepfeln. Im Vordergrunde schläft Gismunda. Herr Felix steht mit blankem Schwert an der Thüre.)

Felix. Bald sind wir im Hafen, bald wird mein König die schöne Braut begrüßen. Möge er glücklich seyn, ich ziehe dann wieder lustig auf neue Abenteuer aus, vielleicht, um für die schöne Lucia einen Prinzen zu holen. Wahrlich, der Himmel war mit mir, ich fand die Braut auf sonderbare Weise, und lieblich singende Wellen haben uns scherzend dahin getragen in mein schönes Vaterland.

Gismunda (erwacht). Welch schöner Traum! Das Tageslicht verdrängt die Nacht. Ich muß lange geschlummert haben, sind wir bald im Hafen, Herr Felix?

Felix. Bald, Gebieterin.

„Gismunda. Freut Ihr Euch nicht, wieder daheim zu seyn?

Felix. Niemals sehe ich ohne Freude und Rührung mein Vaterland wieder, aber dennoch treibt es mich immer bald wieder fort. Ich kann nun einmal nicht rasten noch ruhen.

Gismunda. Und keine Schöne hält Euch fest?

Felix. Wo denkt Ihr hin! Ich und lieben? Auf das Dreinschlagen versteh' ich mich besser, obgleich ich ein Weib hochhalten würde, fänd' ich eins, das mir gefiele.

Gismunda. Es ist heiß in Eurer Heimath,

meine Lippen brennen vor Durst, habt Ihr nichts Erfrischendes?

Felix. Augenblicklich.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen, der Narr (tritt ein).

Felix. Du kommst zu rechter Zeit, die Dame dürstet, Du Narr wirst schon wissen, wo der köstlichste Sect steht. Geh, hole eilends im güldenen Becher das Beßte, was Du auf dem Schiffe findest; indeß ich hier meines Herrn Braut bewache.

Narr. Schön, sogleich (die Aepfel erblickend). Aha, da seh' ich ja etwas Köstliches, hm, was die alte Amme nicht besitzt, güldene Aepfel, es scheint, als ob diese holdselige Person zwei Aepfel von Paris erhalten hätte, damit er sie nur nicht hätte lange ansehen müssen! (Er nimmt die Aepfel.) Hier nehmt, schöne Prinzessin, esset von den schönen duftenden Früchten.

Gismunda. Wirklich, seltsame Früchte. Erlaubt mir, Herr Felix, mit Euch zu theilen. (Sie theilt einen Apfel.)

(Der Narr entfernt sich und kommt sogleich mit zwei güldenen Bechern auf einer Credenzplatte zurück.)

Narr. Das ist köstlicher Wein, werft die süße Frucht hinein.

Gismunda (wirft in jeden Becher eine Hälfte des Apfels und trinkt; ehe sie trinkt, spricht sie zu Felix:) Bedient Euch, Herr Felix!

Narr (für sich). Den einen Apfel will ich mir behalten, er sieht gar so schön aus.

Felix (setzt den Becher hin und versinkt in Nachdenken).

Gismunda (setzt den Becher hin und setzt sich nieder).

Felix. Ach!

Gismunda. Oh!

Narr. Diese Beiden seufzen! Da ist's am Beßten, ich gehe fort.

Felix (bewegt zu Gismunda). Bald wird unsere Fahrt vorüber seyn, und Tausende begrüßen Euch als Königin.

Gismunda. Wünscht Ihr dies, Ritter Felix?

Felix. O Gismunda!

Gismunda (ihn zärtlich anblickend). Felix!

Felix. Gismunda, Gismunda, welch ein Zauber umgiebt Euch!

Gismunda. O Felix, wie herrlich steht Ihr vor meinen Augen.

Felix. Gismunda, wo Ihr lebt, sey hinfort meine Heimath, nicht mehr in die Ferne zieht es mich, zu Euern Füßen will ich sitzen und Euch anschauen. Dann habe ich den Zweck meines Lebens erfüllt, und habe nicht nöthig, nach jener Welt zu fragen, weil ich schon hier alles Glück genossen, was dem Menschen werden kann.

Gismunda. Nicht nach jener Welt willst Du

fragen, Felix! Du kannst Dir eine Zeit denken, wo wir uns nicht mehr sehen, o Felix, dann liebst Du mich nicht!

Felix. Du sagst, ich liebte Dich nicht? — O so hast Du einen Augenblick geglaubt, daß ich Dich liebte! — Nein, theure Gismunda, ich liebe Dich nicht, oder Andere mißbrauchen den Namen. Wie oft hört' ich die Liebe schildern, diese Schilderung stimmt mit den Empfindungen überein, die mich jetzt beseelen. Wie oft sah ich Liebende, hörte, wie sie sich Liebe schwuren, ach und wie bald mieden und haßten sie sich, wie verschieden waren ihre Handlungen von ihren Worten. Was für leichte, tändelnde Empfindungen nannten sie Liebe! Süße Gismunda, entweder liebe ich Dich nicht, oder die Andern wissen nicht, was Liebe ist, und ich allein habe die Gabe zu lieben!

Gismunda. Du hast Recht, theurer Felix, ich verstehe Dich. Mächtig fühl' ich es, daß Deine Neigung wie die meine einzig ist. Es kann kein Paar mehr geben, welches sich so versteht, sich so Alles ist, wie Du mir Alles bist, Licht, Leben, Glück des Lebens; o Felix, erst heute freu' ich mich, daß ich geboren bin.

Felix. Gismunda! — In diesem Namen liegt für mich Alles; will ich den Tag mit seinen glänzenden Farben vor mir ausbreiten, will ich mich in das fröhliche, herrliche Leben versenken, so sage ich Gismunda, blicke in Dein rosiges Antlitz, und vor mir

liegt der Tag mit seinen Farben, seiner Pracht. Will ich mich begeistern an der hehren Sternennacht, so blick' ich in Dein liebes Auge, es ist für mich der Liebesstern mit all seiner Süßigkeit. Der Abendstern, ach, Gismunda, erst jetzt versteh' ich seine Sprache und sein Glanz hat für mich einen Zauber, an welchem ich früher achtlos vorüberging.

Gismunda. O Felix, wie stolz bin ich jetzt, wie viel stolzer werde ich seyn, wenn ich Deine Gemahlin bin.

Felix. Meine Gemahlin! (Erschrocken.) Meine Gemahlin? Ha woran mahnst Du mich? Gismunda, Du bist des Königs Braut, nie kannst Du die meine seyn.

Gismunda. Des Königs Braut? Was sprichst Du, Geliebter! Kann ich die Braut eines Mannes seyn, der mich nie sah, den ich nicht liebe, der mich nicht liebt! Wie, Du kannst es nur denken!

Felix [(düster). Er hat mein Wort. Deinem Vater habe ich gelobt, Dich auf König Julian's Thron als Königin zu setzen.

Gismunda (faßt schmeichelnd seine Hand). Hast Du nicht den Drachen erlegt? Hat mein Vater nicht, ehe er an König Julian dachte, meine Hand dem Drachenbesieger gelobt? Es ist unmöglich, daß wir uns verlassen, ich stürze mich eher hinab in die Fluth, ehe ich Dir folge, um dem Könige meine Hand zu geben!

Felix. Es sey, Gismunda! Ich stürze mich in die Fluthen, Du folgst mir, Dich in den Armen durch-

schwimme ich das Meer, und wo wir landen, sey unsre Heimath.

Gismunda. Dein bin ich, mögen wir hinab in die Tiefe sinken, oder von den Fluthen sanft an's Ufer getragen werden.

Felix. Aber wirst Du auch dann noch wie jetzt von mir denken?

Gismunda. Wie, mein Felix, Du zweifelst an mir?

Felix. An den Treubrüchigen willst Du Dein Herz hängen? Und ich selbst, werde ich Selbstverachtung ertragen? — Elend bin ich ohne Dich, mit Dir ehrlos und noch elender. Laß mich, Gismunda, sieh mich nicht eher an, als bis Du Königin bist!

Gismunda. Unglückliche Königin! (Sie wirft sich halb ohnmächtig in einen Sessel.)

Felix (stürzt zu ihren Füßen.) Gismunda, theure Geliebte, erwache, oder willst Du das Leben verlassen, so sey der Tod hinfort mir belebender Athem. (Er schließt sie in seine Arme und küßt sie.)

Amme (erwacht). Himmel, was seh' ich, mein Fräulein, meine Königsbraut in des Ritters Armen!

Gismunda. Ach, Amme, ich lieb' ihn und kann ihn nimmermehr lassen!

Felix. Holdes, theures Wesen, ja Du bist mein, wie ich Dein bin, kein Fürst der Erde soll Dich mir rauben.

Amme. Gütiger Himmel, was ist geschehen! Welch schnelle Verwandlung; seyd Ihr bezaubert? —

Felix. Bezaubert durch Natur und Liebe, fest, unauflöslich an Dich gebunden.

Amme. Himmel, was soll daraus entstehen — (sie geht zu dem Körbchen und findet es leer). Wie? — die goldnen Aepfel fehlen — o nun ist es klar. Unselige, habt Ihr die Aepfel gesehen?

Gismunda. Der Narr theilte einen zwischen mir und Felix.

Amme. Der Narr, der Narr! — Ja ihm habt Ihr Euer Geschick zuzuschreiben, der Narr regiert die Welt, es ist schrecklich; Ihr seyd unschuldig, aber verloren, denn nie weicht mehr die Lieb' aus Eurer Brust!

Gismunda. Unschuldig, aber nicht verloren!

Felix. Ja verloren! denn ich muß dem Könige Wort halten. (Ruf von außen) Land! Land!

Narr (stürzt herein). Land, juchhe Land! Welch ein Jubel. Aber wie seht Ihr aus, Herr Ritter, und Ihr, königliche Braut!

Amme. Was hast Du gethan, Du unseliger, vorwitziger Mensch? Wer hat Dir geheißen die güldenen Aepfel stehlen und dem Ritter und dem Fräulein geben? —

Narr. Da haben wir's, der Narr soll wieder einmal Schuld seyn, an Allem soll die Narrheit Schuld seyn, das sagen die klugen Leute, um an die Stelle der Vernunft, die ihnen ausgegangen ist, doch etwas zu

setzen. Wer hieß sie essen, was der Narr ihnen anbot, o ich unseliger Mensch!

Amme. Oh, oh, oh! Nun muß mein Fräulein den Herrn Felix ewig lieben, ihm folgen, wohin er geht, an seinen Blicken hangen und er — er muß sterben, wenn sie nicht vor seinen Augen steht, wenn er ihre süße Stimme nicht hört! Was wird der König sagen, er wird Euch tödten lassen, ich unglückliches We.b, hätte doch der Ritter Felix nie unser Land betreten, hätte ich die güldnen Aepfel in's Meer geworfen!

Narr. Muth, Muth, einer echten, heißen Liebe ist nichts unmöglich, das nennen kluge Leute unsinnig und doch ist's wahr, nehmt die Liebe aus der Welt und schnell werden die Wässer still stehen, die Sterne erlöschen, die Blumen die Häupter neigen und die Menschen, zu Stein geworden, regungslos da stehen, ohne Herzschlag.

Felix. Narr, Du hast wie ein Weiser gesprochen. Gismunda, laß uns leben, leben und glücklich seyn; mag dann tausendfacher Tod uns drohen, es gilt uns gleich, wir haben alles Glück des Lebens unser genannt!

(Ruf von außen.) Land, Land! Werft die Anker aus!

Der Vorhang fällt.

Vierter Aufzug.

(Zimmer im Palaste des Königs Julian. Der König führt Gismunda herein, Große des Hofes folgen ihm. Felix.)

Julian. Seyd mir nochmals gegrüßt, theuerste Gismunda, das Schönste, was Euer Vaterland hatte, gehört nun mir, mein Streben wird nun immer dahin gehen, Euch Eure Heimath vergessen zu machen.

Gismunda. Ach!

Julian. Ihr seufzt? Ich hoffe, Ihr werdet dies mit der Zeit verlernen. Felix, nochmals nimm meinen Dank, Du hast mir mehr als Wort gehalten.

Felix (düster). Danke mir nicht!

Julian. Der Freude und Lust sey der heutige Tag geweiht, erleuchtet die Gärten, lasset Musik ertönen, Alles sey heiter und glücklich!

Felix. Könnt' ich es seyn!

Julian. Kommt, süße Braut! Morgen soll der Priester uns verbinden, doch schon heute ehre ich Euch als Königin dieses Landes.

(Er führt Gismunda ab, Alle folgen.)

Zweiter Auftritt.

Der Narr, Lucia (kommen von verschiedenen Seiten).

Narr. Nun, schöne Lucia, da bin ich wieder in Welschland.

Lucia (verdrüßlich). Das seh' ich.

Narr. Ihr seyd noch schöner geworden, als Ihr schon wart.

Lucia. Meinst Du?

Narr. Ja oder es kommt mir so vor, weil ich eben die Königin gesehen.

Lucia. Die Königin? Was für eine Königin!

Narr. Nun König Julian's Braut.

Lucia. Ist eine Königsbraut schon Königin?

Narr. Da hast Du eine kluge Frage gethan, schöne Lucia, und ich erwiedere Dir, sie ist's nicht. Ja bis jetzt, mein' ich, steht es noch Jeder frei zu hoffen, König Julian's Gemahlin zu werden.

Lucia. Da hast Du Recht.

Narr. Uebrigens, wie findest Du die Königsbraut?

Lucia. Ich? Hm — nun die allerschönste ist sie noch nicht.

Narr. Das goldne Haar, ihr blaues Auge dazu, die weiße Haut, die rothen Wangen, die hohe Stirn der Gismunda.

Lucia. Alles was Du hier an ihr beschreibst, hat sie gar nicht an sich.

Narr. Freilich hat sie es an sich, aber das ist ja eben so häßlich, blondes Haar — pfui! blaue Augen, ich bitte, weiße Haut — mir schaudert, und rothe Wangen! Wie kann ein Frauenzimmer vom Stande nur rothe Wangen haben! —

Lucia. Ja es ist wahr, sie hat Augen, blau wie

der Himmel, Haare wie Gold, und Wangen, abgeschmackt wie aufgeblühte Rosen.

Narr. Richtig, lebt wohl, schöne Lucia! (Er geht.)

Lucia (ihm nachsehend). Der einzige Mann in Welschland, der Geschmack hat. (Sie geht, bleibt aber lauschen.)

Dritter Auftritt.

(Felix und Gismunda kommen.)

Felix. Endlich seh' ich Dich einen Augenblick allein.

Gismunda. Es ist mir gelungen, mich aus der bunten Menge hinweg zu schleichen.

Felix. Theure Geliebte, ich sterbe, wenn ich Dich! lassen soll!

Gismunda. Du sollst mich nicht lassen, Du Süßer!

Felix. Morgen sollst Du des Königs Gemahlin werden.

Gismunda. Morgen! schrecklicher Tag. Heute bin ich noch frei, heute bin ich Dein, mein Felix! (Lucia geht rasch ab.)

Felix. Kann ich Dich allein und ungestört sprechen?

Gismunda. Um Mitternacht klopfe dreimal an mein Gemach, die Amme wird Dich einlassen.

Felix. Ich werde nicht zögern, süßes, geliebtes Weib! (Lucia erscheint mit Julian, Beide lauschen.)

Gismunda. Dein will ich seyn, mein Felix, Dein will ich bleiben. treu, unwandelbar treu!

Felix. Jetzt müssen wir uns trennen, um nicht Verdacht zu erregen. Leb wohl, meine Geliebte! (Er umarmt sie.)

Gismunda. Leb wohl, mein Trauter!

Felix. Um Mitternacht auf Deinem Gemache.

Julian (tritt auf und ruft): Um Mitternacht seyd Ihr Beide hingerichtet!

Gismunda (sinkt zu Boden). Felix steht regungslos da, dann faßt er nach dem Schwerte, der König entreißt es ihm und ruft): Doppelter Verräther! he Wachen, fesselt ihn!

(Lucia entfernt sich.)

Amme (trit tein). Was seh' ich, mein Herz, mein Fräulein, mein Bräutchen ohnmächtig! Hilf Gott!

König. Sie ist ein treuloses Weib und wird in zehn Minuten mit ihrem Buhlen den Tod durch Henkershand sterben!

Amme. Wehe, wehe! (sie stürzt fort.)

(Felix wird fortgeführt, Gismunda kommt zu sich.)

Gismunda. Wo bin ich?

Julian. Wo Ihr hingehört, Untreue, zu meinen Füßen!

Gismunda. Ach jetzt besinne ich mich. Ich soll mit ihm sterben! (Indem sie sich stolz aufrichtet) ich werde zu sterben wissen! (Sie geht ab.)

(König allein, geht unruhig auf und ab.)

Vierter Auftritt.

Der König, der Narr (tritt ein).

Narr. Herr König.

Julian. Schweig!

Narr. Du mußt mich hören!

Julian. Ich will nicht!

Narr. Es betrifft Gismunda und Felix.

Julian. Sprich!

Narr. Sie sind unschuldig!

Julian. Unmöglich.

Narr. Ich bin schuldig. O hör' mich an, der Narr hat Alles gethan, drum lieben sie sich bis zur Narrheit, denn nur eine Närrin zieht einen Ritter einem Könige vor. Wisse, die Amme hat zwei güldene Aepfel, die besaßen den Zauber, daß, wenn ein Fräulein und ein Mann davon kosten, sie sich lieben müssen bis zum Tode. Einen solchen Apfel wollte die Amme klüglich unter Dich und Gismunda theilen. Als die Amme schlief, nahm ich in aller Unschuld einen von den Aepfeln und theilte ihn unter Felix und Gismunda, den andern behielt ich für mich; ach, Herr König, kaum hatten sie davon gekostet, so liebten sie sich so rasend — und jetzt sollen sie sterben. (Er weint.)

Julian. Seltsam, seltsam! Sollt' es wahr seyn?

Narr. So wahr ich ein Narr bin.

Julian. Gieb mir den andern Apfel und rufe die schöne Lucia. Ich will eine Probe machen. Der Henker soll warten mit der Hinrichtung.

Narr. (Giebt dem Könige schnell einen Apfel). Dank, Dank!

Julian. Ich will die Wahrheit des Narren prüfen. (Den Apfel betrachtend.) Sollte Zauberkraft in ihm wohnen? Laß sehen!

Narr (bringt Lucia.)

Lucia (zum Narren.) Was soll ich hier?

Narr. Bezaubert werden!

Lucia. Das möcht' ich sehen, wie ich zu bezaubern bin.

König (theilt den Apfel.) Hier nimm die Hälfte, Lucia, genieße sie!

(Lucia ißt den Apfel, der König thut es auch.)

Julian. Lucia, liebst Du mich?

Narr (zu ihr.) Sprich Ja!

Lucia. Unbeschreiblich!

Julian. Seit wann?

Narr (leise). Seit diesem Augenblicke.

Lucia. Seit diesem Augenblicke!

Julian. Es ist merkwürdig, ich empfind' es, ich liebe Dich auch.

Narr (für sich lachend). Einbildung, Einbildung, hihihi. Den goldnen Apfel hab' ich, ich der Narr, den andern die Liebenden, in denen die Liebe schon lag.

Julian. Lucia, ich will Felix und Gismunda verzeihen, sie sind unschuldig. Willst Du Königin von Welschland werden?

Narr (für sich). Jetzt fragt der König, ob sie will.

Julian. Sprich!

Lucia. Mit Freuden!

Narr. Das wußt' ich vorher!

Julian. Geh, Narr, rufe Felix und Gismunda.

(Der Narr geht.)

Lucia. Und wann willst Du Dich mit mir vermählen, mein König?

Julian. Noch heute segnet uns der Priester ein.

Lucia. Und Gismunda?

Julian. Wird Felix Gemahlin.

Letzter Auftritt.

Die Vorigen, Felix, Gismunda, Narr, Amme, Volk, Große des Hofes.

Narr. Da bringe ich die glücklichen Sünder.

Felix. König, Du bist wieder mein Freund!

Gismunda. Du verzeihst?

Julian. Ihr seyd unschuldig! Ich erkenne aus Euerm Schicksal die höhere Macht. Du hast den Drachen besiegt, Dein ist des Königs Tochter. Felix, Du sollst der Erste nach mir seyn, ich werde dafür sorgen, daß Deine Gemahlin leben kann, wie eine königliche Prinzessin.

Amme. O wie froh bin ich nun.

Lucia. Gismunda, ich versichere Euch meiner Gnade.

(Felix und Gismunda umarmen sich.)

Narr (den zweiten goldnen Apfel hervorziehend): Nun wer noch ein Stück vom echten Apfel haben will,

von dem, welchen wirklich Frau Venus aus dem Meere geworfen hat, der suche die Freundschaft eines ehrlichen Narren, bei der Narrheit ist der Apfel zu haben.

Der Vorhang fällt.

Achtzigste Nacht.

Der Baron von Werthen hielt diesen Abend sein gestern gegebenes Versprechen und erzählte die Sage

Vom fliegenden Holländer.

(Seemanns-Mährchen.)

Um das Jahr 1600 und einige dazu lebte innerhalb des Gebiets der Stadt Terneuse, am rechten Ufer der Schelde und der Insel Walchern schräg gegenüber, in einem schmucken Häuschen ein wohlhabender Schiffer, Mynheer Vanderdecken geheißen.

Er war aus Amsterdam gebürtig, zog aber nach Terneuse, weil er als ein guter Katholik nicht unter Ketzern wohnen mochte. In Terneuse kaufte er sich das Häuschen, nahm sich ein hübsches, junges Weib und lebte einige Zeit gar zufrieden und glücklich.

Aber Mynheer Vanderdecken war zu sehr Seemann mit Leib und Seele, als daß es ihm lange da-

heim hätte gefallen mögen, und so war es denn ganz in der Ordnung, daß er schon wenige Monden nach seiner Verheirathung von seinem weinenden Weibchen Abschied nahm, an Bord seines schönen Schiffes, „der Amsterdamer" ging und alsbald mit einer werthvollen Ladung in See stach.

Er nahm seinen Cours nach Indien, wohin er schon zweimal gesegelt war und woher er seinen Reichthum geholt hatte. — Diesmal gedachte er eine noch glücklichere Fahrt zu thun und noch reicheren Gewinnst mit heim zu bringen denn früher, denn nimmer noch hatte er eine so große und kostbare Ladung mit sich geführt, als das jetzt der Fall war.

Die Fahrt begann auch fast überglücklich und in kürzerer Zeit, als sonst und ohne den mindesten Unfall, erreichte der Amsterdamer das stürmische Kap.

Aber jetzt begann das Unglück, denn vergebens mühte sich Mynheer Vanderdecken ab das Kap zu umsegeln. Neun Wochen kämpfte er gegen die Elemente — es war alles umsonst, und er fluchte schrecklich.

Und abermals neun Wochen setzte er Segel gegen Wasserströme und widrige Winde an, und konnte dennoch nicht vorwärts kommen.

Da lästerte Mynheer Vanderdecken auf gräßliche Weise, lästerte Gott und alle Heiligen. Aber seinen Entschluß, das Kap zu umsegeln, wollte er nicht aufgeben.

Die Schiffsmannschaft, welche Tag und Nacht vergeblich sich abarbeiten mußte, war endlich ganz erschöpft

und begann murrend zu verlangen, Mynheer Vanderdecken soll den Amsterdamer zurückführen in die Tafelbucht.

Aber dessen weigerte sich Mynheer Vanderdecken — ja noch mehr, er ward ein Mörder, denn als der Steuermann sich ihm widersetzte und den Matrosen zurief: Sie sollten den Capitain binden, damit er sie durch seinen Starrsinn nicht alle zu Grunde richte, und er, um solches in's Werk zu richten, den Capitain beim Kragen nahm, packte ihn Mynheer ebenfalls beim Kragen und schmiß ihn über Bord, so daß er elendiglich ersaufen mußte.

Aber selbst nach dieser schauerlichen That wurde Mynheer Vanderdecken noch nicht ruhiger, sondern schwur grimmig bei dem Splitter vom heiligen Kreuz, welchen sein schwangeres Weib daheim um den Hals trug als Amulet: „Daß er um das Cap herum wolle, trotz Sturm und Wellen, Blitz und Donner, Gott und Teufel, und sollt er auch bis zum Tage des jüngsten Gerichts daran arbeiten."

Da krachte der Orkan über das Schiff, die Segel wurden zu Bändern zerfetzt, Berge von Wellen stürzten über das Deck, und eine Stimme, welche Sturm, Donner und Wogengebraus übertönte, rief vom Himmel herab:

„Bis zum Tage des Weltgerichts!"

Und lauter rasete der Sturm, lauter rollte der Donner, heulte die See und thürmete sich empor! Ein schrecklich flammender Blitz, ein Krachen, wie wenn tau-

send Wetter einschlügen und der Amsterdamer sank mit Mann und Maus hinab auf den Grund des Meeres.

Alsbald begann der Sturm sich zu legen, die Sonne zertheilte die finstern Wetterwolken und ging unter in aller Pracht und Herrlichkeit, und als es Nacht wurde und der Mond heraufkam, da schien das Meer ein krystallner Spiegel, so ruhig war es und kein Lüftchen regte sich mehr.

Um Mitternacht aber stieg der Amsterdamer auf derselben Stelle, wo er zu Grunde gegangen war, langsam wieder aus der Tiefe empor und auf dem Deck lagen Mynheer Vanderdecken und seine Mannschaft, und das Schiff stand still und unbeweglich, als wäre es fest genagelt. Als nun der Mond hell und immer heller auf das Deck schien, wo die Leichen lagen, da richtete sich erst Mynheer Vanderdecken lang und langsam auf, und nach ihm Einer nach dem Andern, und sie starrten einander an mit gebrochenen Augen und redeten kein Wort.

Plötzlich tönte die Pfeife des Capitains und die Mannschaft begann sich zu regen, und jeder eilte auf seinen alten Posten, und wieder tönte die Pfeife und hui flog das Schiff wie vor dem stärksten Winde dahin über das Meer, wiewohl kein Lüftchen wehte und kein Wellchen sich kräuselte.

Und dies ist der fliegende Holländer, denn seit jener Nacht versucht es der Amsterdamer noch immerfort vergeblich das Cap zu umsegeln. Immerfort kreuzt er auf der Höhe des Cap, und jedesmal, wenn er einem

andern Schiffe begegnet, will er ihm Briefe in seine Heimath mitgeben an seine Frau und andere längst verstorbene Personen. Aber wehe dem Fahrzeuge, das sie zum Bestellen annimmt! untergehen muß es mit Mann und Maus, das ist sicher; wie es denn auch gewiß ist, daß wo der fliegende Holländer nur von einem anderen Schiffe erblickt wird, dieses immer ein böses Zeichen, und das Geringste ein tüchtiger Sturm ist, worauf man gefaßt seyn darf, weshalb denn die Schiffer auch nichts mehr fürchten als dem fliegenden Holländer zu begegnen.

Hier endete der Baron seine Sage vom fliegenden Holländer. Der Oberst bemerkte: „Obgleich ich mit Byron zu reden nur für den Landdienst gebildet wurde, so muß ich doch bekennen, daß unter allen Mährchen und Sagen die Seemährchen einen ganz eignen Reiz für mich haben. Eines der schönsten Mährchen ist unstreitig das von der im Meere versunkenen herrlichen Stadt Vinetta."

Unfern der Insel Rügen, etwa tausend Schritte von dem mit Fichten bewachsenen Streckelberge auf der Insel Usedom soll diese Stadt gestanden haben, von deren Pracht und Wunder die Eingebornen der Insel nicht genug zu erzählen wissen. In einem furchtbaren Orkan versank sie in den Ocean, aber ihre Bewohner sind nicht gestorben, sondern in Fische verwandelt, welche jetzt Prachtpaläste bewohnen.

Sonntags aber hört die Verzauberung auf und an

diesem Tage tönt aus dem Meere das Geläut der Glocken der versunkenen Stadt, und wenn das Meer ruhig und klar ist, so kann Jeder am Sonntag Geborne, der hinausfährt bis über die rechte Stelle, es klar erblicken, wie die frommen Bewohner der versunkenen Stadt zur Kirche wandeln, da sieht er vornehme Rathsherren, stattliche Kaufherren, ehrliche Bürger und Handwerksleute, vor allem aber die wunderholten, goldlockigen, blauäugigen Frauen und Mädchen, alle im höchsten Sonntagsstaate mit Blumensträußern und den silber- und goldbeschlagenen Gesangbüchern in den Händen. Und so wie alle in der Kirche sind, schweigen die Glocken, und Orgelklang und Chorgesang ertönt daraus. Und endlich hört er die Predigt ganz vernehmlich, und der Prediger predigt allemal von der Herrlichkeit Gottes und von den Wundern und der Schönheit der vor allen hoch gesegneten Stadt Vinetta.

Und wenn die Kirche aus ist, so gehen die Männer auf den Rathskeller und auf das Schützenhaus, und die Frauen beschaffen ihre Wirthschaft. Die holden Jungfrauen aber sitzen an den Fenstern der Häuser und schauen hinauf aus der Tiefe und winken mit den weißen Händen, daß der Lauscher droben es gewahrt, und unendliche Sehnsucht sein Herz erfaßt, nach der versunkenen Stadt und ihren lieblichen Jungfrauen.

Und Manchen schon hat diese Sehnsucht hinabgetrieben in die tiefe krystallene Fluth.

„Ich erinnere mich,“ sprach der Baron zum Obersten, „ich erinnere mich bei Ihrer Sage an das wundervolle Gedicht Wilhelm Müller's, welches beginnt:“

„Eine schöne Welt ist dort versunken!“

und welches ganz die unerklärliche Sehnsucht schildert, die uns erfaßt, wenn wir in den Spiegel des unbewegten Meeres schauen.“

„Uebrigens, bemerkte der Arzt, „findet man wohl nirgends anders so tief ergreifende und sinnige Seemannssagen, als eben auf Rügen und den umliegenden Inseln. Eine der schönsten ist die des Mädchens von Hiddensö, welche meines Wissens zuerst von Caroline Leonhardt im Hochdeutschen wieder erzählt wurde.

„Ich bin im Besitz dieser Sage,“ sprach Julia, und verhieß gelegentlich deren Mittheilung.

Ein und achtzigste Nacht.

In dieser Nacht erzählte der Prediger seinem Versprechen gemäß,

Die Götzeneiche.

Orshold, der junge Sachsenritter, saß am Herde und glättete den Stahlbeschlag seiner mächtigen Streit-

art. Da trat vor ihn hin sein freundliches, schlankes Schwesterlein, Roswitha, und lachte ihn zutraulich an. Er aber, als er die großen blauen Augen zu ihr emporhob, konnte zwei Thränen, die ihm über die Wangen herabrannen, nicht verbergen. Roswitha, etwas erschreckt zusammenfahrend, wollte sich das nicht merken lassen und sagte mit erzwungenem Scherz: „Ach was! ein Kriegsheld soll keine Thauwolke seyn!“

„Möchtest Du lieber, er wär' eine Wetterwolke?“ erwiederte Orsholo finster. Und dumpf in sich hineinmurmelnd: „Hüte Dich! hüte Dich!“ fuhr er angestrengt in seiner Arbeit fort.

Da kam eine unverstandene, aber entsetzliche Angst in des Mädchens sanftes Herz. Sie schlich in einen Winkel und wußte sich nicht besser zu helfen, als daß sie die nur halbbesaitete Harfe ihrer gestorbenen Mutter — der früh im Kriege verblutete Vater hatte oft dazu gesungen — wie schmeichelnd und um Hülfe bittend in ihre Arme nahm, und es mit leisem Anregen der Finger versuchte, die einst so lieblich schwirrenden Klänge daraus zu entlocken. Und das fast zerstörte Werkzeug ward wie neu belebt, ja, wie beseelt, vor den sehnenden Worten, welche Roswitha ganz leise, leise darüber hinhauchte. Diese Worte aber klangen folgendergestalt:

„Ich bin so sehr alleine,
Ist Niemand mehr bei mir,
Will lachen, o und weine,
Will fort und bleibe hier.

Und früge man, worüber?
Und früge man, wohin:
Ich würd' nur immer trüber
Ich weiß nicht, wie ich bin.
Es wird schon besser werden;
Die Harfe rauscht so froh.
Kommt's hier nicht auf der Erden,
So kommt's doch anderswo."

Und nach dem seltsam fröhlichen und mächtigen Getön der lange stummgebliebenen Saiten wandte Orsholo sich staunend um. —

„Wer hat Dir das eingegeben?" fragte er. „So oft die Mutter es versuchte, Dir ihre anmuthige Gabe mitzutheilen, irrten ja immer Deine Finger, glitt Deine Stimme aus, und all ihr vieles Sorgen und Mühen blieb umsonst."

„Es hat wohl das alles nur so lange in mir geschlafen," entgegnete Roswitha, „wie das Saamenkorn in der winterlichen Erde, und ist heute plötzlich aufgewacht, und hat mich in einer sehr schweren, ängstigenden Stunde ganz unversehens mit hellem Lebensmuth durchleuchtet. Die liebe Mutter sah bei ihrem emsigen Lehren vielleicht so etwas schon voraus. Sieh, Bruder, ich weiß nicht, was Du vorhin mit Deinen finstern Warnungsworten meintest, und doch durchzuckten sie mich recht furchtbar. Aber mag auch jetzt daraus kommen, was da will; die Harfe hat mir ja so viel Schönes, so viel Holdes verheißen, daß es spät oder früh gewißlich erscheinen muß. Ich bin recht seelenvergnügt."

„Schaffen die Götter, daß es vorhält," murmelte Orsholo, und Roswitha hörte es wohl, aber sie gab nichts darauf.

Da trat der mächtige, schon beinah greisende Held Wittaborn in die Halle, und Orsholo und Roswitha standen auf und neigten sich tief vor ihm.

„Kommt ihr von der Eiche, lieber Herr und Freund?" fragte Orsholo, ihn auf den Ehrenplatz am Herde führend und ihm einen Trunk aus silberbeschlagenem Horne zubringend.

„Ja," entgegnete Wittaborn mit tiefem Ernst, „ich komme von der Eiche, aber es stehen zu viel Gewitter am Abendhimmel. Der Mensch soll in solchen Stunden des Götterzornes den Götterbäumen nicht mit allzudreister Frage nahen. Du hast ja mit eignen Augen gesehen, mein Orsholo, wie der Strahl aus den Wolken den kühnen Priester Ludwald traf, weil er mitten im Donner und Blitz die Gottheit des Haines fragen wollte. Und die schwarze Warnungsschrift ist noch heutigen Tages an dem heiligen Baume in seltsamer Zükkung anzuschauen."

„Ich war noch ein Knabe," sagte Orsholo, „aber ich werde den Augenblick nie vergessen, wo der riesenhohe, weissagende Held zusammenbrach und gleich darauf nichts weiter war, als ein kleines Häuflein Staub und Asche."

„Die Götter sind furchtbar!" seufzte Wittaborn und verhüllte sein Haupt.

Roswitha rührte die Saiten und sang:

Ich bin ein kleines Blümlein,
Die Blitze treffen mich nicht;
Doch wär' ich auch ein Eichenheld,
Froh säh' ich in's Gewitterzelt,
Denn vor dem Blitz ersterben,
Heißt sterben im hellen Licht.

„Was ist das?" flüsterte Wittaborn erbebend in des Jünglings Ohr. — „Merkt ihr es denn nicht?" entgegnete dieser, und seine Thränen flossen. „Merkt Ihr es denn nicht? die Götter haben sie ja schon für sich geweihet."

„Ich will Euch einmal etwas sagen und fragen, ihr Männer," sprach Roswitha, sich mit anmuthiger Würde hochaufrichtend und vor die Beiden hintretend. „Ist das edle Sitte gegen edle Frauen, einander in's Ohr zu flüstern und schreckensbleich anzusehen, wie der Tod, und unsereins rathen zu lassen, was es denn eigentlich gelte? Wobei uns noch hundertmal ärgere Schrecknisse vor der Seele spuken mögen, als wirklich vorhanden sind. Wissen will ich, was Euch so sehr beunruhigt, denn mir geziemt für jetzt die Stelle der Hausfrau an diesem verwaisten Herde, und wissen müßt Ihr ja wohl, daß ein edles Sachsenweib kein Luftgebild ist, vor jedwedem Donnerschlage zerstiebend."

„Ihr habt uns sehr ernsthaft aufgefordert, schöne Jungfrau," entgegnete Wittaborn, „und mögt nun schon

tragen, was zu tragen ist. Setzt Euch zu uns an den Herd und vernehmt unsere Kunde."

Lächelnd that Roswitha nach seinem Wunsche, aber der beiden Männer Antlitz ward um so trüber und wehmüthiger.

Da faßte sich endlich Wittaborn wie mit einem recht gewaltigen Ruck zusammen und sprach: „Ihr kennt, Roswitha, die Wodamseiche im Westerforst; von Ansehen zwar wohl nicht, denn selten wagt sich ein zartes Weib dorthin, wohl aber vom Hörensagen."

Die Geister, welche darin hausen, sind den Göttern lieb, und was sie heischen, muß geschehen, sonst würde — uralte Weissagungen künden dies schauerliche Räthsel — ganz Sachsenland in die Herrschaft eines todten Königs fallen.

Verdenkt mir's nicht, daß ich ein wenig stockte, und daß wohl ein sichtbares Zittern durch meine Gebeine fuhr. Ihr wißt, ich habe es sonst viel anders an der Art. Aber vor jenem Gedanken erbebt immer mein ganzes Herz, und mit Freuden würde ich mein Blut und das Blut meines ganzen Stammes verspritzen, um solch entsetzliches Unheil von dem lieben Vaterlande abzuwenden. Sei nun gemeint mit den dunkeln Worten, was da wolle, aber ein höchst fürchterlicher Schrecken liegt ja darin: Lebende unter der Herrschaft eines Todten." —

Er sah eine Weile bleich und starr vor sich nieder, dann sagte er:"

„O Roswitha! — o gält' es doch nur mich und

meinen Stamm! Aber es gilt Dich! die Geister fordern ein Opfer. Noch hoff' ich es zu werden, aber ich weiß es nicht mit Sicherheit. Und wenn es dennoch möglich wär' — vielleicht daß die Bedingung Dir schrecklicher schien, als das Sterben auf dem Opferherd."

„Ich bin nicht die erste Jungfrau," sagte Roswitha mit unerschütterter Fassung, „welche durch Blut und Flamme zu den Göttern gerufen wird, und das hat mir die Mutter schon früh eingeprägt," sprechend: „zu diesem Heldentod müsse sich unsereins bereit halten, wie die Jünglinge zu dem Heldentode in der Schlacht. Aber freilich, leben möcht' ich noch gern, wenn es mit dem Götterwillen bestehen könnte, und mit der Ehre, denn es ist doch gar zu schön hier auf der Erde. Sagt mir nur vor allen Dingen, habt Ihr weissagende Rosse geführt und befragt wegen des Verlangens der Geister?"

„Sobald das Heulen und Winseln aus dem Westerwalde her erscholl," entgegnete Wittaborn, „eilten wir, ein schneeweißes geweihtes Roß zur Eiche zu leiten." —

„O das muß mir ja Gutes, lauter Gutes geweissagt haben!" unterbrach ihn Roswitha zuversichtlich. „Hab' ich doch die Pferde so gar lieb, fast lieber noch, als sie mein Bruder hat, und der meint, das sey ein uraltes Erbtheil unseres Stammes."

„Vielleicht," — entgegnete Held Wittaborn wehmüthig — „weil ein weissagendes Roß Dich edelste und schönste Maid Deines Stammes gen Walhall ru-

fen sollte, als lieblichste Schenkin für die Helden an Wodan's goldnem Tisch. Denn kaum, daß wir das edle Thier gegen die Wodanseiche herangeführt hatten, so ward es wie von einer wunderlichen Kraft umgestaltet in seinem ganzen Thun und Wesen. Mit hauenden Vorderhufen tanzte das sonst so freundlich sanfte Geschöpf aufrecht um den Baum her, daß es in seiner schneeweißen Gestalt recht furchtbar durch die Mitternacht leuchtete. Dann begab es sich in einen schäumenden schnellen Trab, und leitete uns wie im Fluge bis vor Dein Kammerfenster her. Du mochtest wohl eben im süßesten Schlummer liegen; derweile neigte sich das Roß dreimal ganz tief, und hieb dreimal mit dem Vorderhuf gegen das Burgthor."

Da zogen unsere Priester die Weissagung draus: „Die Geister des Baumes seyen zu Brautführern erlesen, um Roswitha nach Walhall hinaufzuführen in den strahlenden Kreis der Götter und Ahnherren."

„Weissagung erweckt Weissagung!" entgegnete das Fräulein nach einigen Secunden. „Die meinige ist zwar großentheils nur ein Traum, aber sie scheint sehr dicht zusammen zu hängen mit all dem Wunderbaren, das Ihr von der Wodanseiche und mir erzählt."

„Ich saß als ein kleines Kind auf der Mutter Schooß spät, spät in der Nacht, denn wir warteten, daß der Vater heimkehren solle von einer großen Wolfsjagd. Mir ward es bange, und wie sie mir es auch zu verbergen strebte, mochte wohl der Mutter nicht

viel besser zu Muthe seyn, denn vergeblich hatte sie schon ein Paarmal versucht, ein Lied in die Harfe zu singen. Ihre zarten Hände zitterten und sanken, wie gelähmt an den Saiten herab. „Der Vater blutet!“ rief ich mit einem Male, und wußte doch selbst nicht warum. „Der Vater blutet und kann nicht lange mehr leben.“

Da fing die Mutter heiß und still zu weinen an, daß es mir noch durch die Seele geht, wenn ich daran gedenke. Ich wollte etwas sprechen, um ihr zu liebkosen und sie zu beruhigen, aber es ging nicht! Nur jene furchtbaren Worte drängten sich wider Willen immerdar auf meine Zunge, so daß ich Lippen und Augen lieber fest zuschloß und in tödtlicher Bangigkeit regungslos in den Armen der Mutter lag.

Die mochte glauben ich schliefe, und sie machte ihrem Schmerze in Worten Luft, wovon ich mich nur noch so viel erinnere, daß sie über den thörichten Muthwillen klagte, welcher sie in den ersten Tagen ihres Ehebundes verlockt habe, dem Gatten in Knappentracht heimlich auf die Jagd nachzureiten, obgleich das kühne Waidwerk grade im Westerwalde begonnen sey.

Da muß sie unversehens der Wodanseiche zu nahe gekommen seyn; und die Geister haben nach ihr gesungen mit verlockenden lieblichen Weisen, und sie meinte, es sey ihr Eheherr, der wolle sie necken, und so wehrte sie von sich das warnende Schrecken, und sang zurück, ach nicht zu ihrem Glück. — — Aber was ist denn das, ich singe wohl selber, und hätte fast nach der Harfe

gegriffen. — Nein, laßt es mich Euch ruhig erzählen, recht ruhig.“

Vor den wundersamen lieblich tönenden Klagen der Mutter war ich zuletzt wirklich eingeschlafen. Da kam zu mir folgender Traum:

„Aus der Wodanseiche tanzten kleine, schwarze fledermausgeflügelte Geister mit wunderlichem Schwirren hervor und sangen immerfort:

„Dein erstes Kind muß meine seyn!
Dein erstes Kind muß meine seyn!“

Und ich hörte die Stimme meiner Mutter, die lachend antwortete:

„Mein erstes Kind bleibt mein allein,
Mein zweites Kind mag Deine seyn!“

„Da schlugen die häßlichen Geisterchen, lustig krächzend, und wie bestätigend ihre Fittige gegen einander und davor schrie meine Mutter von fern her ängstlich auf und ich fühlte durch den Schlaf, wie noch jetzt ihre Thränen mich um derselben Ursach willen bethauten, und auch darum, weil die Geister in ihrem tollen Reigentanze mit gellendem Gelächter sangen:

„Das Kind ist unser,
Das hat nicht Noth:
Der Mann wird auch bald
Blutesroth; —
Dann ist der Spaß zu Ende.

Aber wie schneefunkelnd kam ein weißes Lämmchen unter den Wurzeln der Eiche hervor, und sprang recht fröhlich zwischen dem Nachtdunkel und den Gespenstern hin und wieder, als habe alles das gar nichts Arges zu bedeuten. —

Anfangs entsetzten sich die Spukbilder davor, aber bald brachten sie allerhand häßlich verrostete Waffen herbei, und wollten es schlachten.

Da ward mir entsetzlich Angst, denn nun merkte ich auf einmal: Das Lämmlein sey ich selbst. Es sagte zwar, wie um mich zu trösten, Jemand mit gewaltiger Stimme: „Ich bin ja der Blitz und schlage ein!" — aber eben der gewaltige Donner seines Rufes erschreckte mich so fürchterlich, daß ich mit Angstgeschrei aus dem Schlummer auffuhr. Zugleich war es, als krachte und rasselte die Wodanseiche in all ihren Aesten und Wurzeln über mir zusammen. Das kam aber vielleicht nur von dem Jagdgetöne her, womit so eben der Vater gewaltig schallend in die Burg einzog. Er war sehr blutig, aus einer leichten Wunde nur, die nichts zu bedeuten hatte und dann auch von Blut der erschlagenen Wölfe. Aber die Mutter weinte von da an um seinen nahen Tod und nicht lange darauf geschah es auch, daß er aus einem Treffen gegen die Franken sieghaft, aber als Leiche zurückgetragen ward.

„Möget Ihr nun urtheilen, ob das jenen Weissagerspruch bestätige oder nicht. Mir kommt es freilich selber so vor, als müsse ich frühe sterben. Die Mut-

ter sprach im ängstlichen Todeskampfe auch davon; scheidend aber erheiterte sie sich und lächelte: „Wer Dich erretten kann, ist ein alter, hochgewaltiger Held mit greisendem Bart. — Da steht er vor mir und hat etwas in der Hand wie Streitaxt oder Streitkolbe."

In diesem Augenblick hatte sich Wittaborn von seinem Sitz emporgerissen und Orshold's Streitkolbe gefaßt, als wolle er den Nachtgestalten das holde Frauenbild, welches ihnen mit jedem Worte mehr zu verfallen schien, voll zorniger Verzweiflung abkämpfen.

Da hielt Roswitha inne und blickte staunend zu ihnen hinauf. Endlich sagte sie:

„Aber Ihr steht ja eben jetzt vor mir, wie der Held, von welchem Mutter gesprochen hat. Wär't Ihr es, der mich retten könnte vom frühen Opfertod?"

Ein anmuthiges Erröthen flog über des alternden Helden Angesicht, er senkte die Waffe, gab sie schweigend an Orshold zurück, und wandte sich nach seinem Sitze.

Orshold aber, zu der Schwester hintretend, sprach feierlich: „Du mußt wissen, daß die Priester, als ich ämsig mit Fragen in sie drang, ob Du denn durchaus nicht zu retten oder mit Gaben zu lösen seyst, nach langem Rathschlag erwiederten: „Nur Eins sey auch den Walhallsgöttern unantastbar: Die Braut des sieghaftesten und weisesten Helden im Gau. Daß dieser Held aber kaum noch erst, meine Streitkolbe in der starken Rechten, vor Dir stand, weißt Du ja."

Roswitha senkte heiß errōthend die Augen und zog ihren Schleier über sich. Nach einer Weile sprach sie leise:

„Verhüte es die Göttermutter Frigga, daß ein Held und Fürst wie Wittaborn sich aus Mitleid zu mir herabneige, und daß ich je eine aus Mitleid dargebotene Rechte annehme.“

Zögernd nahte sich der Held — „Roswitha,“ sprach er, den stolzen Nacken tief vor der Jungfrau beugend, und seine Schlachtenstimme säuselte lieb und lind, „Roswitha, wie dürfte ein greisender Ritter um Dich Mairose werben? Und dennoch! — Du sprachest von Mitleid! So tief muß mein schönes Bild nie sinken, auch in der eigenen Einbildung nicht. — Roswitha! ich werbe um Dich, und in ernster Minne zu Dir glüht dieses kampfgestählte Herz. Und nun verwirf mich und stirb edel und stolz Deines Muthes und Deiner Schönheit werth!“

Roswitha jedoch ließ nach einigem Schweigen den Schleier von dem süßleuchtenden Antlitze zurückwallen, und Morgenroth strahlte dem Abendroth entgegen.

„Was wäre denn das für ein deutsches Fräulein,“ sagte sie, „die einen greisenden Helden nicht aus ganzer Seele lieben könnte, in seiner reichen Heldenherrlichkeit?“

Schaudernd vor ernster Wonne zog Wittaborn sie zu sich empor, und sie legte ihr schönes Lockenhaupt liebkosend an die tapfere Brust.

Fröhlich kreiseten die Becher in dem fackelhellen Burgsaal, denn Orshold's Mannen waren aus den nächstliegenden Gehöften zusammengeströmt, die Freude und Feier ihres jungen Ritters zu theilen. Wittaborn schaute stark und stolz umher, wie ein verjüngter Adler; in ernstlieblicher Begeisterung sang Roswitha Lieder zu der Harfe von ihres Bräutigams Heldenthum und Fürstentugend.

Aber Orshold war nach den ersten Ausbrüchen heiterer Lebenslust wieder still und ernst in sein gewohntes, nachdenkliches Schweigen zurückgesunken. Mit aufgestemmtem Arm und halb in die Hand verborgenem Gesicht saß er in der tiefen Fensterhöhlung, und schaute nach dem schwer dunkelnden Nachtgewölk hinaus. Wittaborn trat zu ihm und rührte leise seine Schulter an. Voll seltsamen Schreckens fuhr der Jüngling in die Höhe.

„Es ist nicht mit Dir, wie es seyn sollte," sprach Wittaborn mild und ernst. „Wie käme sonst so ein Schrecken über Dich Helden?"

„Es ist mit mir, wie es seyn sollte," wiederholte der trüblächelnde Orshold, „und Schrecken ist das Urerbtheil aller sterblichen Menschen. Wir kommen wohl bisweilen darüber hinaus, bald in toller Lustigkeit, bald mit dem traurig heitern Bewußtseyn: nur frisch genossen, denn es muß doch alles schnell ein Ende nehmen auf immer! und das pflegen denn unsere Gefährten wohl gar als heitere Weisheit zu loben; — eine schöne Freudigkeit!"

Er versank abermals in tiefes Sinnen, welches sein Freund mit den Worten unterbrach:

„Jüngling! und hältst Du denn für nichts die Heldengluth unserer Herzen, die uns um Vaterland und Ehre den feindlichen Waffen entgegen treibt? Für nichts den unsterblichen Ruhm, für nichts die strahlenden Becher Walhalla's?"

„Flittern, lauter Flittern! Ein Theil davon auch Nebel," seufzte Orshold. „Das mit der Kampfesgluth ist noch das Beßte, denn sie macht wenigstens auf einzelne große Stunden das Leben unaussprechlich froh und stark. Aber unsterblicher Ruhm? — Ach! wie viel Heldennamen sind verschollen, sammt den Liedern, darin sie tönten. Und wenn Du auch lebst im Sange Jahrtausende hindurch — Du wohnst nach wenig Jahren fern ab von all der Herrlichkeit, wer weiß, in welchem Wachen oder in welchem Traum. — — Und Walhalla's strahlende Becher! Und Walhalla's rauschende Harfen. — O all ihr Sterne, es klingt so wunderschön! — Aber was sind denn das für Walhallagötter, die zu ihren Boten die häßlichen Fledermausalfen aus der Eiche sandten, um Roswithen zu entführen? — Bei denen mag's ein gar lustiges Zechen seyn."

Orshold verstummte plötzlich, wie vom dunklen Entsetzen verstimmt, Wittab n schreckte sichtlich zusammen.

Da ward ein wildes, hohles Treiben auf dem Burghofe wach, ein lautes, ängstliches Geruf, ein

Schnauben und Rasseln, wie aus Rossesnüstern und von Rosseshuf.

„Du hättest solche Worte nicht sprechen sollen!" seufzte Wittaborn.

Und herein eilte ein bleicher Knappe, und meldete dem entgegentretenden Orsholb, der edle Schimmelhengst Silber habe sich in unbegreiflicher Wuth von den Halfterketten losgerissen und die Thür des Marstalles hauend zersprengt. Und wie er jetzt auf dem Hofe zürnend umherrase, habe ein gleiches Uebel alle Rosse befallen, daß sie — theils noch in den Ställen halbgebändigt, theils schon auf dem Burgplatze furchtbar frei in wunderlicher Empörung tobten gegen alle Menschen.

Leise warnend, oder vielmehr die früher versäumte Warnung nachholend, drohte Wittaborn's Zeigefinger nach Orsholb herüber.

Aber unbefangen lächelnd kam Roswitha herbei. „Wenn es weiter nichts ist, als das," sagte sie, „laßt mich nur machen. Der edle Silber kennt mich zu gut, und hat mich viel zu lieb, als daß ich den nicht gleich zur Ruhe sprechen könnte, und was er thut — Ihr saht es ja noch eben selbst, thun die andern Rosse ihm immer als getreue Vasallen nach."

Und zugleich war sie die Stufen hinabgeeilt, und stand bereits in der Thürwölbung, ja schon fast auf dem nachtdunkeln, rossedurchbrausten Hofe, als erst Wittaborn und Orsholb sie einholten, und sich bemühten sie zur Rückkehr in den Saal zu bewegen.

Aber sie schüttelte anmuthig verneinend das Haupt, und lockte, ohne weiter zu antworten, nur immer mit anmuthiger Stimme durch die Nacht:

„O Silber, lieber Silber!
Komm her! komm! Deine Herrin ruft!
O komm, mein schöner Silber!"

Und nicht lange, so trabte das edelschlanke Thier sanft und sittig heran, neigte den schlanken Hals vor dem Fräulein, und ließ sich voll Behaglichkeit die Silbermähne von den lilienzarten Händen streicheln.

Derweil waren alle die andern Pferde still geworden, und folgten den Knappen ruhig nach ihren Ständen zurück. Die Stallthüren gingen nach und nach wieder zu, die im ersten Schreck in's Schloß geworfenen Burgesthore zur gastlichen Fortsetzung des Festes wieder auf. Roswitha streichelte noch immer ihren schönen, freundlichen Silber.

„Du wundersames Lieb!" sprach Wittaborn, „was ist das für eine seltsame Hoheit, die Du über die Wesen übst?"

„Wär' ich denn sonst eine ächte Heldenbraut?" entgegnete das stolze Mädchen, und Silber, wie um ihre Worte zu bestätigen, beugte vor ihr beide Kniee.

„Er will Dir zeigen, daß ich auch eine Reiterin bin, was Du freilich schon weißt, aber heute am Verlobungsfest mit eigenen Augen schauen mußt;" lächelte

sie ihrem Helden zu, und schwang sich mit anmuthiger Sicherheit auf des weißen Thieres Rücken.

Aber brausend sprang dieses plötzlich auf, und verschwand, durch das offene Thor sprengend, sammt seiner holden Bürde in die Nacht. —

Es schlug elf Uhr, und der Prediger bemerkte: „So leid mir die schöne Heldenbraut und kühne Reiterin thut, so bin ich doch gezwungen, sie bis morgen Abend reiten zu lassen, wohin es ihrem vortrefflichen Silber beliebt — also glückliche Reise und morgen mehr!"

Zwei und achtzigste Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Der Prediger erzählte heute seine Sage weiter, wie folgt:

Wittaborn und Orshold, der geliebten Gestalt mit angestrengter Eile folgend, erspähten von fern, wie das weiße Roß die weißumschleierte Jungfrau gerade nach der Westerwaldung hintrug, und wie es sich in deren furchtbaren Schatten mit ihr untertauchte.

Gewitter zogen, leise murrend, am dunkeln Himmel von allen Seiten auf. Einen Augenblick hielten beide Ritter, ihre Gäule unwillkürlich zügelnd, im

schweigenden Entsetzen starr und still. „Siehst Du," lachte Orshold darauf, „siehst Du nun wohl, was es mit allen Freuden ist?" —

„Wer mit götterlästernden Reden Glück und Freude von seinen Zinnen scheuchte," — rief Wittaborn — „ist es dem wohl andem, noch den Himmel mit frechen Klagen zu beleidigen?" —

„Reize mich nicht, Held, mit solchen Reden!" bat Orshold. „Mein Sinn ist ohnedies so wild und rasch in dieser Nacht. Es könnte allerhand Tolles daraus entstehen." —

„Händelmacher!" zürnte Wittaborn im feindseligen Spott. „Möchtest ein Zweikämpflein bestehen, um nur der entführten Schwester nicht nachjagen zu dürfen in den furchtbaren Forst!" —

„Das Sachsenland kennt ja Orshold's Streitkolbe," — entgegnete der Jüngling stolz — „aber morgen mußt Du sie nun aus Erfahrung kennen lernen." —

„Wie wird das arme Ding hinfallen und hinstäuben vor Wittaborn's Schwert!" rief der alte zürnende Held. — „Aber jetzt hinein in den Wald, Roswitha nach, und wer nicht mit will, reite zu Hause."

„Hinein will ich!" rief Orshold, — „und zwar dem grauenvollsten Tosen nach! Aber nicht an Deiner Seite. Du bist mir von nun an aus tiefster Seele verhaßt!"

Und so trennten sich die entzweiten Helden und

sprengten einzeln, Orsholo von Süden, Wittaborn von Norden her in den Wald.

Tief schon dunkelten die Eichen, schaurig rauschten die Buchen über den einsamen Pfad, den Roswitha's silberweißer Hengst immer tiefer sich bahnte in das verschlungene Gebüsch, näher und näher der Wodanseiche zu.

Das zarte Mädchen hielt sich nur kaum noch an der flatternden Mähne; oft zwar wollte sie absichtlich hinuntergleiten, aber dann scheute sie wieder das dunkle Getreibe von Molchen und Schlangen, das sie am Boden wahrzunehmen glaubte.

Nebenbei tanzten wunderliche Gestalten, und es war, als ob sie sängen:

Hast sonst
Im Festesglanz
Ja gern
Gehalten Tanz!
Tanze nun auch
Mit uns,
Feinsliebchen!

Und schon durch das von einzelnen Blitzen erhellte Nachtdunkel streckte die fürchterliche Eiche ihre riesigen Arme herüber.

Das Mädchen aber hatte sich durchaus in ihr Schicksal ergeben, und weinte still.

Da sang Jemand aus dem Waldesgrün, ganz nahe bei ihr, mit tiefer, lieblicher Mannesstimme:

Die Opfer sind
Nun abbestellt,
Ganz frei ist nun
Die liebe Welt.
Sie ward's durch Einen,
Einen Held.
Der sich zum Opfer
Dargebracht,
Ein Sonnenfürst
In Siegespracht,
Davor wie eine Braut sie lacht,
Das preisen alle Himmel.

Und die häßlichen Alfen schwirrten ängstlich schrillend davon, und das schöne Pferd Silber wandelte seinen schäumenden Lauf in sanften, anmuthigen Trab, und der ward immer langsamer, immer langsamer, bis er endlich ganz still stand und den schlanken Hals zurückdrehte, als horche es nach dem jetzt verhallenden Gesange hin.

Da kam ein Mann in langem weißem Gewande heran, faßte die Rossesmähne und führte das weiße

Roß und die weiße Jungfrau still mit sich nach einer andern Gegend des Waldes.

Und unterwegs sagte er einmal: „Weine nicht mehr, Du schönes, freundliches Gotteskind! Es ist alles sehr gut.“

Und Roswitha hörte auf zu weinen.

Ein entsetzliches Gewitter war wie aus allen vier Winden her losgebrochen, und rollte jetzt in schmetternden Schlägen über dem Westerwalde.

Wolke mit Wolke, Blitze mit Blitze kämpften im wilden Gegeneinanderprallen.

Orshold's edler Schlachtgaul war wie ohnmächtig in die Knie gesunken, und nicht mehr aufzureißen. Das Roß Wittaborn's hatte sich mit dem kühn vorwärts treibenden Reiter überschlagen, daß Beide in ein steilumhegtes Thal hinunter rollten. Müde und schaudernd schleppten sich die Ritter, jeder einsam, auf unbekannten Bahnen durch den Wald, mit letzten Kräften für des holden Fräuleins Rettung nach der Wodanseiche hinstrebend. — — Aber wenn sie dachten schon ganz nahe daran zu seyn, trieb sie der Laut eines wunderlichen Schlagens und Klopfens, wie das eines gewaltigen Holzfällers, wieder von dannen.

In des Zauberbaums Nähe — wußte Jeder von ihnen — konnte ja niemals eine Axt klingen, niemals eine laubige Krone zu Boden gestreckt werden.

Emsig suchten sie andere Wege, und gaukelnde

Schwarzalfen schienen sie leiten zu wollen mit häßlich ängstlichem Flügelschwirren.

Aber wieder schallte jenes Schlagen und Klopfen, und auch die Alfen nahmen plötzlich davor eine andere Richtung, und irr und zweifelnd drängten sich nach wie vor die Ritter durch den verwachsenen Forst, unter dem schwefeligen, bisweilen seine Feuerhallen furchtbar aufreißenden, dann wieder sich und die Welt in's gehaltloseste Schwarz hüllenden Gewitterhimmel.

Roswitha spielte derweilen ganz ruhig und allein mit einem großen Buche in einer mild erleuchteten Felsenkammer, wohin der Alte sie geleitet hatte.

Der Kunst des Lesens war sie unkundig, aber die Buchstaben glänzten in so schönen, bunten, bisweilen hellgoldenen Lichtern, daß die Jungfrau sie herzlich lieb gewann, und es auf seltsame Weise zu verstehen meinte.

Dann kamen auch schöne Bilder vor: Männer, so ehrwürdig und feierlich hold, wie ihr schützender Geleiter selbst; junge Ritter, die sie mit ihrem Bruder verglich, nur daß diese Gestalten unendlich heiterer aussahen und blühender; großmächtige Helden, ernst und stark und hoheitsvoll, wie ihr Verlobter Wittaborn.

Dazwischen zeigten sich bisweilen freundliche Kinder, mit goldenen und himmelblauen und regenbogenfarbigen Schwingen an ihren Schultern.

„Das nenn' ich mir noch Fittige!“ lächelte die freundliche Roswitha. „Da findet doch ein Menschen=

kind noch Freude daran! Aber was die Alfen davon haben, sich so häßlich mit Fledermausflügeln herauszuputzen, das kann wohl Niemand begreifen. Freilich, ihnen würde dies blanke Gefieder wohl nicht sonderlich kleiden."

Sie mußte lachen über die ungestalteten Dinger, und es war ihr, als ob diese wild zürnend, aber gänzlich machtlos, draußen an dem Felsen vorüberbrausten.

Eben so furchtlos blieb sie bei den endlos rasselnden Blitzen und Wetterschlägen.

Ohne zu fragen, warum, wußte sie dennoch: das Alles dürfe ihr durchaus nichts zu Leide thun, und auch dem schönen Pferde Silber nicht, welches nahebei in einer größern Höhlung des Felsens ausruhte.

Dies anmuthige Gefühl der Sicherheit — es durchdrang Roswitha's Sinne mit lieblicher, zuletzt einschläfernder Gewalt; wie auf ein Ruhebette senkte sich die holde Jungfrau zum Schlummer auf das weiche, duftige Höhlenmoos.

Der Morgen schaute in falber Dämmerung über das wunderliche Waldgewirr herein.

Noch einige Wetterschläge, wie Abschied nehmend, aber auch von ganz entsetzlicher Gewalt, krachten durch Klippen und Forst, als Wittaborn und Orshold, im hellen Lichte sich mehr und mehr zurechtfindend, unweit der Götzeneiche auf einander trafen.

Jeder glaubte Roswitha verloren!

Jeder war gegen den Andern im grimmigsten Zorne entlodert.

Ohne viel der Worte zu machen, schwang Orsshold seine Streitkolbe, Wittaborn sein blitzendes, weit berühmtes Schwert, und Schilde und Angriffswaffen gehoben, schritten sie zum Zweikampf racheheischend heran.

Da neigte sich der gefürchtete Eichbaum über die kleinere Waldung ordentlich herüber, als wolle er mit Drachenarmen nach den Kämpfenden greifen.

Ein Wunderzeichen ahnend, blieben sie still und senkten ihre Waffen.

Urplötzlich schmetterte der gewaltige Stamm viele andere Stämme seitwärts und unter sich nieder, und lag wie ein gefällter Riese am Boden, die zwei Fechter trennend.

Orshold und Wittaborn wankten zurück, als sey aus Walhall ein Götzenbild auf die Erde herab gedonnert.

Da trat ein hoher Greis herzu,
Der hielt eine Axt in der nervigen Rechten,
Und mit Staunen und mit Entsetzen
Starrten ihn die Ritter an. —

Endlich zur Frage ermannte sich Wittaborn:

„Wer seyd Ihr?“ rief er, „und was treibt Ihr hier? Und wer sendet Euch?“ —

Und freundlich kam die Antwort zurück:

„Den, der mich sendet, kennt Ihr noch nicht;
Ich aber bin Bonifacius,
Der Christenpriester,
Und gern bericht' ich Euch,
Was ich treibe.
Gemüht hab' ich mich
Die ganze Nacht,
Die Götzeneiche
Hier zu fällen.
Nun, Gott sey Dank!
Es ist gelungen!
Am Boden liegt sie,
Wie Ihr seht.“

Das Grauen von der unerhörten That streckte sich in lähmender Todeskälte über der Ritter Zunge und Glieder.

Aber ihre Blicke funkelten rachedrohend, und schon begannen ihre Arme die Waffen gegen den Greis zu richten.

Der aber fuhr, als gehe ihn das gar nichts an, voll gelassener, demüthiger Siegesheiterkeit in seiner Rede fort:

„Und nun ist es zu Ende
Mit all dem bösen Spuk,
Der Euch in Angst und Harnisch
So oftmals hat gejagt.
Und auch die schöne Jungfrau,
Roswitha, ist gerettet,
Und harrt dort in der Felskluft
Ruhig das Ende ab.“

„Roswitha!“ stammelte Orshold, „Roswitha!“ Held Wittaborn! und nach einem tiefen Sinnen erwachen Beide wie aus Einem Munde:

„Lügen kann ja doch ein Mensch unmöglich,
Der da aussieht, Greis, wie Du.“

„Nein, lieben Kinder! das kann ich freilich nicht,“ entgegnete der freundliche Bonifacius.

„O, Du mußt ein Himmelsbote seyn,
Du hochgewalt'ger Held!“

Also rief Wittaborn, und er und sein Gefährte sanken in die Kniee.

Und lächelnd sprach Bonifacius:

„Es ist wohl etwas dran, mit
Dem Himmelsbotenamt!
Doch in den Staub Euch neigen
Vor mir — das müßt Ihr nicht.
Vom Himmel kam die Hülfe;
Den Ein'gen betet an!

Die Ritter thaten nach seinem Gebot, und so blieben sie alle Drei eine Weile still beisammen.

Dann richtete Bonifacius seine neuen Freunde in seinen Armen empor und führte sie unter anmuthigen, das Höchste mit lieblicher Kindeseinfalt vorbereitenden Gesprächen, der Felsenkammer zu, wo Roswitha noch im erquicklichen Schlummer lag.

Wie eine zarte, vom Morgenhauch leise gefächelte Rose athmete und blühete sie aus dem frischen Moosgrunde auf.

Liebkosend spielten um sie die ersten Lichter der aufgehenden Sonne.

In feiernder Bewunderung der reinen Schönheit versunken, standen Wittaborn und Orsholo schweigend da; Bonifacius aber faltete die Hände zum stillen, wortlosen Gebet, und dankte dem Schöpfer für sein holdblühendes Geschöpf.

Da kam das gute Pferd Silber mit freudigem Wiehern herbei getrabt, und von dem wohlbekannten Klange erwachte Roswitha lächelnd. —

„Ach sieh da,“ sprach sie, und streckte die schönen Arme dem Bräutigam und dem Bruder entgegen, „so, gerade so, haben es mir die hellblanken Flügelkinder verheißen, die im Traume mit mir spielten.“

Die Stimmen über den Werth der Sage des Predigers waren sehr getheilt, den Damen hatte Einzelnes daraus gefallen, die Männer aber erklärten sich eben so entschieden gegen die etwas großsprecherischen und nicht handelnden Helden, als gegen süßlich mystische Tendenz des Ganzen.

Ende des dritten Bandes.

Fortsetzung
von
Abendländische

Tausend und eine Nacht

oder
die schönsten Mährchen und Sagen
aller
europäischen Völker.

Zum ersten Male gesammelt und neu bearbeitet
von
J. P. Lyser.

Mit 30 Bildern nach Originalzeichnungen des Herausgebers.
15 Bde.

Neue Folge in vier Bändchen.
Viertes Bändchen
mit 1 Abbildung.

Meissen,
bei F. W. Goedsche.
1840.

4.



Die Braut.

Einhundert und eine Nacht.

Ein Mährchen- und Sagen-Strauß

gesammelt und erzählt

von

J. P. Lyser.

Vier Bändchen mit vier Abbildungen.

Viertes Bändchen.

Meissen,
bei F. W. Goedsche.
1840.

Druck von Fr. Rückmann in Leipzig.

Drei und achtzigste Nacht.

Eugen hatte geschrieben, er war wohlbehalten in der Residenz angelangt und von dem Fürsten auf die huldvollste Weise empfangen worden. Alle, die ihn früher gemieden und verdammt hatten, bemühten sich jetzt eifrigst um seine Gunst, und suchten ihn zu überreden, daß sie nie an seiner Unschuld gezweifelt hätten. „O wie widern diese herzlosen, glattzüngigen Larven mich an" — schloß der Brief — „wie fühl' ich mich hier so ängstlich und gebunden, wo ich gezwungen bin, alles für Schein zu halten und selbst nur zu scheinen. — Bei Ihnen war der Gefangene frei, hier ist der sogenannte Freie ein armer Gefangener. Doch Sie dürfen darauf gefaßt seyn, mich bald wieder bei sich zu sehen, denn fest steht mein Entschluß, die Residenz wieder zu verlassen."

Alle waren sehr erfreut über diesen Brief, Henriette erröthete, so oft ihr Auge den scharfen Blicken ihres Vaters begegnete. —

Das Loos zu erzählen traf an diesem Abend den Herrn von Werthen, und er begann den nachfolgenden Schwank von Hans Sachs vorzutragen:

Der einfältige Müller mit den Spitzbuben.

Vor kurzer Zeit ein Müller war
In Sachsenland, einfältig gar.
Auf einer Einödd lag seine Mühl,
An einem Bächlein frisch und kühl.
Der wohnt in seiner Mühl' allein,
Selbander mit dem Weibe sein,
Und mahlte emsig Tag und Nacht,
Viel Baarschaft er zusammenbracht';
Denn er das trieben hat viel Jahr.
Das nahmen etliche Spitzbuben wahr,
Der'n in Sachsen sind gar viel,
Die sich allein mit falschem Spiel
Und and'rer Trügerei ernähren,
Die Einfältigen Mores lehren.
Nun diese hatten erspähet recht:
Daß gar hatt' weder Magd noch Knecht
Der alte Müller obgemeld't,
Und wär' doch reich an baarem Geld'.
Der'n schlugen sich dreizehn zusammen,
Ein seltsame Schalkheit sie vornahmen.
Ihr'r vier schickten's bei Nacht hinaus
Zu der Mühl'; da war hinterm Haus
Ein öder Keller, und davor
War auch weder Thür noch Thor.
In den so legten diese Vier
Ein' Tonne gutes Torgisch Bier.

Nachdem schlichen's hinter die Mühl',
Da stund ein kleiner Wasserpfühl,
Darein warfen sie also frisch
Ein' Karpfen und vier and're Fisch.
Früh rüst'ten sie sich auf die Bahn.
Die Zwölf barhaupt und barfuß gingen,
In Mänteln und in allen Dingen
Mit ganz demüthiger Geberd',
Als die zwölf Apostel auf der Erd'.
Der Dreizehnte, ein langer Mann,
Einen schönen braunen Rock hatt' an,
Als ob er unser Herrgott wär'.
So gingen s' geistlich verstellet her
Und traten zu der Mühl hinein,
Darin der Müller war allein.
Der Herr grüßt sie laut überaus
Und sprach: „Der Fried' sey diesem Haus!
„Mein Müller, zu Dir kehr' ich ein
„Und die lieben zwölf Jünger mein,
„Mit Dir zu essen, zu haben Ruh,
„Darum richt uns zu essen zu,
„Ich will Dir's zahlen gar reichlich,
„Durch meinen Segen reich machen Dich."
Der Müller, sich der Red' entsetzt,
Fing doch ein Herz und sprach zuletzt:
„Mein Herr, ich hab' nichts Guts zu essen."
Er sprach: „Das hab' ich wohl ermessen.
Geh, Petrus, bald hinter der Mühl'

Zu seinem tiefen Wasserpfühl'.
Uud greif' darin in meinem Namen
Mit diesem großen Fischhamen,
Und ein gut Essen Fisch uns fang."
Der Müller zum Herrgott sagte bang':
„O Herre! auf die Treue mein
Es kam fürwahr kein Fisch nie d'rein;
Es sind nur lauter Frösch darin."
Der Herr sprach: „Petrus, geh' Du hin,
Und Du, Müller, gehe auch mit,
Du glaubst doch sonst mein'n Worten nit."
So gingen sie zum Pfühl beidsammen;
Petrus schlug drein seinen Fischhamen,
Fing bald 'nen Karpfen oder drei
Und dergleich' and're Fisch dabei. —
Der Müller hoch verwundert gar
Und wußt' nicht wie den Dingen war,
Nahm die Fisch' und trug sie hinein,
Hieß sie bereiten die Frauen sein.
Die that's bald und sott die Fisch.
Der Müller setzte sie zu Tisch,
Und legt' ihnen auf weißes Brot,
Und was sonst zu dem Tisch war Noth.
Der Herrgott sprach: „O Müller mein,
Bring' uns Bier aus dem Keller Dein."
Der Müller sprach: „O liebe Herrn,
Wein und auch Bier, das ist mir fern.
Als ich hier saß, in vierzig Jahr,

Kein Trank im öden Keller war,
Allein in dieser Gruben
Durch den Winter lang Kraut und Rüben."
Der Herrgott sprach: „Du glaubest nit,
Denn was Dein' Hand greift und Auge sieht;
Geh' in den Keller in meinem Namen,
Stich das Bier an uns allzusammen,
Und bring' uns dessen viel und genug!"
Der Müller nahm bald einen Krug,
Ging in den öden Keller schier,
Darin fand er 'ne Tonne Bier,
Entsetzt sich d'rob; nun glaubt erst er,
Daß dieser unser Herrgott wär',
Stach an das Bier, und trug es auf.
Da aß und trank der Jüngerhauf.
Müller und Müllerin freut sich sehr:
Daß ihr Gast Gott unser Herr,
Mit den zwölf lieben Jüngern sein.
Sie trugen auf und schenkten ein,
Waren gleich in Wunder verstürzt.
Nun, daß ich's mach' auf das kürzt',
Als sie nun das Mahl gessen hatten,
Das Gratias sie beten thaten;
Das Tischtuch man aufhub darnach.
Der Herrgott zu dem Müller sprach:
Nun trag Du Deinen Schatz herein,
So will ich Dir den Segen mein,
Darüber sprechen, durch mein Ehr',

Auf daß er sich dreifältig mehr,
Daß Du dabei gedenkest mein.“
Der Müller lief und bracht' herein
Zu dem Herrgott auf seinem Nack,
Dreihundert Gulden in 'nem Sack,
Die schüttet er aus auf den Tisch,
Er war gar freudenreich und frisch.
Die Müllerin der Herrgott anred't:
Ob sie nicht auch ein Schätzlein hätt'?
Daß sie dasselb' auch brächt' herein,
Er wollt' ihr auch das segnen fein,
Daß sein auch würd' noch dreimal mehr.
Die Müllerin mit Freuden sehr
Sprach: „Wart', mein Herr!“ und trollt' hinaus
Hinter die Mühl' und grub da aus
Einen Topf voll guter Blappart *),
Die sie erkratzet und erspart
Hinter dem alten Müller hatt',
Den sie auch hinein tragen that,
Und auf denTisch ihn schütten war,
Bei achtzig Gülden also baar.
Nachdem da stand der Herrgott auf
Vom Tisch, und auch der Jünger Hauf',
Und rüst'ten sich auf die Hinfahrt.
Und der Herrgott sich stellen ward
Zum Tisch, als wollt er sprech'n den Segen,

*) Alte Groschen.

Ueber das Geld, doch gar verwegen
Sanct Peter hielt auf den Mantel sein,
Der Herrgott streift ihm's Geld darein
Und lief mit zu der Mühl' hinaus;
Nachdem liefen auch alle aus,
Die Jünger samt ihrem Herrgott.
Der Müller befand sich halb todt,
Stund als ein Pfeifer an der Stadt,
Der einen Tanz verderbet hat,
Schrie nach und auch die Müllerin:
„Wo wollt Ihr mit unserm Geld' hin?“
Der Herrgott schrie zu ihn'en: „Ihr Frommen,
Harr't unser, bis wir wiederkommen;
Dann wird's Geld's dreimal so viel.“
Also standen sie Beide still,
Wußten nicht, was sie sollten thun;
Die Schölk aber liefen mit dem Geld fort nun.
Der Müller und die Müllerin
Waren schier beraubt ihrer Sinn',
Hatten zu dem Schaden den Spott,
Meinten, sie hätten berathen Gott,
Und der Teufel hatte sie überlist.

Alle fanden die Sage höchst drollig, und der Prediger bemerkte: „Die Moral derselben findet auch noch heute ihre Anwendung, besonders wo die Muckersecte die Hand mit im Spiele hat.“

Vier und achtzigste Nacht.

Heute erzählte der Arzt:

Das Mährchen vom Wehrwolfe.

Kurz nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges erschien in einer der rauhesten Gegenden des Harzwaldes ein hoher, finstrer Mann, mit drei holden Kindern, zweien Knaben und einem Mägdlein, von dem die Sage ging, er sey ein vornehmer ungarischer Edelmann, welcher aus seiner Heimath daher geflüchtet sey, eines an seinem Weibe und einem Priester verübten Doppelmordes halber. Sein Weib sollte nämlich mit jenem Priester in verbotener Liebe gelebt, und der beleidigte Gatte, sie mit ihrem Buhlen überraschend, Beide auf der Stelle erschlagen haben.

Es mochte wohl etwas Wahres daran seyn, denn das Wesen des Fremden sprach die tiefste Schwermuth und zugleich innern Zorn aus. Er lebte einige Zeit still und eingezogen in einem dem Grafen von Stollberg gehörigen Dorfe unfern der Stadt Wernigerode, und da fanden denn die Leute genugsame Gelegenheit zu bemerken, wie hart und rauh der Fremde mit seinen Kindern verfuhr, und am rauhesten mit dem holden Mägdlein, welches damals kaum drei bis vier Jahre zählen mochte; die Knaben waren um einige Jahre älter.

Nach einigen Monden erfuhr man plötzlich, daß der Fremde von dem Grafen Stollberg=Wernigerode zum Waldhüter des großen Waldes am Fuße des Brocken oder Blocksberges angenommen sey, und wie er sich selber erboten habe inmitten des dichtesten Waldes mit seinen Kindern zu wohnen, um so besser den Wald hüten zu können. Der Graf ließ ihm an dem von ihm selbst gewählten Platz ein festes steinernes Haus bauen, und kaum daß es fertig war, so zog der Fremde mit seinen Kindern hinein.

Gar viele fromme Leute entsetzten sich darüber, denn wohl keine Gegend des Harzgebirges war von jeher so verrufen, als eben der Wald, wohinein der Fremde gezogen. Niemand beneidete ihn um sein Loos, und um alle Schätze der Erde würde kein Harzbewohner mit ihm getauscht haben.

Dem Fremden schien es aber eben recht zu seyn, daß er den größten Theil des Jahres über keinen andern Menschen erblickte, denn viele Meilen weit im Umkreise des Waldes fand sich keine Spur einer menschlichen Wohnung.

So lebte der finstre Fremde wieder einige Jahre im Walde, erlegte Wölfe, Luchse und Füchse Jahr aus Jahr ein, und ließ sich nicht anders unter den Menschen blicken, als wenn er in das nächste Dorf wanderte, um dort die nothwendigsten Dinge für seinen Haushalt einzukaufen, was des Jahres höchstens zweimal geschah. Seine Kinder aber wuchsen heran,

ohne daß sie irgend einen andern Menschen gesehen hätten, als ihren Vater, und diesen fürchteten sie mehr, als sie ihn liebten.

Es war gerade zu Anfang des dritten Winters, welchen der Fremde mit seinen Kindern im Walde verlebte, als sich einst um Mitternacht dicht vor dem Hause ein solch gräuliches Wolfsgeheul hören ließ, daß die drei Kinder entsetzt aus dem Schlafe auffuhren und sich zitternd an einander drängten.

Das gräßliche Geheul tönte immer fort und fort, und immer schrecklicher, je länger es währte, und dazu tosete die Windsbraut um das Haus, und aus hoher Luft klang es wie Hörnerschall, Rüdengebell und wildes Jagdgeschrei, so daß die Kinder sich vor Angst nicht zu lassen wußten.

Recht seltsam aber war es wohl, daß der Vater ruhig fortschlief, obgleich er sonst von dem leisesten Geräusch aus dem Schlafe erwachte.

Herrmann, der älteste Knabe, wollte hingehen und ihn wecken, aber Karl, der jüngste, so wie die kleine Melanie, hielten ihn zurück, denn sie fürchteten des Vaters Zorn, wenn er ohne seinen Willen aus dem Schlafe erweckt würde, und so mußten sich denn die armen Kinder entsetzen und fürchten, bis endlich der Morgen anbrach, wo der Wolf zu heulen aufhörte, und wie die Kinder deutlich vernahmen, auf dem hartgefrornen, knisternden Schnee davon trabte.

Die Kinder meinten, sie hätten jetzt alle Angst

überstanden, und sagten daher dem Vater nichts. Aber in der folgenden Nacht heulte der Wolf noch viel ärger, und in der dritten Nacht hob er sich sogar dicht an dem Hause auf den Hinterläuften in die Höfe und schaute heulend zum Fenster herein mit gräßlich funkelnden Augen und weit offnem, blutrothem Rachen, und die Kinder sahen jetzt, daß der Wolf schneeweiß war.

Jetzt vermochten die armen Kinder nicht mehr das Entsetzen zu ertragen. Laut schreiend sprangen sie von ihrer Lagerstätte auf zu der des Vaters hin und erweckten ihn.

Der Vater erwachte auf das Geschrei der Kinder, erblickte den Wolf am Fenster, sprang auf, riß sein Gewehr von der Wand herab und eilte aus dem Hause, dem ältesten Knaben gebietend, hinter ihm die Thüre fest zu verriegeln.

Die Kinder sahen, daß, wie der Vater hinaus in's Freie trat, der Wolf vom Fenster abließ und im hellen Mondenschein dem Dunkel des Waldes zutrabte; rüstig und kühn folgte ihm der Vater nach und bald waren Beide den Augen der zitternden Kinder entschwunden.

Wladislav, dies war der Name des Fremden, eilte dem Wolfe unverdrossen nach durch Moor und Dickicht, durch Schluchten und bergauf, denn gar zu gern hätt' er das schöne Thier, welches um seiner schneeweißen Farbe willen wohl zehnfachen Werth für ihn hatte, erlegt. Aber obgleich das Thier durchaus nicht ängstlich

vor ihm ausriß, so konnt' er selbem doch nicht so nahe kommen, als daß er hoffen durfte, sein Gewehr möge es erreichen.

Doch er verlor den Muth nicht, sondern folgte immerfort dem Wilde. Endlich meinte er fast, jetzt müsse der Wolf ihm schußrecht seyn, da bog der Wolf plötzlich um eine Felsecke, und verschwunden war er, so daß es dem eifrigen Jäger ferner nicht möglich war, auch nur die mindeste Spur wieder aufzufinden.

Mißmuthig wandte er sich, um den Rückweg nach seiner Behausung anzutreten. Er hatte sich bei seiner vergeblichen Jagd ziemlich hoch verstiegen und fand nur mit Mühe den Heimweg wieder.

Nach einigem Wandern gelangte er auf einen freien Platz mit mächtigen Felsbrocken übersäet, da hörte er plötzlich hinter sich aus dem Walde ein Jägerhorn ertönen, und er erkannte alsobald, daß es der allen Waidmännern verständliche Nothruf sey. Er stand still und erwiederte, indem er die hohle Hand vor den Mund hielt, mit lauter Stimme den Ruf.

Und nicht lange währte es, so trat aus dem Waldesdunkel ein stattlicher ältlicher Mann von edlem ritterlichem Ansehen, an seiner Hand eine jugendliche Frauengestalt führend; er näherte sich dem Jäger und fragte ihn, ob er hier der Wege kundig und im Stande sey, ihn und seine Tochter zu der nächsten menschlichen Wohnung zu geleiten, eine große Belohnung wolle er ihm im voraus zugesichert haben.

„Ihr habt Euch an den Rechten gewandt," versetzte Wladislav, „dankt es Eurem guten Glücke und dem Wolfe, auf welchen ich eine vergebliche Jagd anstellte, daß Ihr mich zu solch ungewöhnlicher Stunde hier treffen konntet. Aber noch wunderbarer ist wohl Euer Hierseyn in dieser starren Wildniß, zu solcher Jahreszeit und solcher Stunde mit dem zarten Frauenbilde da — Ihr müsset Euch arg verirrt haben."

„Wir sind Flüchtlinge," sprach der alte Rittersmann; „mächtige Feinde zwangen uns, unser Vaterland, Polen zu verlassen, und selbst bis in dieses Land verfolgen uns gedungene Späher und Mörder, so daß wir vorerst nur in der tiefsten Einsamkeit Sicherheit zu finden hoffen dürfen."

Da leuchtete Wladislav's Auge, und er versetzte: „So Ihr Flüchtlinge seyd, heiß' ich Euch als Unglücksgefährten willkommen, und suchet Ihr sichere Verborgenheit, so findet Ihr die in meiner Behausung, und es steht bei Euch, ob Ihr meine Gäste seyn wollt und auf wie lange."

Mit großer Freude nahm der alte Ritter das Anerbieten Wladislav's an und alle Drei schritten, das Fräulein zwischen beiden Männern, der Behausung des einsamen Försters zu.

Die drei Kinder hatten in dem einsamen Hause lange vergeblich der Rückkehr des Vaters geharrt und waren endlich, dicht zusammengedrängt, darüber eingeschlafen. Jetzt erweckte sie das Pochen und Rufen

Wladislav's von außen. Herrmann sprang alsobald auf, zündete eine Kienleuchte an und eilte hinaus, die Thür zu öffnen und den Vater einzulassen.

Nicht wenig verwunderten sich die Kinder über die fremden Gäste, welche der Vater mitgebracht hatte. Die kleine Melanie aber entsetzte sich fast vor dem fremden Mädchen und duldete nur zitternd deren Liebkosungen, und doch war das Mädchen sehr schön; sie war hoch und schlank gewachsen, hatte schönes blondes Haar, feurige, braune Augen und eine schneeweiße Haut; nur ihr Mund schien etwas zu breit, aber sie ließ, wenn sie sprach, die herrlichsten Perlenzähne sehen, und ihre Kleidung zeigte, daß sie eine gar vornehme Dame seyn müsse, denn ihr Gewand, aus der feinsten weißen Wolle gefertigt, war reich mit dem kostbarsten weißen Pelzwerke verbrämt.

Der alte Ritter aber war ihr Vater und er nannte seine Tochter Lupina.

Der Erzähler wurde hier durch das Rasseln eines Wagens unterbrochen, ein Posthorn schmetterte lustig darein; der Wagen hielt, und nach einigen Minuten meldete eine Ordonnanz dem Obersten die Ankunft des Grafen Eugen von Lindheim.

Freudig erhob sich der Oberst, um selbst hinab zu gehen, und seinen ehemaligen Gefangenen einzuladen, von seiner alten Wohnung wieder Besitz zu nehmen.

Er kehrte bald im Triumph mit ihm zurück, und es

darf wohl nicht erst gesagt werden, mit welcher herzlichen Freude Eugen von seinen Freunden begrüßt wurde. An's Mährchenerzählen wurde natürlich für heute nicht weiter gedacht, indem der Oberst, als der erste Willkommen vorüber war, es sich nicht nehmen ließ, Ludwig und Eugen einander vorzustellen. Es gewann schon im Laufe dieses Abends den Anschein, als würden beide junge Männer einander bald lieb und werth gewinnen.

Fünf und achtzigste Nacht.

Als heute sich alle im Saale eingefunden hatten, nahm der Arzt den Faden seines gestern abgebrochenen Mährchens wieder auf, und erzählte, wie folgt:

(Fortsetzung des vorigen Mährchens.)

Einige Wochen lang lebten der alte Ritter und die schöne Lupina schon in dem Hause des Waldhüters und Wladislav verlor seinen finstern Trübsinn ganz und gar, und wurde fast heiter und guter Dinge, als er merkte, daß Lupina, zu welcher er allsogleich eine große Liebe empfunden hatte, ihn auch nicht ungern zu sehen schien. Endlich wußte er gewiß, daß sie ihn liebe, und als der alte Ritter gegen das Ende der siebenten Woche sagte,

daß er nun davon ziehen wolle, weil er zuverlässig wisse, daß in der Heimath sich für ihn alles glücklich gestaltet habe, da fassete Wladislav sich ein Herz, sagte dem alten Ritter, wer er eigentlich sey, zeigte ihm seinen geheimen Schatz, welchen er aus dem Ungarlande mit hergebracht hatte, und hielt schließlich um die Hand der schönen Lupina an.

Der alte Ritter schwieg eine Weile, dann fragte er seine Tochter, ob sie den edlen Magnaten Wladislav zum Gemahl wolle und gesonnen sey, die Einsamkeit des Waldes mit ihm zu theilen? (denn daß er in seinem Walde auch ferner verbleiben wolle, hatte der Werber bestimmt erklärt.) Lupina beantwortete die Fragen ihres Vaters alle mit „Ja."

Da sprach der alte Ritter zu dem Werber: „Es sey darum, ich will Dir meine Tochter zum Weibe geben, da ich aber sogleich fortzuwandern gedenke, so verlange ich, daß Eure Vermählung hier auf der Stelle vollzogen wird."

Wladislav entgegnete: „Das ist wohl nicht möglich, denn mindestens eine starke Tagewanderung ist es bis zum nächsten Orte, wo ich einen Priester finden mag, und wohl drei Tage könnten vergehen, bevor ich ihn daher brächte."

„Ei, was Priester!" rief der alte Ritter, „ich habe Dir's gesagt, meine Angelegenheiten verlangen Eile und lassen es nicht zu, daß ich drei Tage und wohl noch länger auf einen trägen Glatzkopf harre. Doch ich weiß ein

Auskunftsmittel, mir als Vater der Braut steht es nach der Sitte unseres Vaterlandes frei, bei solcher Gelegenheit die priesterliche Handlung zu vollziehen; willst Du's also, so will ich Euch im Namen des Waldgeistes zusammengeben, und Du magst sicher seyn, daß mein Segen Euch so fest — wo nicht fester! — an einander kettet, als nur immer der Segen eines Pfaffen es vermag."

Wladislav war wohl damit zufrieden, nur bedünkte es ihn seltsam, daß der alte Ritter ihn und seine Tochter im Namen des Waldgeistes und nicht im Namen Gottes zusammengeben wolle, und er äußerte dies dem Alten.

Der aber sprach: „Zum Teufel! ich gebe Euch im Namen des Waldgeistes zusammen, weil Ihr hier im Walde leben werdet, und Ihr also des besondern Schutzes desselben bedürft, damit Euch kein Unheil widerfahre; so ist's Sitte in meinem Vaterlande Polen, und ich habe Dir schon gesagt, daß ich Euch nach dieser Sitte trauen will, auf andere Weise hätte mein Bündniß keine Kraft. Bist Du ein Pfaffenknecht und hast Du einfältiges Bedenken dawider, so ist's mir auch recht, aber dann geht Lupina sogleich mit mir von dannen, denn beim Geist der Hölle! ich werde sie nicht anders, denn als Dein angetrautes Weib bei Dir zurücklassen!"

„Nun, so mach' es, wie Du willst, und traue uns, auf wessen Namen Du Lust hast," sagte Wladislav, „denn Lupina darf mich nicht verlassen."

Alsofort begann der alte Ritter die Trauung, er zog zwei eiserne Fingerringe aus der Brusttasche hervor und gab einen dem Bräutigam und einen der Braut — sodann murmelte er einige Worte in einer ganz fremden Sprache, und endlich mußte der Bräutigam bei dem Namen des Harzgeistes schwören, sein Weib Lupina hoch und heilig zu halten, sie einzig zu lieben, vor jeder Gefahr sie zu bewahren, und nimmer ihr je ein Leid zuzufügen. Bräche er diesen Schwur, so solle aller Fluch des Himmels über ihn und seine Kinder herabkommen und an ihnen in Erfüllung gehen, und ihre Gebeine sollten dereinst unbegraben in einer Wildniß bleichen.

Wladislav schauderte vor diesem gräßlichen Schwur, doch sprach er ihn nach, aber sein Herz war so beklommen, daß er es nicht bemerkte, wie von der Braut kein anderer Schwur gefordert wurde, als der: ihren Gatten und dessen Kinder nun und nimmer mehr zu lassen.

Die Trauung war damit zu Ende, daß der Alte das Brautpaar im Namen des Waldgeistes einsegnete. Die drei Kinder in einem Winkel des Stübchens zusammengedrängt, hatten furchtsam alles mit angesehen und angehört; als der Vater den gräßlichen Schwur sprach, fing die kleine Melanie bitterlich an zu weinen, doch ein entsetzlicher Blick aus den Augen der Braut ließ sie verstummen.

Als die Feierlichkeit vorüber war, rüstete sich der

alte Ritter zum Aufbruch, das junge Ehepaar geleitete ihn bis an den Ausgang des Waldes, die Kinder mußten wie immer in dem verschlossenen Hause zurückbleiben.

Als sie nun so allein saßen, da sprach die kleine Melanie: „Ach, Ihr lieben Brüder, jetzt ist es wohl gewiß, daß wir nicht lange mehr beisammen leben werden. Die neue, schöne Mutter wird uns tödten! — ach, wer hilft uns armen Kindern, da der Vater es nicht weiß, wie böse die neue, schöne Mutter ist."

Da erinnerte sich Herrmann, daß er als ein ganz kleines Knäblein von seiner Wärterin gelernt habe, in allen Nöthen zum himmlischen Vater zu beten; er erzählte dieses seinen jüngern Geschwistern und lehrte sie, was er von seinem Abendgebete noch wußte. Da knieten alle drei Kinder mitten in die Stube hin, und beteten, was sie eben konnten, und als sie nichts mehr wußten, da hielten sie doch noch immer die Hände gefaltet und weinten zum Himmel auf.

Es war wohl seltsam, daß, seit die Fremden in dem Hause des Waldhüters wohnten, das nächtliche Wolfsgeheul vor dem Hause gänzlich aufgehört hatte. Auch hatte der weiße Wolf sich nicht wieder erblicken lassen, so sehr Wladislav solches wünschte, denn er hätte das seltene Thier gar zu gern erlegt.

In der siebenten Nacht aber nach der Trauung und dem Weggange des alten Ritters erhob sich wieder ein gräßliches Wolfsgeheul dicht vor dem Fenster der Stube, wo alle schliefen. Die Kinder erwachten

sogleich, sie wagten es aber nicht, sich zu regen, aus Furcht vor der bösen Mutter, sondern blinzelten nur ganz verstohlen. Da sahen sie beim Lichte des Mondes, der hell in's Zimmer schien, wie die Mutter Lupina sich leise von dem Lager erhob, sorgfältig lauschte, ob der Vater auch fest schliefe, sodann zu dem Lager der Kinder schlich, welche — selbst wußten sie nicht warum, alle drei sich fest schlafend stellten, als hätten sie es mit einander verabredet, was doch nicht der Fall war.

Als nun Lupina sich überzeugt hielt, daß die Kinder fest schliefen, so warf sie ihr pelzverbrämtes Gewand über, eilte aus dem Zimmer und — wie die Kinder deutlich an dem Entriegeln und Knarren der Thüre hörten, aus dem Hause.

Alsobald verstummte das Wolfsgeheul draußen, und als die Kinder aus dem Fenster blickten, sahen sie im Mondenschein zwei Wölfe über den Schnee dahin traben, dem Dunkel des Waldes zu, und der eine Wolf war grau, der andere aber war ganz weiß, „so weiß, wie die Mutter," sagte die kleine Melanie.

Melanie und Karl wollten den Vater wecken, Herrmann aber sagte: „Nein, lasset mich machen!"

Und damit stand er auf, kleidete sich an, nahm von der Wand des Vaters scharf geladene Kugelbüchse und eilte hinaus, den Wölfen nach. Er hatte aber seinen Geschwistern zuvor gesagt, daß sie sich ganz still verhalten sollten.

Kurze Zeit, nachdem Herrmann das Haus verlassen hatte, hörten Karl und Melanie im Walde einen Schuß fallen und Melanie rief: „Gewiß hat er sie getroffen;“ als aber Karl fragte, wen, wollte sie es nicht sagen, sondern fragte ihn statt dessen nach einer Weile: Ob er wohl bemerkt habe, daß die Mutter bei Tische fast gar nichts und nur mit sichtlichem Widerwillen genösse, dagegen in der Küche, bei Zubereitung der Speisen oft große Stücke rohes Fleisch verstohlen und hastig verschlänge, und als Karl sagte, daß er das Letztere nicht bemerkt habe, schloß Melanie: „Aber ich habe es gesehen, und weil die Mutter das weiß, hasset sie mich so sehr.“

Als die Kinder noch so sprachen, kehrte plötzlich die Mutter zurück, aber die Kinder entsetzten sich, denn Gesicht und Hände der Mutter waren voll Blut, und sie ging lahm. Sie machte Feuer im Kamine an, wusch Gesicht und Hände mit Wasser, welches sie sodann sorgfältig fortschüttete, und begann sodann ihr rechtes Bein zu verbinden, an welchem Karl eine große Wunde sichtlich von einem Schusse aus einem Feuerrohr herrührend erkannte.

Sodann löschte sie das Feuer wieder, entkleidete sich und legte sich an die Seite des Vaters nieder, wo sie bald darauf entschlief.

Die Kinder aber konnten nicht einschlafen, sie harrten ängstlich, bis es Tag wurde, daß ihr Bruder zurückkehren solle. Aber Herrmann kehrte nicht zurück.

Als der Vater erwachte, vermißte er seinen ältesten Knaben sogleich — und fragte seine Frau und die zitternden Kinder, ob sie wüßten, wo Herrmann sey. Die Mutter wußte von nichts, wie sie sagte, Melanie zitterte und weinte, so daß sie nicht reden konnte, Karl jedoch faßte sich ein Herz und erzählte von dem schrecklichen Wolfsgeheul in der Nacht, und daß Herrmann hinausgegangen sey mit des Vaters Büchse, um den Wolf zu erlegen. — „Der thörichte Bube!" rief Lupina lachend, der Vater aber erschrak mächtig, riß noch ein Gewehr von der Wand und eilte hinaus.

Lupina, als sie mit den Kindern allein war, sah sie an mit schrecklichem Blicke und sprach: „Hütet Euch, dem Vater Eure thörichten Einbildungen auszuplaudern, es würde Euch sonst ergehen, wie Euerm vorwitzigen Bruder."

Die Kinder fragten ängstlich, wie es ihrem Bruder Herrmann ergangen wäre; aber indem trat der Vater wieder ein, und er trug den zerrissenen Leichnam seines ältesten Knaben und sprach finster: „Es ist gekommen, wie ich fürchtete, der Wolf hat den kecken Knaben, der ihn erlegen wollte, zerrissen."

Er war den Tag über sehr traurig, so sehr auch Lupina sich mühte, ihn zu trösten.

Abends grub er hinter dem Hause ein Grab, legte den Leichnam hinein und schüttete das Grab zu.

In der Nacht hörten die Kinder wieder das Wolfs-

geheul, und sahen wieder, wie ihre Stiefmutter aufstand und hinaus eilte aus dem Hause.

Nach einer Stunde kehrte sie zurück und legte sich wieder neben den Vater, zu schlafen.

Am andern Morgen aber, als der Vater hinaustrat, sah er mit Zorn und Schmerz das Grab seines Knaben aufgewühlt und den Leichnam bis auf die Knochen von den Wölfen verzehrt. —

Das Raubthier verfluchend sammelte er die traurigen Ueberreste seines Kindes, begrub sie nochmals, und indem er schwere Felsstücke über das Grab wälzte, schwur er: den Wolf noch zu erlegen, und nicht zu ruhen, bis ihm solches gelungen sey.

Sechs und achtzigste Nacht.

(Schluß des vorigen Mährchens.)

Einige Wochen waren vergangen. Die Kinder, Karl und Melanie, waren sehr traurig, und Melanie weinte oft im Verborgenen um ihren Bruder Herrmann.

Karl war seit jenem Tage ganz furchtlos geworden, und sagte zu seiner Schwester, sie solle sich nicht grämen, er wisse nun wohl, wie der Vater den Wolf gewiß erlegen würde, da weinte aber Melanie nur noch heftiger und sprach: — „Ach, das darf er ja nicht,

denn da werden wir sterben und unsere Gebeine werden unbegraben in einer Wüste bleichen; weißt Du denn nicht, was der Vater hat schwören müssen?"

Aber Karl wußte nichts mehr, als daß der Vater geschworen habe, den bösen Wolf, der den Bruder Herrmann zerrissen, zu tödten, und nicht eher zu ruhen, bis ihm dieses gelungen sey. Melanie schüttelte das Haupt, aber sie sagte nichts mehr. —

Und wieder waren einige Tage vergangen, da gingen eines Morgens Wladislav und Karl in den Wald, um junge Eichenstämme auszugraben.

Um Mittag kehrten sie zurück. — Schon von weitem hörten sie ein klägliches Geschrei in dem Hause, und Karl rief: „O wehe, das ist die Stimme meiner Schwester!" Der Vater hatte sein Feuerrohr am Morgen geladen und es mitgenommen; rasch eilte er dem Hause zu — die Thür war verschlossen, ein Fußtritt sprengte sie, er trat in's Haus, in die Stube, da sah er die arme, kleine Melanie zerrissen am Boden liegen, und neben ihr hingekauert sein Weib Lupina, welche mit Wolfesgier ihre Zähne in den blutenden Leichnam schlug und davon zehrte.

Mit den Worten: „Verfluchtes Blendwerk der Hölle!" drückte Wladislav sein Gewehr auf Lupinen ab; mit einem entsetzlichen Schrei stürzte sie zum Tode getroffen hin, aber o Grausen, als sich der Pulverdampf verzog, gewahrte Wladislav statt des Leichnams seines Weibes den einer großen schneeweißen Wölfin.

Noch starrte er sprachlos und entsetzt das gräßliche Unthier an, da stand plötzlich der alte Ritter neben ihm und fragte mit einer Donnerstimme: „Wo ist meine Tochter?“

Mit verzweifelndem Lachen versetzte Wladislav, auf die todte Wölfin deutend: „Sieh, ob Du dieses Unthier für Deine Tochter erkennst!“

Da rief der Ritter mit Hohngelächter: „Freilich erkenn' ich sie dafür, Du hast eine Wehrwölfin zum Weibe gehabt, zwei Deiner Kinder hat sie getödtet und ihr rosiges Blut getrunken. Aber erinnere Dich, Menschenwurm, was Du geschworen hattest. — Der Fluch des Himmels wird über Dich kommen um dieses Schwures willen, und alles wird erfüllet werden um des Schwures willen!“ Und als er so geredet hatte, verschwand der alte Wehrwolf, denn nichts Anderes war der Ritter. —

Wladislav verließ am selben Tage mit seinem noch lebenden Knaben den Wald, viele Jahre lebten Beide in einem Kloster, der Sohn als dienender Bruder, der Vater als eifriger Büßender. Als Karl erwachsen war, zog er mit seinem Vater in ihre Heimath Ungarn, wo beide Kriegsdienste nahmen, als sich eben die Ungarn zu einem Zuge wider die Türken rüsteten.

Es gab eine furchtbare Schlacht, Wladislav und sein Sohn kämpften wie Helden. Sie fielen Beide — unbegraben blichen ihre Gebeine auf dem Schlachtfelde.

Sieben und achtzigste Nacht.

Heute erzählte Herr von Werthen die nachfolgende Sage:

Der Schmied von Jüterbogk.

(Alt = Thüringisch.)

Es war einmal vor vielen hundert Jahren ein Huf= und Waffenschmied, der hieß Ralph Poltermann, der war ein wahrer Poltermann! — Seine Schmiede lag drei Pfeilschüsse von Jüterbogk, und an derselben war ein geräumiger Garten, worin blos Gras wuchs, und ein einziger Birnbaum stand, der alle Jahre saftige Birnen lieferte.

Ein Leinweber hatte nicht weit davon ein kleines Häuschen und eine alte Scheuer und einen Stall.

Der Leinweber war arm und der Schmied hatte nicht viel, das machte den letztern mürrisch und übellaunig, so, daß er immer einen Gegenstand haben mußte, an dem er seine üble Laune auslassen konnte. Die Schnapsflasche mußte stets gefüllt seyn, sonst war der Teufel bei Ralphen los; er fluchte dann unaufhörlich und schlug sein braves Weib. Ein ganzes Jahr ertrug diese die Mißhandlungen ihres Poltermanns mit der größten Geduld da es aber immer schlimmer

wurde, und der Teufel immer ärger in Ralphens Kopfe rumorte, so beklagte Frau Wecke sich endlich bei dem Prior des Klosters, und der Prior ließ Meister Ralphen rufen, und seit der Zeit war er vernünftiger, und schlug Frau Wecken nie wieder.

Aber schlagen mußte Ralph, sonst konnte er nicht leben; er schaffte sich daher einen großen Hund an, der hieß Raps, und nun mochte passiren, was da wollte, Raps mußte es büßen; hatte die Ziege nichts zu fressen, und schrie, so erhielt Raps eine tüchtige Tracht Schläge; hatte die Katze den Speck gefressen, so erhielt Raps die Strafe für sie. Raps erhielt Schläge, er mochte wachen oder schlafen; wenn er des Nachts munter war, so sagte Ralph: „Warte, ich will Dir den Kitzel vertreiben!“ und Raps bekam den Stock; schlief Raps, so hieß es: „Warte, Faulpelz! — ich will Dir die Faulheit herauspochen!“ — und Raps kriegte wieder Hiebe. Das war so täglich Rapsens Schicksal und der gewöhnliche Lauf in seiner Lebensordnung. Einstmals kam noch im Herbst ein schweres Gewitter; es hagelte, und die Hageln schlugen Blätter und Birnen vom Birnbaum herunter, und der Birnbaum stand nun kahl und nackt da! — Das war Ralphen ein ärgerlicher Vorfall, den Raps abbüßen mußte, so wenig er auch dafür konnte; er schlug den armen Hund gewaltig, und im Unmuth seines Herzens warf er auch noch den Hammer nach Rapsen, traf dessen Stirn und Raps starb nun den Märtyrertod!

Meister Ralph hatte zwei Söhne, einer war 14 Jahre alt und hieß Ruprecht, der andere war 10 Jahre alt, und sein Name war Peter; er hielt sie fleißig zur Schule an, aber noch mehr zur Arbeit. Ruprecht mußte schon den Boßegel schwingen und Peter die Bälge ziehen. Es waren zwei derbe, gute Jungen; sie nahmen den ehrlichen Raps und begruben ihn unter den Birnbaum, und weinten ihm viele Thränen auf sein Grab.

Da der alte Ralph nun den Gegenstand verloren hatte, an dem er sein Müthchen kühlen konnte, fing er bei Ruprechten die Fortsetzung da an, wo er bei Rapsen stehen geblieben war; Ruprecht war ein guter Junge, that seine Pflicht redlich, war willig und fleißig; aber ließ sich bei seiner rechtlichen Denkungsart und in der Ueberzeugung, daß er seine Pflichten redlich erfülle, schlechterdings nicht zu nahe treten; als daher der alte Ralph einmal im Unmuth Ruprechten, der sich auch nicht des kleinsten Versehens bewußt war, einen Hieb versetzte, nahm dieser den Schmiedehammer, ging auf seinen Vater los und rief: „Vater, was hab' ich gethan, daß Ihr mich mißhandelt? — schämt Euch vor Gott und seyd ein Mensch! — rührt Ihr mich noch einmal an, so schmeiß ich Euch mit dem Hammer vor die Platte, daß Ihr das Aufsteigen auf immer vergessen sollt; ich lasse mich ohne Ursache schlechterdings nicht schlagen, das sag' ich Euch!" Der Ton, in dem Ruprecht diese Worte sprach, das feurige

Gesicht desselben und das Aufschwellen aller seiner Muskeln überzeugten den alten Ralph bald, daß mit diesem Jungen nicht zu spaßen sey. Er ließ ihn gehen, aber hatte keine Ruhe, bis Ruprecht das väterliche Haus verließ. Ruprecht kam als Troßbube zu einem vornehmen Ritter; da er Herz und Kraft zeigte und der Ritter ihn auf mancherlei Weise erprobt hatte, so machte er ihn zum Knappen, und von jetzt an war er im Gefolge des Ritters. Bei einer Fehde rettete Ruprecht einmal seinem Herrn das Leben, den er von drei Rittern losmachte, die ihn eben niederhauen wollten. Er wurde auf der Stelle Leibknappe, zog mit ihm in's gelobte Land und liegt in Jerusalem begraben. Ein redlicher Pilger *) aus Jüterbogk kam von Jerusalem zurück, erzählte den Vorfall und brachte der Mutter vier Goldstücke mit, die ihm Ruprecht, ehe er verschied, übergeben hatte, um sie Frau Wecken zu überantworten. Frau Wecke riß sich die Haare aus dem Kopfe, und konnte sich über den Tod ihres Sohnes nicht zufrieden geben; der alte Ralph aber ließ ein Goldstück wechseln und trank Schnaps.

Da nun Ruprecht fort war, so kam die Reihe an Petern, und die Prügelsuppen nahmen bei diesem kein

*) Pilger wurde derjenige geheißen, der aus Andacht und religiösem Glauben, Gott einen Dienst damit zu thun, zu Fuße nach Jerusalem reis'te, um das heilige Grab zu besuchen. Der Pilger trug einen runden Hut und Mönchsrock, und hatte Hut und Gürtel mit Muschelschalen behangen.

Ende. Die Mutter schlug der alte Ralph nicht, aus geheimen Gründen, die nicht bekannt geworden sind; Raps war todt, und Ruprecht hatte das Rauche herausgekehrt und war nicht mehr im Hause; Peter war noch nicht bei Jahren, und sein Körper noch nicht nervig genug, um Widerstand zeigen zu können; und wenn er auch die Kräfte dazu gehabt hätte, so würde er es doch nicht gethan haben, denn seine Grundsätze, die er bei einem alten Pater, der ihm täglich eine Stunde Unterricht ertheilte, eingesogen hatte, ließen das nicht zu.

Peter befolgte die Gebote Gottes pünktlich und übertrat keins; das vierte Gebot war ihm vorzüglich heilig, und so dachte er, besser Unrecht leiden, als gegen die Eltern sich auflehnen. Nur zweimal war er seinem Vater ungehorsam, und weder Schläge, noch die fürchterlichsten Drohungen vermochten ihn hier, seines Vaters Willen zu befolgen. Der alte Ralph hatte sich mit seinem Nachbar, dem Leinweber, über eine Kleinigkeit überworfen, und da ihm das Schlagen zur Gewohnheit geworden, so hatte er dem Leinweber eine solche Last Schläge — ohne alle Ursache — aufgeladen, die derselbe nicht gemeint war, ungerochen zu ertragen. Der Leinweber klagte, und Ralph behauptete, daß ihn der Leinweber durch Schimpfen zu den Schlägen gezwungen habe, und berief sich nun auf seinen Sohn Peter. Der Zeuge wurde zwar wegen Verwandtschaft und Unmündigkeit verworfen; allein im nächsten Termine mußte der Schmied Petern mit zur Stelle brin-

gen. Der alte Ralph instruirte nun Petern, was er sagen solle; aber Peter war durch keine Drohungen und die ärgsten Mißhandlungen nicht dahin zu bringen, den Willen seines Vaters zu befolgen; sein letztes Wort blieb stets: „Du sollst nicht falsch Zeugniß reden wider Deinen Nächsten!“ — und Ralph mußte dem Leinweber Abbitte und Ehrenerklärung thun, kam einige Tage in's Gefängniß und erhielt überdies eine starke Admonition. — Peter mußte es entgelten, sein Buckel wurde nicht heil und stündlich tanzte der Knittel auf demselben.

Folgende Ursache war es, wo Peter seinem Vater zum zweiten Mal ungehorsam war: Am Dreifaltigkeitsfeste kam ein Reiter gesprengt, warf eine Hand voll Geld auf den Tisch und verlangte, daß sein Pferd sogleich beschlagen würde, das zwei Eisen verloren hatte. Der alte Ralph war gleich bei der Hand; Peter sollte die Bälge ziehen und den Hammer brauchen; war aber durch keine Züchtigung dahin zu bringen, seines Vaters Willen zu befolgen; seine Weigerung blieb immer: „Schlagt mich todt, ich arbeite heute nicht, denn man muß Gott mehr gehorchen, denn den Menschen; es steht geschrieben: Du sollst den Feiertag heiligen!“ — Hierdurch wurde nun der fremde Reisende aufgehalten; es kamen endlich mehrere Reitende, die den Fremden fest nahmen, und es ergab sich, daß er Pferd und Geld gestohlen hatte.

Peter wurde reichlich beschenkt, und der alte Ralph war nun zufrieden.

An einem Sonntage mußte Peter einmal Schnaps holen; da er vor einer Kirche vorbeikam, wo so eben Messe gelesen wurde, erinnerte er sich der Worte seines Lehrers, des alten Paters:

Kein Kirchlein, sey es noch so klein;
Steht es offen: so geh' hinein!

und er trat ein und verrichtete seine Andacht. — Als er dies gethan, nahm er sein Schnapsfläschchen und eilte damit, um recht bald nach Hause zu kommen, durch eine schmale Gasse nach dem nächsten Brückchen, um seinem Vater den Schnaps zu bringen. Zwei schöne Pferde vor eine schöne Kutsche gespannt, waren von dem Geräusche, das die aus der Kirche strömende Menge Menschen machte, scheu geworden, hatten sich losgerissen und die Flucht ergriffen. Eine Dame saß in dem Wagen, sah leichenblaß aus und rief angstvoll um Hülfe. — Die Pferde waren bereits im vollen Fluge durch einige Straßen gerannt, und flüchteten endlich durch das Gäßchen, durch das Peter seinen Weg genommen hatte, und Niemand hatte sie aufhalten können. Die Dame schrie verzweiflungsvoll nach Hülfe, und um sie wäre es geschehen gewesen, wenn Peter nicht gewesen wäre, denn der Fluß war kaum noch hundert Schritte entfernt, und die Brücke nicht breit genug zum Fahren und ohne Lehne.

Peter, jetzt 14 Jahre alt, hatte für dieses Alter Männerkraft; durch den Boßegel gestärkt, und durch das tägliche kalte Baden gestählt, unternahm er kühn die Rettung der Dame, deren Noth ihn zum wärmsten Mitleiden entflammt hatte; er besann sich daher kurz, schmiß seine Flasche weg, fiel den Pferden in die Zügel, ließ sich eine Strecke fortschleifen, und da er oft die wildesten Pferde, die sein Vater beschlug, halten mußte, so hatte er sich Erfahrung genug gesammelt, um dieselben theils durch Schmeicheln, theils durch Drohungen zum Gehorsam und Stehen zu bringen; es kamen nun mehrere Männer zu Hülfe, und Petern, um den sich nun Niemand weiter bekümmerte, wurden die Pferde abgenommen.

Der alte Ralph hatte schon lange auf seinen Schnaps gelauert, und da Peter immer nicht kommen wollte, eine Menge Stöcke zusammen getragen, um demselben den Willkommen zu geben; da endlich Peter kam, und Ralph noch dazu keinen Schnaps sah, so war der Teufel ganz los, und Peter wurde braun und blau geschlagen, er mochte sich auch verantworten, wie er wollte; das Geld war noch dazu bei Ralphen auf der Neige, und um desto ärger tanzte der Stock. Nachdem sich der alte Ralph müde geschlagen hatte, sperrte er Petern zu der Ziege und ließ ihn 24 Stunden hungern. Peter dachte: „Du hast eine gute That gethan, Gott wird Dein Unglück segnen." Peter hätte vielleicht noch 24 Stunden hungern müssen, wenn nicht ein guter

Engel sich seiner erbarmt hätte; denn den andern Tag kam ein Herr, frug nach dem kleinen Schmied, und Peter wurde aus dem Ziegenstalle geholt. „Du bist wohl der kleine Held, der gestern meine Gräfin gerettet hat?“ frug der Herr; da das Peter bejahte, gab ihm der Herr eine Hand voll Goldstücke und sagte: „Wenn der Graf ankommt, soll für Dich gesorgt werden; leb' indessen wohl!“ — Hier kehrte er nach der Thür und ging seine Wege.

Ralph machte ein freundliches Gesicht, und Peter warf ihm das Geld mit den Worten auf den Tisch: „Da nehmt, und seyd nur gut, mein Buckel hat's schwer bezahlt!“ — Ralph kaufte Schnaps, ließ Kuchen backen, und Peter, der lange gehungert hatte, bekam eine ganze Ecke davon. Er nahm seinen Kuchen, und ob es gleich Winter war, so ging er doch — um seinem Vater aus dem Gesichte zu kommen — hinter den Garten. Hier setzte er sich an die Landstraße, streichelte seinen Rücken, und da er eben anfangen wollte zu essen, kam ein kleines Männchen in einem blauen Röckchen mit einem Esel des Weges daher, hielt vor Petern still und sprach: „Lieber Junge, ich bitte Dich, gieb mir ein Stückchen Kuchen und meinem Esel eine Hand voll Heu; ich und mein Esel müssen sonst sterben; wir haben beide in 24 Stunden nichts über unsere Zunge gebracht!“ — „Ich auch nicht,“ erwiederte Peter, „und weiß auch nicht, ob ich wieder etwas bekomme; da nehmt!“ — und mit diesen Worten gab

er dem Männchen die größte Hälfte des Kuchens und die kleinere behielt er für sich, holte dann dem Esel Heu und sprach: „Wohl bekomm's!“ Das Männchen aß, der Esel auch, und beide gesättiget setzten ihre Reise weiter fort; herzlich drückte das Männchen Petern die Hand und sagte: „Das soll Dir Gott vergelten, Du braver Junge, Du! — binnen zwei Tagen soll Deine Noth ein Ende haben; — hier hast Du ein Gläschen mit Stahlwasser, da bestreich nur mit einem halben Tropfen Dein Eisen, wenn Du Hufeisen oder Waffen und Panzer gemacht hast, und nichts wird sie zerbrechen! — Leb' wohl!“

Acht und achtzigste Nacht.

(Fortsetzung der vorigen Sage.)

Peter hatte noch Hunger, verlangte noch Kuchen, statt dessen holte der Alte den Stock und paukte auf Petern los: „Vielfraß! Schlemmer! — Wechselbalg! — warte, in den Ziegenstall sollst Du;“ — und Peter wanderte wieder in den Stall bis den andern Tag, da er die Bälge ziehen mußte. Peter wünschte sich den Tod, denn der Alte soff unaufhörlich, so lange das Geld dauerte, und schlug ohne Unterlaß; — aber nach zwei Tagen wurde der Alte bei Tische auf einmal still

und fiel vom Stuhle. Ein Schlagfluß hatte seine rechte Seite gelähmt, und die Hand, die Petern so oft wehe gethan, auf immer untauglich zum Schlagen und Arbeiten gemacht; man brachte ihn zu Bette, und zwei Jahre lang lag er fest und mußte hin und her getragen werden. Peter pflegte ihn, wartete ihn Tag und Nacht, trug ihn auf seinen Händen und ließ ihm nichts entgelten; doch je besser Peter es meinte, desto ärger war Ralph; er schlug und kratzte mit der Linken, wenn Peter ihn nicht so sanft anfaßte, als er wünschte; jedoch war er durch seine Krankheit an das Bett geschmiedet, und hatte nur noch wenige Kräfte, und Peter trug seine Leiden mit Geduld und sprach: „Du sollst Deinen Vater und Deine Mutter ehren!" —

Endlich starb der alte Ralph Poltermann, und der arme Peter konnte nun frei athmen; er trug seinen Vater mit zu Grabe und weinte um ihn. — Frau Wecke nahm einen Schmiedegesellen zur Fortsetzung ihres Handwerks in's Haus, und dieser war ein vielgereis'ter und sehr geschickter Waffenschmied, von dem Peter viel lernte und der ihm mit Rath und That an die Hand ging. Peter hatte Lust, die Welt zu sehen und sich in seiner Kunst zu vervollkommnen; der Schmiedegeselle sagte ihm daher, wie er das anzufangen habe und sprach: „Willst Du ein tüchtiger Huf- und Waffenschmied werden, so mußt Du nach Linz, Wien und Prag gehen; am ersten Orte wirst Du lernen ein Pferd richtig beschlagen; am zweiten wirst Du

Helm und Harnisch erst machen lernen, und in Prag werden die rechten Schwerter gemacht; gehe dann auf Ulm, Augsburg und Nürnberg, so wirst Du auch in der künstlichen Arbeit der Panzerhemden Dich vervollkommnen und in der Politur der Waffen erst den wahren Aufschluß erhalten, dann wende Dich nach Gelnhausen, wo Kaiser Friedrich residirt, und Dein Glück ist gemacht."

Peter nahm sich fest vor, diese Vorschrift genau zu befolgen; ließ sich von dem Gesellen die besten Meister aufschreiben, nahm Abschied von seiner Mutter und ging in die Fremde. In einem schlechten Dorfe, drei Tagereisen von Linz, hatte er Unglück; schlechte Witterung zwang ihn, mit noch drei Handwerksburschen in einer elenden Kneipe übernachten zu müssen; der Wirth und seine Frau schienen sehr verdächtige Leute zu seyn, waren äußerst grob und behandelten die armen Handwerksburschen schlecht, und sie mußten die kalte Nacht in einem Stalle campiren, wo auch nicht ein Halm Stroh befindlich war, ihre matten Glieder ausruhen zu können. Peter's Kameraden grollte das; sie wollten sich rächen, und beschlossen, den Wirth umzubringen und dann alles rein auszuplündern. Da Peter nicht in ihren Rath willigen wollte und immer ausrief: „Du sollst nicht tödten! Du sollst nicht stehlen!" — so fingen sie ein lautes Hohngelächter an, schlossen ihn in den Stall, und vollführten, was sie beschlossen hatten. Die Sache wurde nun ruchtbar und untersucht,

und Peter wurde täglich verhört, und saß drei Wochen fest, ehe er seine Unschuld beweisen konnte, und er losgelassen wurde.

Hierauf ging er nach Linz, kam zu einem geschickten Hufschmied, wo er viel lernte; blieb bei diesem ein Jahr und setzte dann seine Reise nach Wien fort. Hier war er so glücklich bei dem berühmtesten Waffenschmied in Arbeit zu kommen, und dieser war höchlich mit ihm zufrieden, weil Peter ordentlich, fleißig und gut war; der Meister, da er so gelehrig war, und ihn dieser gut brauchen konnte, liebte Petern sehr; seine Meisterin aber noch mehr, denn er war ein schöner, voller Jüngling. Sie machte ihm verschiedene Anträge, die sein Glück befördern sollten; allein Peter verstand sie nicht; die Frau Meisterin, jung und üppig, rückte näher mit der Sprache heraus, und gab ihm deutlich zu verstehen, was sie wünsche; allein, Peter wurde böse und gab ihr trocken die Antwort: „Du sollst nicht begehren Deines Nächsten Weib!" — und mied sie nun auf alle Art und Weise. Das wurmte der wollüstigen und rachsüchtigen Meisterin; sie schwur, dieses schwer an Petern zu rächen, und erfüllte, was sie geschworen hatte. Sie legte Feuer in Peter's Kammer an, das in der Nacht zum Ausbruche kam, und Peter wäre fast verbrannt. Es war auf einem Seitenflügel, wo das Feuer auskam, und das Gebäude brannte ab. Unter Petern hatte noch ein Fremder sich eingemiethet gehabt, den aber Peter nie gesehen hatte. Peter ward gesetzt, und

die Meisterin behauptete, sie habe ihn Nachts noch glühende Kohlen in seine Kammer tragen sehen. Peter mochte sich auch verantworten, wie er wollte, der Schein war wider ihn; und nachdem er vielmals vernommen worden war, sein Advocat Alles für ihn gethan hatte, so wurden die Acten zum Spruche verschickt. Das Urtheil kam, und brachte mit, daß Peter gefoltert und nach eingestandenem Bekenntnisse durch den Scheiterhaufen vom Leben zum Tode gebracht werden sollte. — Das Urtheil wurde ihm publicirt, und Peter, seines Lebens satt, und aus Furcht vor der Folter, gestand eine That ein, die er nicht begangen hatte. Bei der Publication des Urtheils waren vornehme und geringe Neugierige zugegen, welche behaupteten, daß sie gleich an Peter's Spitzbuben-Physiognomie den Mordbrenner gewittert hätten; und eben sollte Peter abgeführt werden, als die Thür sich öffnete und ein kleines Männchen in einem himmelblauen Röckchen in den Saal trat. Der Richter und alle Beisitzer erhoben sich bei seinem Erscheinen von ihren Sitzen; eine Todtenstille herrschte in dem weiten Saale, und das Männchen (dasselbe, das Peter mit Kuchen gesättiget hatte) sprach mit Anstand und Würde: „Dieser Fremdling ist unschuldig und der wahre Thäter mir bekannt, dem ich die Larve bald abziehen werde; ich wohnte in demselben Hause, das niedergebrannt ist, und versichere Euch, daß dieser Jüngling unschuldig ist." —

„Wir glauben" — sagte der Richter — „wir

glauben den Worten eines so großen und heiligen Zeugen; Ihre Erklärung ist uns gültiger, als die Aussage von funfzig andern Zeugen. Schreibet nieder, Herr Schreiber; und Du, mein Freund, bist frei!" Man entledigte ihn seiner Fesseln, und Peter war frei und wurde reichlich beschenkt. Dieselben Zuschauer, die kaum vorher so lieblos von Petern geurtheilt hatten, versicherten nun einstimmig, daß man Petern gleich aus den Augen die Ehrlichkeit lesen könnte.

Peter schnürte sein Reisebündel und verließ einen Ort, wo er Todesangst und peinvolle Stunden ausgestanden hatte. Er wanderte nach Prag; kam zu einem berühmten Schwertfeger und blieb so lange bei demselben, bis er selbst vollkommen in dieser Kunst war. Auf seiner Wanderschaft hatte er sich in Allem tüchtig gemacht, er verfertigte vortreffliche Panzer und Helme, seine Schwerter wurden allen andern vorgezogen, und hieß es: es ist ein Poltermann'sches Schwert, so wurde drauf und drüber geboten. Sein Hufbeschlag war nicht zu verwüsten, und man erzählte Beispiele, daß Ritter mit einem Poltermann'schen Hufbeschlage auf ihren Hengsten durch die Schweiz, über die Alpengebirge, bis nach Mailand geritten wären, ohne auch nur einen einzigen Hufnagel verloren zu haben. Das war aber eigentlich nicht durch die Geschicklichkeit Peter's bewerkstelliget, sondern durch einen Zehntheil Tropfen Stahlwasser, den Peter über das Eisen vorher strich, das er schmieden wollte. Man wird sich noch erinnern, daß

das Blauröckchen Petern für den gereichten Kuchen ein Gläschen Stahlwasser schenkte; und dieses war es, welches eine solche Kraft in sich enthielt, die, damit bestrichen, das Eisen unverwüstlich machte. Es besaß diese Tinktur eine solche wunderbare Kraft, daß nur mit der Fahne der Feder, die dazu gebraucht wurde, darüber gefahren, jeder Helm und jeder Panzer undurchdringlich und kein Schwert stumpf wurde. Petern brachte dies Geheimniß viel Geld ein, und er nahm sich vor, sein Glück an Kaiser Friedrich's II. Hofe zu machen, der einen Zug nach Apulien vorhatte, und sich stark rüstete; sein einziger Wunsch war immer gewesen: Kaiser Friedrich, die Burg zu Gelnhausen*), Rom und endlich den heiligen Vater zu sehen, und das konnte er jetzt mit einem Male. Er machte es sich also zum Gelübde, diesen Vorsatz auszuführen, es koste, was es wolle. Er wanderte daher von Prag weg und nach Gelnhausen; doch da lag noch mancher Berg und manches Thal dazwischen, und manches Abenteuer stand Petern noch bevor, ehe er daselbst anlangte, aber mit Gott im Herzen setzte er ununterbrochen seine Reise weiter fort.

---

*) Die deutschen Kaiser hatten in frühern Zeiten verschiedene Residenzen, und hielten sich bald hier, bald dort auf; die sächsischen Kaiser aber am meisten in Braunschweig, Goslar, Quedlinburg und Tilleda; die Hohenstaufischen in Gelnhausen; die Habsburgischen in Wien. Gegen Ende des 12. Jahrh. wurde Wien die fest bestimmte Residenz von Oestreich

Eines Mittags legte er sich einstmals unter einen Feldbirnbaum auf den Wasen und verzehrte Brod und Wurst. Ein großer, starker Hund gesellte sich zu ihm, und Peter fütterte ihn; von jetzt an verließ ihn der Hund nicht wieder, war sein treuer Reisegefährte, und Peter hieß ihn zum Gedächtniß seines Jugendfreundes, des von seinem Vater todtgeprügelten Hundes, auch Raps. Peter zog mit seinem Hunde die nächste Stadt fürbaß, und blieb Nachts in einem Dorfe, wo noch zwei Handwerksbursche lagen, die nach Erfurt zu wandern gedachten, und ihn baten, seine Reise mit ihnen in Gesellschaft zu machen, was er gern einging. Früh mit Tages Anbruch nahmen sie daher sämmtlich die Wanderstäbe, warfen die Bündel über und wanderten weiter. Um 10 Uhr kamen sie an einen Doppelweg, frugen einen Fuhrmann um den rechten, und erhielten zur Antwort: „Ihr Bursche, beide Wege sind recht, obgleich nicht gerecht. Der böse Weg da, linker Hand, ist zwei Stunden und übel Fortkommen, — doch übrigens sicher und gut; — der gebahnte, glatte Weg, rechter Hand, führt durch einen großen und anmuthigen Wald, ist der nächste; jedoch es ist im Walde nicht geheuer, Kobolde und Spitzbuben hausen darin.

Die Bursche berathschlagten, was zu thun sey, — und einer meinte: „Es sind unserer drei und Peter's Hund ist vier; laßt uns tüchtige Knittel abschneiden und mit Gott den Wald passiren. Wir kommen

in dieser gewaltigen Hitze auf jenem schlechten Wege um; hier haben wir Schatten und gebahnten Weg, und Gott wird uns schützen!“ — „In Gottes Namen!“ — sprachen die andern, „vorwärts!“ — und so ging die Reise in den Wald hinein, wo sie sich Prügel abschnitten. Als sie kaum zwei Stunden gegangen waren, hörten sie ein Wimmern, Jammern und ängstliches Hülferufen, und alle drei entschlossen sich, den Hülfsbedürftigen zuzueilen. In einiger Entfernung wurden sie nun gewahr, daß eine Kutsche von zwölf Räubern angehalten wurde, die Bedienten niedergeschlagen lagen und der Kutscher gefesselt war. Die Räuber zogen eben eine Dame aus dem Wagen, welche ohnmächtig von ihnen auf den Rasen geschmissen wurde, und waren eben im Begriff, den Herrn des Wagens herauszuholen und auszuschälen, als Peter's Hund, Raps, einen der verwegensten Räuber packte und ihm das Genick brach, und in demselben Augenblick einen andern niederriß. Zwei ungeheure Kerle waren hierauf so eben im Aushalten, dem Hunde den Rest zu geben, als Peter seine Keule dem einen so in's Gehirn schlug, daß er — ohne einen Laut zu geben — seine Seele aushauchte; auch die beiden andern Bursche schlugen wacker darauf los, aber — jetzt pfiff einer der Räuber auf einem Pfeifchen, und in einem Augenblicke sprangen wohl vier und zwanzig bewaffnete Räuber aus einem Gebüsche herbei, und umzingelten die armen Handwerksbursche, die nun keinen Ausweg mehr vor sich sahen, und sich gelassen in

ihr Schicksal gaben, jedoch einander vorher noch bis auf den Tod zu fechten heilig angelobten.

Die Räuber hatten den Handwerksburschen einen langsamen und schmählichen Tod geschworen, und schon waren Peter's Kameraden niedergeschmissen und gefesselt, und Peter und Raps allein widerstanden noch der ganzen Rotte. Da alle Räuber mit diesem einzigen Manne und seinem Hunde genug zu thun hatten, und sich der Tummelplatz immer weiter verrückt hatte, so hatten sich die Bedienten einstweilen dieses zu Nutze gemacht, dem Kutscher die Fesseln zerschnitten und die Dame und den Herrn in den Wagen gehoben; und im vollen Flug flog er dahin, und die Räuber mußten ihn außer Acht lassen, bis sie Petern bezwungen hatten. Das machte sie nur wüthender, aber noch mehr dieses, daß Peter vier Mann von ihnen in's Reich der Schatten geschickt, und Raps noch immer ras'te und Alles zerfleischte; — und jetzt erhielt der treue Hund eine gefährliche Wunde, und Petern fingen an die Kräfte zu verlassen; die Räuber boten ihm zwar Pardon an, jedoch nur unter der Bedingung, wenn er schwören und sich verfluchen wolle, es mit ihnen zu halten und ihr Anführer und Hauptmann zu seyn; allein Peter rief: „Du sollst nicht schwören, fluchen, zaubern, lügen oder trügen" 2c., und hackte von neuem mit seiner Keule unter die Räuber los; aber nun wurden sie wie rasend, und eben war Peter in Gefahr, festgenommen zu werden, als plötzlich der Räuberhauptmann, ein unge-

heurer, ungeschlachter Kerl, wie vom Blitz getroffen, niederstürzte, und ängstlich rief: „Ach, Gott! — erbarm' Dich unser!" Die Andern sahen dahin, wo der Hauptmann seine Blicke so starr hinrichtete, und plötzlich fielen sie sprachlos und betäubt zur Erde und lagen gleich Todten da. — Peter schaute dahin, woher die Hülfe ihm gekommen war, und sah das Männchen mit dem blauen Röckchen auf seinem Esel daher trottirt kommen. „Gott!" rief der Räuberhauptmann, „da kommt der Würgengel mit dem feurigen Schwert!" — und nahm die Flucht. Peter verfolgte ihn mit seiner Keule, konnte ihn aber nicht einholen; doch Raps, trotz seiner Wunde, war schneller als Peter, ereilte den herkulischen Mann, und auf einen Ruck zerbrach er ihm das Genick. Peter nahm, was er bei dem Räuber fand, als rechtmäßiger Erbe, und das war viel an Gold und Edelsteinen, steckte einen hohen Bruch neben den Leichnam und ging zurück nach dem Männchen; aber das Männchen war verschwunden und die Räuber hatten sich aus dem Staube gemacht. Peter entfesselte seine Kameraden, und nun fielen alle drei auf ihre Kniee und dankten Gott herzlich für die wunderbare Errettung. Nun nahmen sie das Mittagsmahl aus ihren Ranzen, und nachdem sie sich satt gegessen, wanderten sie weiter und sangen:

„Wer Gott vertraut,
Der hat auf keinen Sand gebaut!"

Als sie endlich mit Sonnenuntergang aus dem Walde traten, sahen sie eine unzählige Menge Menschen aus dem nächsten Städtchen daher ziehen; und als sie dieser Menschenmasse näher kamen, wurden sie mit Blumen und Eichenkränzen beworfen, und Peter auf einen Triumphstuhl gehoben und von ehrbaren Bürgern mit Jubel und Vivat in die Stadt getragen. Im Thore standen Raths-Deputirte, die Petern becomplimentirten, und ihn den Erretter und Befreier der Stadt und der ganzen Landschaft nannten, weil er sie von dem schrecklichen Räuber Umello befreiet, der ihnen ihre schönsten Töchter, ihre jungen Weiber, ihre Kinder und ihr Geld und Gut entführt, so oft es ihm gelüstet habe, und den keine Macht, die gegen ihn ausgesandt, noch habe bändigen können. Auf Umello's Kopf waren 1000 Thaler gesetzt, die sollte Peter ausgezahlt erhalten, und seine Kameraden jeder 100 Thaler.

Im Städtchen war hohe Freude und großer Jubel; Peter wurde zum Vizdum (Vicedominus) gerufen, und — wer erstaunte mehr, als Peter! — da er in diesem Herrn denselben erkannte, der im Walde von den Räubern überfallen und durch Petern gerettet worden war; aber noch mehr erstaunte er, da er in der Gemahlin des Vizdums dieselbe Dame erkannte, die er vor Jahren aus der schrecklichen Todesgefahr gerettet hatte, da er in Jüterbogk die durchgegangenen Pferde aufhielt und sie verhinderte, daß sie nicht über die lehnlose Brücke des Ruhrbaches sprengten.

Neun und achtzigste Nacht.

(Fortsetzung der vorigen Sage.)

Peter mußte nun einen weitläuftigen Bericht von dem Gefechte mit den Räubern mittheilen, was alles aufgeschrieben und in's Stadt-Archiv niedergelegt wurde. Hierauf beschloß der Vizdum, alle Bürger des Städtchens und alle Bauern der Gegend aufzubieten, und den Wald durchstreifen zu lassen, und ihn so von allen Räubern vollends zu reinigen.

Peter mit seinem Hunde und seinen Kameraden machte die Avantgarde und hatte eine Schaar berittener Bürger bei sich; andere schlossen sich entfernter an, und so in breiter Linie wurde der Wald durchstreift; doch alles Suchens ungeachtet wurde keine Spur mehr von den Räubern gefunden, und man gab schon die Hoffnung auf, das Räubernest und den Ueberrest der Bande aufzufinden, als Peter den letzten Versuch machte, das dicke Gebüsch und die Steinfelsen noch einmal zu durchsuchen, von woher auf das Pfeifen des Räuberhauptmanns die ganze Bande der Räuber hergekommen war. Man hieb einen Theil des Gebüsches nieder, um sich einen bequemen Zugang zu verschaffen, und drang nun weiter vor. In ziemlicher Entfernung hörte man jetzt Rapsen laut bellen und heulen, und Peter rückte mit

seinem Zuge näher; aber furchtsam verließ ihn sein Haufe und wollte nicht folgen; nur sechs hardfeste Köhler und drei derbe Schmiedegesellen nebst seinen Kameraden verließen ihn nicht; man kam näher und Raps winselte und scharrte an einem großen Steine, der Stein wurde fortgewälzt und hinter demselben entdeckte man eine Oeffnung und einen dunkeln Gang. Peter rief in die Höhle hinein: „Wer dahinter ist, mache sich augenblicklich heraus, ich zerstöre diesen Felsen!" aber Niemand ließ sich weder hören noch sehen. Raps wagte sich nun den Gang entlang und bellte heftig; endlich kam er heulend zurück und hatte einen Pfeil in der Hinterkeule; Peter schnitt ihm denselben heraus, und bestrich die Wunde mit einem Tropfen seines Stahlwassers, und Raps war wieder munter und froh; hierauf ließ Peter dürres Reißigholz in Haufen vor die Höhle tragen und anzünden, und stellte seine Leute in Ordnung. Durch die gewaltige Hitze und den Qualm wurden nun endlich die Räuber genöthigt, ihren Schlupfwinkel zu verlassen, und nun stürzten sie, zwanzig Mann stark, mit Pfeil und Bogen gewaffnet und breiten Säbeln in den Händen durch den Rauch und das Feuer hindurch auf Petern los; allein einige verbrannten sogleich in dem gewaltigen Feuer, andern waren die Sehnen an den Bogen verbrannt, und wieder andere waren wie die Gänse von den Flammen gesengt; die am wenigsten Beschädigten aber empfing Peter mit seinem Morgensterne, und die Köhler schlugen sie mit ihren

Schürstangen so herzhaft auf die Köpfe, daß ihnen das Aufstehen auf immer verging.

Man löschte nun das Feuer, durchsuchte die Höhle und fand einen großen Schatz. Am Ende der Höhle wurde man noch eine Thür gewahr, die Peter mit seinem Morgensterne einschlug, und hier lagen zwölf schöne Mädchen in einem Gewölbe auf ihren Knieen und flehten um Rettung und Gnade. Es ergab sich bald, daß diese Jungfrauen aus dem Städtchen von den Räubern entführt und in diese Höhle gesperrt worden waren.

Jetzt war das Erste, was Peter that, Gott für den Beistand zu danken und dann triumphirend mit seinen Kameraden und den Jungfrauen zur Stadt zu ziehen. Die Reichthümer, die man fand, wurden auf herbeigeschaffte Esel geladen und der Zug begann sich freudig fortzubewegen. Vor dem Walde hatte sich Jung und Alt versammelt, Peter und seine Gefährten wurden mit Eichenkränzen geschmückt, Raps mit Eichenlaub und Blumen behangen und Alles eilte jubelnd nach den geschmückten Thoren zur Stadt.

Peter wurde wie ein siegender Feldherr im Triumph auf das Schloß des Vicedoms geführt, wo sich schon der Magistrat und alle Honoratioren der Stadt in ihren Sonntagskleidern versammelt hatten, erhielt einen Ehrentrunk und ein Festkleid, und nun ertheilte ihm der Magistrat das Bürgerrecht, ernannte ihn zum Stadthauptmann und beschenkte ihn reichlich. Drei Tage lang wurde geschwärmt, geschmaus't, getanzt

und bankettirt, die Leichname des Räuberhauptmanns und der übrigen Bande aber von dem Schinder unter den Galgen gefahren und daselbst eingescharrt.

Peter nahm an den Schmausereien und Tanze nur wenig Antheil, und nachdem das Fest vorüber war, schnürte er sein Bündel und nahm Abschied von seinen Wohlthätern. Man suchte ihn zu bereden, im Orte zu bleiben, und als Stadthauptmann mit einem ansehnlichen Gehalte der Stadt ferner nützlich zu seyn; allein Peter hatte zu so etwas keine Lust, dachte nur an Gelnhausen und an Kaiser Friedrich's Zug nach Italien, und war nun fest entschlossen, seinen Stab dahin zu tragen. Unter den Jungfrauen, die aus den Händen der Räuber befreit worden waren, befand sich auch die Tochter eines Rathsherrn, der ein Gewandschneider war und vielen Reichthum besaß. Das Mädchen war 17 Jahre alt und hatte Petern aus dankbarem Herzen für ihre Rettung die Hand gedrückt und den Mund geküßt, und fühlte sich so an Petern gezogen, daß sie in Thränen zerfließen wollte, als Peter Abschied nahm. Auch Peter liebte das Mädchen, trauete aber seine Wünsche nicht laut werden zu lassen, da zwischen ihm und ihr eine so große Kluft sich zu befinden schien; aber Peter hatte sein Herz, seinen Muth und seine Heldenthat, seine Tugend und Frömmigkeit in zu geringen Anschlag gebracht, — was doch in den Augen jedes Vernünftigen alle Reichthümer aufwiegen sollte.

Da man Petern nun unaufhörlich bestürmte, doch wenigstens sich noch etwas zu erbitten, so erklärte er, daß er sich vorgenommen, die Welt zu sehen, noch ein Jahr sich etwas zu versuchen und sich als Huf- und Waffenschmied ganz zu vervollkommnen; „nun“ — fuhr er fort — „darf ich noch etwas wünschen, so bitte ich um dieses schöne Mädchen,“ und wies auf Maria, die Tochter des Gewandschneiders. Ohne ein Wort zu verlieren, nahm der Rathsherr seiner Tochter Hand, legte sie in die Hand Peter's und sprach: „Seyd glücklich!“ Die Verlobung wurde herrlich gefeiert, die Jungfrau und Peter reichlich beschenkt, und der Rathsherr setzte seiner Tochter 1000 Thaler zur Mitgift aus. Es wurde festgesetzt, daß Peter 18 Monate die Welt besehen und sich noch in seinem Metier vervollkommnen, dann wiederkommen und die Braut nach Jüterbogk heimführen solle, und Peter blieb noch einige Tage im Städtchen und trat dann unter bittern Thränen Marien's seine Reise nach Gelnhausen an, und kam endlich unter mancherlei kleinen Abenteuern in der festen und schönen Stadt Bamberg an; hier kehrte er in der großen Herberge ein, und nahm sich vor, die Stadt zu besehen.

In diesem Hause, wo alle herbergen, die in Eisen und Stahl arbeiten, wurde er mit einem jungen Schwertfeger bekannt, der ihm die Merkwürdigkeiten der Stadt zeigte, von den geschickten Meistern derselben Nachricht gab und im Gespräch auch folgende Worte fallen ließ:

„Doch wenn ich einen kennen zu lernen wünschte, so wäre es der berühmte Peter Poltermann von Jüterbogk, dessen Waffe, Panzer und Helme unverwüstlich sind; gestern noch hat ihn ein Ritter — vom Kaiser gesandt — aufgesucht, und einen Preis von 20 Florens darauf gesetzt, wer diesen Poltermann ihm nachweisen kann, und in der Herberge ist dieses durch einen Anschlag bekannt gemacht worden."

Peter horchte hoch auf und sagte, daß er der Gesuchte sey, und zeigte deshalb Brief und Siegel vor. Der Schwertfeger war hoch erfreut, und bat Petern, ihn mit nach Gelnhausen zu nehmen; beide setzten ihren Weg dahin fort und kamen endlich an diesem prächtigen Orte an.

Peter wurde gleich in dem kaiserlichen Marstalle angestellt, und da der Zug kurz darauf nach Mailand und Pulle *) ging, und er schon manchen Beweis seiner Geschicklichkeit gegeben hatte, zum kaiserlichen Rüstmeister mit ansehnlichem Gehalte gemacht.

In der Schlacht bei Corte nuova that er Wunder der Tapferkeit, und nahm den Sohn des Dogen von Venedig, Peter Tiepolo, der damals Podesta, oder die höchste obrigkeitliche Person der Mailänder, war, mit eigner Hand gefangen, und der Kaiser erhielt hierdurch einen vollkommenen Sieg. Die größte Ehre aber bei diesem Siege war die Eroberung des mailän-

*) Pulla, Apulien, das jetzige Königreich Neapel.

dischen Carroccio *) oder Panierwagen. Die mächtigern italienischen Städte pflegten schon lange einen solchen Wagen in's Feld zu führen, den einige Paar mit prächtigen Decken belegte Ochsen zogen. In der Mitte war eine Stange aufgerichtet, an deren Spitze sich das Kreuz mit der fliegenden Fahne der Stadt befand. Die Tapfersten von der Armee umgaben und vertheidigten diesen Wagen, weil es die ärgste Beschimpfung war, ihn einzubüßen, und die Armee der Mailänder ihren Aberglauben daran hatten, und nach dessen Verluste sogleich den Muth verlor. Friedrich's Hauptpanier stand auf einem Elephanten, der mit Christen und Sarazenen besetzt war. Der Jüterbogk'sche Schmied unternahm mit noch einigen tapfern Männern die Eroberung des Carroccio; allein verzweiflungsvoll wehrten sich die tapfern Ritter, die das Carroccium bewachten, und schon wichen die Kaiserlichen bis auf Petern und wenige andere, als Peter bemerkte, daß die Mailänder jetzt ihre Schwerter wegwarfen und ängstlich die Flucht ergriffen; hinter ihnen her sah er das Männchen mit dem himmelblauen Röckchen auf dem Esel sitzend und einer Ruthe in der Hand trottiren, und der Panierwagen, der nun leer und im Stiche gelassen wor-

*) Mehrere Nachrichten über das Carroccium findet man in Du Fresne Glossar. ad Script. med. et inf. Latin. v. Carroccium, wo man auch von dem Panierwagen anderer Fürsten und Völker Nachweisungen findet.

den war, wurde von Petern nach dem kaiserlichen Lager gebracht, worauf sich Kaiser Friedrichen alle verbundene Städte unterwarfen und Frieden machten.

In der Folge des italienischen Krieges unternahm Friedrich im Jahr 1247 die Belagerung von Parma, dessen sich die Guelfen bemächtiget hatten, und da sich der Kaiser einst einige Meilen von der Armee entfernt hatte, wurde seine Armee gänzlich geschlagen und er beinahe gefangen genommen, wenn ihn nicht Peter Poltermann mit eigner Lebensgefahr gerettet hätte. Peter wurde nun zum Leibwappner und ersten Leibknappen, wie auch zum Oberrüstmeister ernannt, und kaiserlich beschenkt und belohnt. — Die 18 Monate, die Peter seiner Braut gelobt hatte, wegzubleiben, waren um, und da ein kurzer Friede eintrat und Nachrichten von dem elenden Zustande seiner Mutter einliefen, so nahm er auf 4 Monate Urlaub von dem Kaiser, ging über Rom, sah den heil. Vater daselbst, und kam nach einer beschwerlichen Reise gesund und munter, mit großem Reichthum und Ehren, wieder in dem Städtchen an, wo seine Braut sehnend und traurig ihn erwartet hatte, und feierte nun seine Hochzeit in Jubel und Freude. Die Stadt stattete die Jungfrau aus mit allem, was nur in einer Wirthschaft irgend erforderlich ist, und der Rathsherr gab ihr 1000 Thaler zur Mitgift.

Um diese Zeit (1250) kam auch die Nachricht von Kaiser Friedrich's Tode in Apulien in seinem Orte an,

und da sich diese durch deutsche Ritter und Reißige, die durch seinen Ort zogen, um in ihr Vaterland zurückzukehren, zu bestätigen schien, so verlebte er noch sechs Wochen in dem Städtchen, kaufte dann Pferde und Wagen und fuhr mit seiner Braut und großen Reichthümern in seine Schmiede bei Jüterbogk zurück. Der Rathsherr und viele Verwandte begleiteten ihn dahin, und nur Jubel und Freude war auf der ganzen Reise, die kein Unfall weiter störte.

Frau Wecken war es während Peter's Abwesenheit nicht zum besten ergangen; sie war nicht vorwärts, sondern ganz zurück gekommen, der Geselle hatte nur für seinen Beutel gesorgt und Frau Wecken's Wohl ganz hinten angesetzt; sie war ihm den Lohn von einem ganzen Jahre schuldig geblieben, und der Geselle hatte sie dafür derb abgewalkt, rein ausgeplündert und das Haus verlassen. Der Leinweber war ihr zwar 30 Florens schuldig, aber außer Stande zu bezahlen. Sie hatte Alles verkaufen müssen, schlief auf einem Häufchen verfaulten Strohes, hatte kaum noch ihre Blöße zu bedecken und war eben im Begriff, das, was ihr noch das Leben fristete, und wovon sie sich kümmerlich nähren mußte, — ihre Ziege, zu verkaufen, als viele Wagen mit geputzten Leuten, Wagen mit Betten und andere Wagen mit schönen Schränken, Gewandhaltern, Truhen und Kisten auf die Schmiede zugefahren kamen, und vor derselben still hielten.

Frau Wecke verkroch sich bei der Ziege; Peter

sprang vom Wagen, rief nach seiner Mutter und fand sie wie betäubt, — im Ziegenstalle, wo er auch in seiner frühen Jugend schon manchmal hatte campiren müssen. Weckchen konnte vor Schrecken kein Wort sprechen, Peter aber schloß sie in seine Arme, tröstete die Weinende und führte sie in die Stube, und stellte sie als seine Mutter seinen Verwandten vor. Die Stuben wurden nun schnell vom Unrath gesäubert, geweißt und gemalt, und Möbeln hineingeschafft, Frau Wecke gekleidet (denn die junge Frau hatte reichlichen Vorrath an Wäsche und Kleidungsstücken mitgebracht) und überall Ordnung und Sauberkeit in der Schmiede eingeführt.

Bald hieß es in Jüterbogk: Poltermann's Peter ist wieder angekommen und hat unsäglichen Reichthum aus Aegypten mitgebracht, hat eine reiche Zigeunerin geheirathet und ist mit allen Zigeunern in der Schmiede eingetroffen. Alles sammelte sich jetzt um dieselbe, und Viele waren neidisch auf Peter's Glück, doch auch Andere freuten sich herzlich über dasselbe; unter den Letztern war der redliche Pater, sein ehemaliger Lehrer, den Peter reichlich beschenkte und ihn versicherte, daß nur durch Befolgung seiner Lehren und der Grundsätze, die er ihm in sein Herz so fest gegraben, er zu solchem Vermögen und Glücke habe gelangen können, und Gott ihm dieserhalb so gnädig gewesen wäre. Peter erzählte dem Pater seine ausgestandenen Fata, und der Pater blieb bis an sein Ende sein rathender Freund.

Peter wollte nun ein neues festes Haus aufbauen,

einen Gasthof anlegen, Länderei und Weinberge kaufen, und sein Vermögen so auf Profit thun. Zu einem Gasthof war aber kein Raum vorhanden, und den Garten hätte Peter um keinen Preis verbauet, da er in seinem Knabenalter seine einzigen frohen Stunden daselbst verlebt hatte.

Frau Wecke meinte, daß der Leinweber zum Hause heraus geschmissen werden müsse, da er weder die schuldigen 30 Florens, noch die Interessen bezahlt hätte, und so komme man auf einmal zu Ställen und das Haus des Leinwebers gebe hinlänglichen Platz für Peter's anzulegenden Gasthof.

Peter erwiederte: „Du sollst nicht begehren Deines Nächsten Haus!“ sagte weiter kein Wort über die Sache, ging aber ganz in der Stille des andern Tages zum Nachbar Leinweber und frug ihn, ob ihm sein Haus nicht feil sey? —

Meister Grauel, der Leinweber, lag an der Gicht darnieder, und befand sich in dem jämmerlichsten Elende. Seine stinkende Stube war leer und rauchig; er lag auf einer Hand voll modrigen Heues, und neben ihm auf einem Steine lag ein Stück hartes Brod und stand ein schmutziger Krug ohne Henkel mit Wasser; wehmüthig erwiederte er: „Meister Poltermann, ich verstehe Euch, Ihr wollet das Geld, das ich Frau Wecken schuldig bin, und ich soll Euch dafür mein Haus abtreten; aber seht, ich habe nur noch wenige Wochen zu leben, und wenn Ihr mir das Haus nehmt, so muß

ich auf freiem Felde sterben und verhungen, und wo soll nun der kleine zwölfjährige Melcher Obdach finden, der das Mitleid guter Menschen für mich anspricht und mich pflegt und wartet? Ach Gott! — bedenkt!" — Hier unterbrach ein Strom von Thränen seine Rede.

„Brennt es Euch so an die Nägel?" erwiederte Peter, „verkennet mich nicht, so ist es nicht gemeint! Hier ist Eure Verschreibung, ich gebe sie Euch als bezahlt (hier riß er sie in Stücken) zurück, und hier habt Ihr Geld, Eurer Noth abzuhelfen."

Der Leinweber richtete sich mühsam vom Lager auf, sah Petern lange und starr an, als ob er seinen Sinnen nicht traue, umfaßte dann Peter's Kniee und weinte heiße Thränen. „Nehmt Alles, was ich habe!" — Mehr konnte er nicht sprechen.

„Mein Vorschlag" — fuhr Peter fort — „ist dieser: Ihr tretet mir Euer Haus, das keine 20 Florens werth ist, ab, und ich zahle Euch 200 Thaler dafür auf, und ernähre Euch, so lange Ihr lebt. Melcher wartet und pflegt Euch, bis Ihr sterbt, dafür soll auch dieser von mir genährt werden; ich lasse ihm ein Handwerk erlernen, und setze ihm auch 200 Thaler aus, seyd Ihr nun beruhigt?" — „Ihr seyd ein Engel in Menschengestalt," — entgegnete weinend der alte Grauel, „Ihr übt Barmherzigkeit aus an mir schwachem, gichtbrüchigem Menschen, gießet Balsam in mein verwundetes Herz! — Gott mag es Euch vergelten! — Macht Alles nach Euerm Gefallen!"

Neunzigste Nacht.

(Fortsetzung der vorigen Sage.)

Peter nahm den gichtbrüchigen Grauel in sein Haus, ließ ihn reinigen, gab ihm weiße Wäsche und neue Kleidung, reichliches Essen und Trinken und räumte ihm ein eigenes Stübchen ein. Der Leinweber befand sich wie neugeboren und betete täglich zu Gott um Segen für seinen Wohlthäter. Peter ließ nun des Leinwebers Haus und Ställe niederreißen, einen großen, geräumigen Gasthof nebst Ställen und Scheuern aufbauen, kaufte Aecker und Wiesen, Schafe und Rinder, Pferde und Schweine, und fing Wirthschaft und Oekonomie zu treiben an, und Gott segnete Alles, was er begann. Seine Heerden vermehrten sich und seine Felder standen immer voll der besten Früchte. Selten ging ihm etwas schief und sichtbarlich ruhte der Segen Gottes auf ihm. Kein Unglück traf ihn und ruhig lebte er in stiller Gottesfurcht dahin, erfüllte jede Christenpflicht, wie sie Jesus vorgeschrieben hat, und hielt auch die Seinigen dazu an. An den zehn Geboten hielt er fest, und in seinem ganzen Leben übertrat er keins, bis auf das fünfte, da er die Räuber tödtete, wozu ihn Pflicht und Noth gedrungen hatten.

Mit seiner Frau lebte er in friedlicher Eintracht, hatte sechs Kinder mit ihr erzeugt und seine häusliche

Glückseligkeit machte ihm die Erde zum Himmel. Aber im menschlichen Leben bleibt die Trübsal so wenig aus, wie im Sommer die Hitze, im Winter der Frost und im Frühjahre die Regen; die Zeit des Jammers kehrte auch endlich bei ihm ein, denn erstlich starb ihm der Leinweber, um den er viele Thränen vergoß, dann verschied der Pater, um den er sich lange nicht zufrieden geben konnte, und dann starb ihm sein edles Weib, Maria, um die er untröstlich war. Er betete jetzt oft und viel — denn 30 Jahre lang hatte er mit diesem braven Weibe ein glückliches Leben genossen, und mit ihr wurden auch alle seine Ruhe und Lebensfreuden zu Grabe getragen.

Seine Kinder starben alle, bis auf einen einzigen Sohn, der die Profession und den Stamm fortpflanzte. Eine Fehde brach aus, Petern wurden die Felder verwüstet und sein schönes Vieh hinweggetrieben; Hagel und Wasserfluthen vernichteten im andern Jahre die Felder und Wiesen, und Peter kam dadurch so zurück, daß er das Schmiedehandwerk wieder ergreifen und sein Brod mit dem Hammer verdienen mußte. Drei wackere Schmiedegesellen halfen ihm treulich arbeiten, und da er gute Waffen machte und die Fehde ununterbrochen fortging, so hatte er auch immer Arbeit und gute Nahrung. Er wurde in dieser Zeit der Fehde, wo die Menschen gewöhnlich zu verwildern pflegen, oftmals bestohlen, einstmals rein ausgeplündert und Ställe und Scheuern ihm durch wilde Reiter abgebrannt; seine Person aber schien immer etwas Heiliges zu umschwe-

ben: wenn die Pest ausbrach und Alles zu Grabe getragen wurde, so blieb er allein davon verschont; kein Feind traute sich an ihn und Gott schützte ihn sichtbarlich!

Peter war jetzt 100 Jahre, und seine Mutter, Frau Wecke, 140 Jahre alt, diese schien unsterblich zu seyn; sie hatte die Gicht, das Fieber und die Krämpfe plagten sie sehr; sie klagte immer über Frost und lebte doch immerfort. Je älter sie wurde, je kleiner wurde sie auch, und schrumpfte endlich ganz zusammen, daß Peter sie, da sie 100 Jahr alt geworden war, in Schafwolle wickeln und in eine Wiege legen mußte. Im 140. Jahre war sie noch kaum so groß, als Peter's Daumen, und Peter machte ihr nun ein Bettchen von Sperlingsfedern und legte sie — statt der Bettstelle — in einen seiner Schuhe; und da sie immer über Frost klagte, so setzte er den Schuh mit dem alten Weckchen auf einen Vorsprung in der Schmiede-Esse, der immer heiß von den Kohlen war, und pflegte und wartete ihrer, wie er nur konnte. Er schoß ihr mit dem Blasrohre Sperlinge, bratete diese in der Schmiede-Esse, und mit einem solchen Sperlingsbraten konnte er sie eine ganze Woche lang erhalten. Sie trank aus einem Fingerhute und aß aus einer Nußschale, sprach so dünn, zart und fein, als wenn ein Rothkehlchen zwisilirt, und betete und sang den ganzen Tag. Endlich starb Weckchen, und Peter legte sie, statt des Sarges, in ein Arzneischächtelchen, steckte

dieses in seine Westentasche, ließ ihr eine Leichenpredigt halten und begrub sie unter Glockenklang und Trauergesang einer christlichen Gemeinde auf dem Gottesacker zu Jüterbogk.

Peter war nun allein mit seinen Schmiedeburschen, hatte den Sohn von einem seiner Urenkel zu sich genommen, und dieser kleine Weißkopf von 8 Jahren war seine einzige Freude, denn die Welt kannte er, hatte sie überdrüssig, und die Erfahrung hatte ihn überzeugt, daß Alles, Alles eitel und nichtig auf diesem Erdenklumpen sey, wie schon König Salomo vor ein Paar Jahren gesagt hat. Er fand an nichts mehr Gefallen, nur die Natur erfreute ihn bisweilen, und der kleine Weißkopf fesselte ihn mit Banden der Liebe noch an diese für ihn abgeschmackte und übernächtige Welt.

Es war um die Zeit, wo die Natur ihren Schmuck, die farbigen, lieblichen Blumen und Blüthen, und ihr Sonntagskleid, die grünen Matten und die in tausendfachen Schmelz getauchten Rain- und Wiesenteppiche wieder ablegt, ihr Nachtcorsettchen hervorsucht, und sich so zum Winterschlaf bereitet. Das falbe und braune Laub fiel traurig von den Zweigen, die letzten Blumen waren verblüht, und die Silbergespinnste des Spätherbstes zogen langsam fortschwebend in horizontaler Richtung über die gelben Stoppelfelder weg. — Dem Empfindsamen wandelt oft in dieser Jahresperiode — wenn die Natur absterben will — eine Wehmuth an, und eine bittersüße Empfindung überfällt ihn, die ein me=

landcholisches Nachdenken erweckt, das ihm diese Welt auf Augenblicke vergessen macht, und ihn zauberisch hinüber, hinter den Vorhang der Zukunft, wo kein Wechsel mehr herrscht, blicken läßt.

Auch Petern überfiel diese Melancholie, die sich noch mit einem gewissen Unmuthe gattete, der dadurch veranlaßt worden war, daß ihm Diebe seine Birnen von dem einzigen Baume, der in seinem Garten stand, gestohlen hatten, an denen er sich im Winter gewöhnlich zu erlaben pflegte. In dieser Stimmung hatte er sich hinter die Wällerwand seines Gartens auf die steinerne Bank gesetzt, von wo aus er über die Stoppelfelder in die weite Ferne der schönen Landschaft sehen konnte. Hier saß er nun und hatte das linke Bein über das ausgestreckte rechte gelegt, die rechte Hand unter das Schurzfell gesteckt und den Kopf auf die Linke gestützt, und überdachte seinen Lebenslauf und wie Alles so eitel und vergänglich in der Welt sey! Traurig sah er der untergehenden Sonne nach, und wünschte sehnlich, auch wie sie so hinabsinken zu können, und seufzte einige Mal tief auf: „Wie schön und reizend geht sie nieder! — Alles veraltet, nur sie bleibt ewig jung und schön, und mit jedem jungen Morgen kommt sie mit aller Pracht, — noch eben so reizend, — wie vor 6000 Jahren — wieder, — und drückt den wärmsten Kuß der Mutter Erde auf! Nur hier unten altert's! — 150 Mal habe ich sie nun sterben sehen, die schöne Natur!" — (aber wie Blitzesfunken fuhr es

jetzt durch seine Seele!) „aber auch wieder erwachen sehen! — und auch ich werde einst wieder erwachen, und verjüngt und erneuert für eine bessere Welt nach dem langen Winterschlafe auferstehen!“ — Sein Blick war noch in die weite Ferne gerichtet, wo sie immer größer und schöner nach dem blauen Gebirge sich neigte und endlich verschwand, die herrliche Sonne! Der Tag war heiß gewesen, große Staubwolken zeigten hier und da die heimkehrenden Heerden, das Blöken der Schafe und der tiefe Glockenton der Rinderheerden, wie das helle Getön der Schafschellen und das freudige Geschrei der nach dem Ruhrbache eilenden Gänseheerden belebten die Gegend, und die Mälmen stoben in den Lüften; aber Peter's Gedanken waren nicht bei dieser späten Herbstscene der schönen Natur, sondern — jenseits! — —

Der kleine Weißkopf saß neben ihm auf dem platten Rasen und spielte mit dem Spitze, dem treuen Haushunde. „Großtäte!“ — rief jetzt der Kleine! — „Dort kommt ein feuriger Mann auf einem Esel!“ — Der alte Peter schaute auf und das Männchen mit dem blauen Röckchen kam auf seinem Esel daher und auf die Schmiede zu. Peter erwartete es, und das Männchen kam an und bat ihn, seinen Esel zu beschlagen und ihm ein Nachtquartier zu geben. „Herzlich gern,“ sprach Peter, führte das Männchen in die Stube, den Esel in den Stall, trug dem Männchen Speis' und Trank auf und fütterte den Esel. Das Männchen aß

und bat um ein Nachtlager; Peter machte ihm sein bestes Bett zurecht, das Blauröckchen legte sich nieder und schlief flugs ein.

Mit dem angehenden Morgen erwachte das Männchen; Peter hatte den Esel schon gefüttert und trug nun gekochte Milch und frische Semmel auf, setzte Brod, Butter und Wurst auf den Tisch und sagte: „Eſſ't, lieber Freund, ich will nun den Esel beschlagen." — „Thut das," erwiederte das Männchen, „denn ich muß nun fort!" — und der Esel wurde beschlagen. Als das geschehen war, packte das Männchen sein Felleisen auf den Hochgeöhrten und sprach: „Was bin ich schuldig?" — „Nichts," erwiederte Peter, „ich treibe keine Wirthschaft mehr." —

Das Männchen nahm hierauf einige Stangen Eisen in die Hand, überstrich sie mit der andern Hand und legte sie dann in einen Winkel nieder und sprach: „Bitte dreierlei von mir, was Du wünschest, soll Dir gewähret seyn! Vergiß aber das Beßte nicht, merke wohl, vergiß das Beßte nicht!"

„Soll ich wünschen, was ich will?" — sprach Peter. „Was Du willst," erwiederte das Blauröckchen, „jedoch ich sag' es noch einmal, vergiß das Beßte nicht!" — Petern grollte der Birnendiebstahl noch in seinem Herzen, und nach einigem Besinnen sagte er: „Nu, so wünsche ich, daß, wer auf meinen Birnbaum steigt, ohne meine Erlaubniß nicht wieder herunter kann." „Es sey!" sprach das Männchen;

„nun wünsche noch zweimal, vergiß jedoch das Beßte nicht!“ — Peter war verschiedene Male in seiner Stube bestohlen worden, das fiel ihm bei, und hastig rief er: „Ich wünsche, daß jeder, der ohne meine Erlaubniß in meine Stube will, nicht anders, als durch das Schlüsselloch hinein kommen kann.“ — „Du bist ein Narr,“ sagte das Männchen, „doch es sey! Wünsche noch einmal, ich sage Dir aber, vergiß das Beßte nicht!“ — „Nu,“ versetzte Peter, „das Beßte ist ein guter Schnaps, und der ist jetzt vertrackt theuer, und ich bin alt, brauche ihn zur Stärkung und kann nur wenig verdienen, und so wünsche ich denn, daß der Schnaps in meinem Bouteillchen nie versiegen möge!“ — „Du bist ein Thor, doch es sey!“ entgegnete das Männchen, und mit diesen Worten setzte es sich auf seinen Esel, drückte Petern die Hand und ritt davon. Peter begleitete das Blauröckchen, verfolgte es dann mit seinen Blicken, so weit er es nur erschauen konnte, und sah es endlich wie ein purpurrothes Flämmchen nach dem blauen Himmel zu verschwinden. Als Peter wieder zurück und in seine Stube trat, blühten und prangten die kaum noch entblättert gewesenen Rosenstöcke in den Töpfen mit den frischesten Rosen, die Levkoye blühte und der abgestorbene Lack glühte ihm wie eine feurige Kohle entgegen. Ein Rosenduft war durch das ganze Haus verbreitet und Petern lachte das Herz wieder in seinem Leibe. Mißtrauisch nahm er das Schnapsfläschchen und setzte es an, um sich zu

stärken! neue Lebenskraft fuhr durch alle seine Glieder; er trank noch einmal von diesem Göttertranke, und noch einmal, — und das Fläschchen blieb gefüllt und er spürte keinen Abgang. Gestärkt ging er nach der Schmiede, um seinen Gesellen zu helfen. „Meister!" riefen diese, „was ist das? Euer Eisen hat sich in Silber verwandelt!" — Alles, was das Blauröckchen berührt hatte, war jetzt gediegenes Silber, und Peter war nun reich, so, daß er seines Reichthums kein Ende wußte, lobte Gott und that den Armen und Klöstern Gutes. Er ließ nun ein großes Haus bauen und nahm alle seine Verwandten und Nachkommen zu sich; dem kleinen Weißkopf ließ er den besten Unterricht ertheilen und setzte ihn zu seinem Universalerben ein.

So lebte Peter immer fort, und weder der Tod noch der Teufel dachten an ihn. Er freute sich seines Lebens, und sein Alter war nicht mehr traurig und all sein Unternehmen mit Rosen bekränzt; ein Tag verging wie der andere, das heißt, Peter lobte Gott, that den Armen Gutes, genoß bei gesundem Körper und gutem Magen seines Reichthums und freuete sich seines Lebens.

Als er mehr denn 150 Jahre alt war, starb ihm der kleine Weißkopf; da vergaß er sich, und im Unmuth seines Herzens rief er klagend aus: „Nun hol' mich alle Teufel! das ist zu viel! — das ertrag ich nicht!" — Der Teufel hatte schon lange seinen Zahn auf Petern gewetzt, und kaum hatte er diese Worte gehört, als er zwölf junge, rüstige Teufel aus

der Hölle absendete, und Petern zu holen befahl. Peter hatte aber noch keine Lust zu scheiden, am wenigsten in so artiger Gesellschaft; er roch den Braten und machte sich auf den Besuch der Teufel gefaßt, er betete fleißig, und Gott stärkte ihn.

Die Teufel kamen endlich in der Walpurgisnacht in der Schmiede bei Jüterbogk an, und hatten schon überlegt, wie sie Peter's am besten habhaft werden könnten. „Mit List," sprach Asmodi, „mit List müssen wir ihn fahen, mit Gewalt richten wir nichts aus, denn der Schmied von Jüterbogk hat zwanzig Teufel im Leibe; er bezwang den Umello, mit dem wir alle in der Hölle noch genug zu schaffen haben." — „Mit List und Höflichkeit also," sprachen alle, „er muß unser seyn, sonst hol's der Teufel!" — Sie traten daher Nachts zwölf Uhr vor Peter's Bett mit Reverenz und Höflichkeit, sagten, daß seine Wünsche ihnen bekannt geworden wären, und daß sie Beelzebub abgeschickt habe, Herrn Peter in die Hölle zu convoyiren. Peter schlug Licht an, bewillkommte die Herren, hieß sie Platz nehmen und freute sich sehr, daß sie endlich angekommen wären.

„Ich habe das Leben so satt," sagte er, „wie wenn ich es mit Löffeln gefressen hätte, und Ihr Herren kommt mir recht erwünscht; ich will mich nur ein wenig anziehen, dann wollen wir das Frühstück und ein Schnäpschen zu uns nehmen, denn es ist diese Nacht vertrackt kalt, — und dann geht die Reise zum Teufel!"

Er zog sich hierauf an, trug Wurst, Speck und Brod auf und setzte das Schnapsfläschchen auf den Tisch und sagte: „Das ist mein Letztes, das laßt uns erst verzehren, denn:

Alles verzehret vor seinem End',
Das ist das beste Testament! —

Das ist mein Symbolum, und dann ist aller Streit unter den Erben gehoben. Laßt uns diesen Schnaps erst aussaufen, daß nicht der Tropfen im Glase bleibt, und dann wollen wir fort; seyd Ihr's zufrieden?“ „Warum nicht?“ — erwiederten die Teufel, „was ist das aber unter so viele, so eine Kinderflasche? — mehr Schnaps her!“ — „Das ist mein letzter,“ sagte Peter, „und betrunken mag ich denn doch den Weg in die Hölle nicht antreten. Was versprochen und verabredet worden, gilt, seyd Ihr's noch zufrieden, — so gebt mir Eure Tatzen darauf.“ „Topp! es gilt!“ schrieen alle Teufel unisono, und reichten Petern die Fänge dar. Peter drückte jedem die Pfoten, daß sie alle vor Schmerz mit den Pferdefüßen stampften, und der Akkord war gemacht. Was der Teufel verspricht, muß er halten, wenn er die Pfote darauf gegeben hat; es wurde also gefrühstückt und die Schnapsflasche ging Reihe um, aber war und blieb voll. „Ihr trinkt nicht, lieben Teufelchen,“ sagte Peter, „macht, daß es leer wird, das Kinderfläschchen, denn ich möchte

gern fort;" die Teufel tranken unaufhörlich, tranken, daß ihnen die feurigen Augen vor den Köpfen lagen, und dennoch wurde des Schnapses nicht weniger. „Trinkt doch, Ihr dummen Teufel, ich möchte gern noch vor Tage fort!" — Den Teufeln war bereits der viele Schnaps in die Köpfe gestiegen, sie schämten sich, daß sie so wenig Schnaps nicht bezwingen konnten, und waren schon so betäubt, daß sie nicht merkten, daß sich das Fläschchen, so viel auch getrunken wurde, immer wieder fülle. — „Trinkt in Beelzebub's Namen!" rief Asmodi, „daß der Bettel alle wird und wir den Schmied abführen können," und nun ging das Saufen erst recht los, so, daß kein Teufel mehr ein Wort sprechen konnte. Einer nach dem andern sank jetzt besoffen von der Bank und fiel wie todt darnieder; sie waren alle so besoffen, daß sie sich nicht mehr regen konnten. „Wart't, ich will Euch nun die gesegnete Mahlzeit geben," sprach Peter, und rief seinen Gesellen zu: „Auf Ihr Gesellen, die Teufel sind da! kommt gleich herbei und bringt Hämmer und Zangen, bringt Ketten und eiserne Stangen, bringt auch die Pferdebrämsen herbei!"

Die rußigen Gesellen kamen eilig herbei, betrachteten lachend die schwarze gehörnte und beklauete Gesellschaft, und nun wurden den Teufeln mit eisernen Stangen die Rachen aufgebrochen und von neuem Schnaps in die Gurgeln gegossen. Hierauf schmiedeten die Gesellen ihnen die langen Kuhschwänze zusammen, befestigten sie sämmtlich mit den Hörnern und Pferde-

füßen durch starke Ketten an einander, verlötheten alles wohl und schlugen endlich um die zusammengelegten Teufel eine doppelte Hemmkette, reitelten das Bündel Teufel mit Reitelstöcken zusammen und zogen es nun mit eisernen Haken in die Schmiede hinab; jeder der Gesellen nahm einen Boßegel in die Hand, und nun schlugen sie so gewaltig auf das zusammengereitelte Teufelbündel los, daß keiner der Teufel einen ganzen Knochen behielt. Die Teufel brüllten fürchterlich, und baten um Barmherzigkeit; allein dazu hatten die Schmiedeknechte keine Ohren, und belustigten sich nur um desto mehr an dem scheußlichen Gebrülle. Nachdem sich die Schmiedegesellen nun ganz außer Athem gearbeitet hatten, machten sie noch zwölf glühende Keile, und steckten jedem der Teufel einen in den Hals, und schleiften endlich das ganze Teufelsbündel mit eisernen Haken aus der Schmiede fort auf einen nahen Hügel und ließen es da liegen. Hier lagen die Teufel so lange, bis sie den Rausch ausgeschlafen hatten, wälzten sich dann vor Schmerz brüllend fort und kamen endlich ganz zerschlagen zur Hölle zurück.

Der Oberste der Teufel fluchte, schalt sie dumme Teufel und prügelte sie oben drein. Drei Tage lang feilten zwei Teufel, ehe sie ihre Kameraden von den Ketten befreien konnten, und Alles in der Hölle zitterte nun vor dem Jüterbogk'schen Schmied.

Ein und neunzigste Nacht.

(Schluss der vorigen Sage.)

Der alte Peter Poltermann lebte nun ruhig und sicher vor den Teufeln; aber sein Alter und die damit verknüpften körperlichen Beschwerden machten ihm das ewige Einerlei der Zeit widrig, und wenn er zurückdachte, wen er schon verloren hatte, wenn er an den treuen Hund Raps I., der den Märtyrertod starb, wenn er an die alte Ziege, die ihn nährte, wenn er eingesperrt war, wenn er an den Pater, der ihm Unterricht und Lebensweisheit ertheilt hatte, dachte, wenn er an den alten Leinweber, der täglich für ihn betete, wenn er an den treuen Hund Raps II., der mit an Kaiser Friedrich's Hof gezogen war und sich da verloren hatte, wenn er an Frau Wecken, seine Mutter, die ihm manche Schläge abgewendet hatte, dachte, und wenn er sich endlich an Maria, sein redliches Weib, und den kleinen muntern Weißkopf erinnerte, dann traten ihm die Thränen in die Augen, und er sehnte sich auch hinüber, wo sein edles Weib und sein kleiner Liebling waren, wünschte sich auch nun Ruhe im Grabe nach den Beschwerlichkeiten des Lebens, und dann sprang er unmuthig auf und rief: „Wie flüchtig und nichtig ist doch Alles in der Welt!" —

Da sich diese wehmüthigen Betrachtungen jetzt

öfter bei ihm einstellten, so entfuhr ihm nun auch einmal während dieser Traurigkeit der Wunsch, daß der Tod kommen und ihn von allen Leiden auf immer befreien möchte.

Er kam hierauf, der Tod, des Schlafes Bruder, damals noch ein schöner, lieblicher Jüngling mit Rosenwangen und der Fackel in der Hand; er kam und sprach zu Petern: „Du hast mich verlangt, ich komme, Dich hinüber zu führen in's bessere Land, wo alle Leiden auf immer schweigen."

Der Tod ist zu Zeiten und in gewisser Entfernung nicht so schrecklich, als wenn er anpocht und in der Nähe ist. Peter hatte sich in einer Reihe von Jahren an so vieles gewöhnt, so vieles war ihm theuer, so manche Kleinigkeit unentbehrlich geworden, daß er jetzt erst gewahr wurde, daß man sich nicht so leicht von Gegenständen trennen kann, die man eine Reihe Jahre hindurch genutzt, gebraucht und sich an sie gewöhnt hat, und die endlich gleichsam zu uns zu gehören scheinen, als man im Unmuth denkt.

Er besann sich bald eines Bessern, und suchte nun den Tod, wie vorher die Teufel, zu überlisten. „Sey mir erwünscht, geliebter Tod!" sprach Peter, „gern geh' ich mit Dir, Du Friedensengel, Du Befreier von allen Leiden! Ich will mich gleich zum Sterben zubereiten, aber vorher möchte ich mich noch gern laben, zum letzten Mal erquicken, und dann auf immer scheiden von dieser argen Welt! — Siehe dort in meinem

Garten den Birnbaum, der trägt Dir recht saftige, herrliche Birnen, vorzüglich im Wipfel sind sie so gelb und roth, daß einem das Maul wässert. Hole mir noch ein Paar Birnen aus dem Wipfel des Baumes, denn Du hast Kraft und Stärke, und ich bin alt und stumpf und kann den Baum nicht ersteigen, — und dann wollen wir zusammen gehen!" — „Herzlich gern," entgegnete der Tod, legte seine Fackel unter den Birnbaum nieder und bestieg denselben, um Petern die gewünschten Birnen zu holen, und Peter ging mit den Worten: „Bleib oben!" — nach seiner Schmiede zurück, und bekümmerte sich nicht weiter um seinen Gast.

Der Tod wollte nun von dem Baume herabsteigen, aber das war ihm nicht möglich, er war wie mit Ketten an selbigen geschlossen, hundert Versuche wurden gemacht, herunter zu kommen, doch keiner gelang. Er mußte sich also in sein Schicksal ergeben und auf dem Birnbaum bivouaquiren. Hunger und Durst peinigten ihn, er fraß alle Birnen ab, und nachdem keine einzige mehr am Baume war, traten die Fasten bei ihm ein. Vier Wochen schon hatte er den peinlichsten Hunger gelitten, hatte sich Fleisch und Sehnen von den Beinen abgenagt, und fing nun an — (nachdem schon Haut, Fleisch und Sehnen von den Beinen und Armen abgenagt und seine eigenen Eingeweide von ihm selbst verzehrt worden waren,) — seinen eigenen Magen zu fressen. — Er lamentirte und bat den Schmied um Barmherzigkeit; Peter aber lachte laut auf, und grinzte

ihn höhnend an: „Barmherzigkeit, Dir? der noch nie Barmherzigkeit gezeigt hat? der die blühende Jungfrau wie die Matrone, die Tugend wie das Laster holt? den das Wimmern der Unschuld nicht jammert? den die ihre Hände ringende und verzweifelnde Mutter nicht rührt? der ihr gefühllos den blühenden Knaben, der die kleinen Händchen bittend entgegen hält — schlachtet? der mir meine Maria, der mir mein Weißköpschen geholt hat? — Du? — bleib bis an den jüngsten Tag auf diesem Zacken sitzen, Wintersfrost und Hundstagsgluth sollen Dir die Knochen schon mürbe machen; klag' Dich satt und friß Dich selbst auf, mir gleich viel!" —

Von dieser Zeit an wurde der Tod von denen, die ihn sahen, als ein Knochengerippe geschildert und gemalt, da er vorher als ein schöner, lockiger Jüngling geblühet hatte.

Der Tod war nun auf den Birnbaum gebannt, und konnte nicht herab; darob freueten sich Anfangs gar Viele, allein ein Unglück entstand dadurch in der Welt, das gräßlicher war, als der Tod selbst! — Niemand starb; die Geistlichkeit kam um die Sterbegebühren, die Aerzte mußten Hunger leiden, die Tischler machten keine Särge mehr und die Todtengräber verlangten ihren Abschied. Die Menschen vermehrten sich ungeheuer, Länder, Städte und Dörfer wurden übervölkert, und Niemand konnte sterben. Es gab keine Nahrung mehr für die Menschen und für das Vieh, denn der Fleischer

konnte das Lamm und den Ochsen nicht tödten, da der Tod fehlte und kein Geschöpf sterben konnte. Das Pflanzenreich war mit Myriaden Insekten und Unrath überzogen, und die Pflanzen und Früchte waren daher nicht genießbar; es gab Unruh, Krieg und Metzelei, und der Geschöpfe waren deshalb nicht weniger und vermehrten sich mit jedem Augenblicke; Mäuse, Ratten, Schlangen, Käfer, Schröter, Kröten, Raben, Ygel u. s. w. erschienen auf einmal in solcher Menge, daß damit alle Felder, Wiesen und Berge bedeckt waren. Die fleischfressenden Thiere brüllten vor Hunger, und standen unter den Heerden der Rinder, Lämmer und Schafe, und konnten doch nicht würgen, da kein Geschöpf sterben konnte. Die Luft verfinsterte sich von Myriaden Insekten, die kein Vogel verschlucken konnte, weil sie nicht sterben konnten. Die Menschen litten Mangel an Allem, da das Ungeziefer Früchte, Blätter, Gras und Blumen verunreinigte und abfraß, so, daß die Erde ein Stein- und Sandhügel wurde, auf dem sich Maulwürfe und Regenwürmer, Schröter, Molche, Unken, Eideren, Raben, Schnacken, Scorpione, Schlangen, Kröten, Ottern und schreckliche, ungestaltete Gewürme krümmten und wälzten, die die ganze Oberfläche mit Unflath bedeckten und überzogen. Vergebens verschluckte der Haifisch den Delphin, vergebens der Hecht den Karpfen; lebendig gingen die verschluckten Geschöpfe wieder ab, und umsonst versuchte der Tiger seinen Zahn an dem Rinde, so wie der Geier seinen Schnabel an

der Taube; der Tod fehlte und die Erde war ihrem Untergange nahe! Mit jeder Minute wurde es trauriger und schrecklicher auf der Erde, denn der Tod war für die Welt — todt! —

Der Magistrat in Jüterbogk, dem dieses Elend zu Herzen ging, zog in corpore zu Petern und bat ihn fußfällig, den Tod loszulassen. Peter verfügte sich daher nach dem Birnbaume, accordirte mit dem Tode und das Gerippe ging jede Bedingung ein, die ihm der Jüterbogk'sche Schmied machte. Der Contract wurde also abgeschlossen und der Tod erhielt seine Freiheit wieder. Er machte, daß er aus der Nähe des bösen Schmieds kam, denn sein bloßer Name erschreckte ihn so, daß er zitterte und bebte. Er floh wüthend durch die Gegend, bot Feuer, Flammen, Nebel, Dampf und Finsterniß, er bot Wasser, Erdbeben, Fieber, Pestilenz und alle Krankheiten zur Rache auf, und nun ging eine Metzelei unter den lebendigen Geschöpfen los, für die die Sprache keine Worte und der Pinsel keine Farben hat. Heißhungrig wüthete und ra;'te der Tod unter den Geschöpfen, und Leichen häuften sich jetzt auf Leichen. Erdbeben vernichteten ganze Gegenden, Menschen und Vieh wurden unter Trümmern begraben, und Ueberschwemmungen verheerten Dörfer und Städte mit ihren Bewohnern, — hier füllten Wasserfluthen ganze Thäler aus, dort war schrecklicher Wassermangel, hier wütheten Fieber, Pocken, hitzige Krankheiten, dor Hungersnoth und das fürchterlichste Elend. Kriege

brachen aus und Bellona schlachtete Millionen Menschen. Viehseuchen rafften das Vieh weg, Feuer fiel vom Himmel und verzehrte Menschen und Thiere. In tausendfachen Gestalten wüthete der Tod, und die Welt war ihrem Untergange nahe! — — Doch das Elend sollte noch einen höhern Grad erreichen, der Jammer sollte noch größer, sollte unbeschreiblich und gränzenlos werden, — und der Tod ließ nun die schrecklichste aller Pesten los, die, seitdem die Erde sich in ihren Angeln dreht, am verheerendsten gewüthet hat. — Sie kam; — mit gebrochenen Augen und Schaum vor dem Rachen stürzte sie lechzend daher, diese schreckliche Pestilenz! — wüthend fiel sie über das menschliche Geschlecht her, und zu Tausenden raffte sie stündlich Menschen weg und Millionen verschlang das Grab in ihrem Zorne *). Drei Jahre lang dauerte ihre Wuth, und endlich bot Gott Frieden, und die entvölkerte Welt genoß wieder Ruhe und erholte sich von ihrem Schrecken.

Der Tod sann auf Rache an dem Jüterbogk'schen Schmied; aber selbst trauete er sich nicht wieder an ihn, er hetzte daher Beelzebub, den Obersten der Teufel, auf, rühmte seine Klugheit und Verschlagenheit, und seine Macht und Stärke, und bewegte ihn endlich, den Jüterbogk'schen Schmied in die Hölle zu transpor-

---

*) Diese Pest kam in den Jahren 1348 bis 1350 über die Erde, und ist unter dem Namen: der schwarze Tod bekannt.

tiren. Beelzebub versprach, den alten Poltermann zu holen, und machte sich den andern Tag auf nach Jüterbogk.

Peter stand eben am Fenster, als er den Satan daher auf sein Haus zukommen sah, und rief hinaus in die Schmiede: „Bringt gleich den großen ledernen Kohlensack, Ihr Gesellen, der Satan kommt!" — Die Gesellen brachten augenblicklich den großen, ledernen Sack, und nur einer blieb in der Schmiede. „Haltet," sprach Peter, „haltet den Sack fest vor's Schlüsselloch, und was hinein fällt, laßt nicht wieder heraus!" — Der Teufel kam, frug in der Schmiede: „Ist der alte Poltermann zu Hause?" „Geht nur hinein," antwortete der Geselle, „er ist drin, und wird Euch wohl empfangen." Der Teufel trat hierauf zur Thür und pochte an. Peter rief: „Herein!" und der Satanas flog durch's Schlüsselloch in den Sack; die Pferdefüße ragten zwar noch aus dem Sacke hervor, aber diese wurden schnell in denselben hineingestopft und der Sack fest zugebunden. Hierauf ging es auf den Ambos mit dem Teufel, dem schon alle Knochen durch die Fahrt durch's Schlüsselloch so lang und dünn wie Drath gezogen waren, so, daß er sich kaum rühren konnte.

„Nun schlagt zu, Ihr Gesellen!" — sprach Peter, „das ist der Alte, der muß genug kriegen!" — und die Schmiedegesellen ergriffen die Boßegel und schlugen so unbarmherzig auf den Satanas los, daß die großen Hämmer und der Ambos davon heiß wur-

den, und 24 Stunden lang wurde Satanas gehämmert. Nun nahm Peter den Sack, trug ihn auf die Anhöhe und ließ ihn liegen. „Das war zu derb und zu viel!“ sagte Meister Urian, „das ist ein Teufelskerl! dem komm' ich nicht wieder!“ — In dem Sacke lag er noch vier Wochen, der Satanas, bis Regen und Sonnengluth dieses enge Kämmerlein so mürbe gefressen und die Mäuse es so zernagt hatten, daß es endlich dem Gliederzerschlagenen möglich wurde, daraus zu entwischen. Er eilte, daß er in die Hölle kam, nahm Cremor tartari ein und legte sich beschämt zu Bette. In der Hölle munkelte es hier und da, daß Meister Urian eine tüchtige Tracht Schläge von dem Jüterbogk'schen Schmied erhalten habe; genau hinter die Wahrheit konnte aber kein Teufel kommen.

Nun hatte Peter Ruhe und lebte noch 30 Jahre lang ungestört fort. „Sagt mir nur, Meister,“ sprach einstmals sein Altgeselle, der 90 Jahre bei ihm gearbeitet hatte, „sagt mir nur, wie es zugeht, daß Ihr nie krank werdet, und weder Tod noch Teufel Euch etwas anhaben können?“ Peter sprach:

„Ich fürchte Gott, halte seine Gebote, lebe nüchtern und einfach, begehre nichts Unrechtes, bekümmere mich um das Thun und Handeln Anderer nicht, und thue andern Leuten, was ich wünsche, das sie mir thun möchten!

Das ist die Summa aller Lehren, das hat mich geschützt und alt erhalten; mein Symbolum heißt:

Auf Gott vertrau',
Arbeite brav, und leb' genau!"

Peter's Flasche mit dem Schnapse hatte aber auch einigen Antheil an seinem langen Leben, denn in derselben war die wahre Panacée, das schönste Lebenselixir und das ächte Laudanum enthalten; wer täglich drei Mal davon trank, dem hatte der Tod nichts an und keine Krankheit konnte an ihm haften, darum verschonte ihn immer die Pest, und der kleine Weißkopf lebte noch, wenn er ihm von diesem Lebenselixir gegeben hätte; Peter kannte aber dessen herrliche Eigenschaften nicht, hielt es dem Kinde für schädlich, trug aber das Fläschchen den ganzen Tag im Busen, und trank wohl zwanzig Mal des Tages ein Schlückchen davon, und das erhielt ihn munter und gesund.

Peter war nun endlich doch seines Lebens satt und überdrüssig, und da ihm alle seine Verwandten gänzlich abgestorben waren, und ihn der Tod nicht holen wollte, so schenkte er den Armen in Jüterbogk sein Geld, dem Kloster sein Feld, der Stadt seine Wiesen und seinen Gesellen die Schmiede mit dem Garten, den Ställen und Scheuern, Vieh und allem Zubehör, zog seinen Sonntagsstaat an, nahm seine Flasche in den Busen und marschirte damit nach dem Himmel zu. —

Er kam glücklich auf dem einsamen Wege, der zum Himmel führt, wenig begangen und ganz beraset war, bei der Himmelspforte an, und wartete, bis aufgethan würde; allein da keine Passagiere ankommen wollten, so pochte er endlich an dem Himmelsthore bescheiden an. Jetzt öffnete sich das Thor, und das Männchen mit dem blauen Röckchen guckte zwischen Thor und Pfosten mit dem weißen Köpfchen hervor. Peter sprach: „Ich bin's!" — — „Das seh' ich!" erwiederte das Männchen (das Niemand anders als der heilige Petrus war), — „aber geh' nur Deiner Wege, Du kommst nicht herein, Du hast bei allen Deinen Wünschen den besten, die Seligkeit, vergessen!" und schwapp! flog das Himmelsthor Petern vor der Nase wieder zu.

Peter besann sich nicht lange, dachte: „Hier ist nichts zu machen, Du mußt weiter gehen," und so nahm er seinen Weg nach der Hölle, der leicht zu finden und gut gebahnt war, und hier fand er Gesellschaft genug. Es war ein Gedränge von Vornehmen und Geringen, die alle nach der Hölle wanderten, daß kein Apfel zur Erde fallen konnte, und so kam er in Gesellschaft und Gespräch eines fetten Domherrn bald und ohne viele Langeweile zu haben vor der Hölle an. An dem großen eisernen Thore derselben stand eine Schildwache von zwei Teufeln in rother Montur, mit großen Bärenmützen; der eine von diesen Teufelsgrenadieren war einer von den zwölf Teufeln, die Peter bei ihrem

Besuche so barbarisch hatte abklopfen lassen, und dieser war Petern unter der Menge, die nach der Hölle strömte, gewahr geworden. Erschrocken lief dieser arme Teufel in die Hölle, machte Lärm, tobte und schrie: „Der Jüterbogk'sche Schmied kommt! der Jüterbogk'sche Schmied kommt! Macht geschwind die Thore zu!" — Bestürzt lief Alles in der Hölle wider einander, die Teufel waren wie betäubt und schlugen endlich voll Angst das große eiserne Thor zu; aber unglücklicher Weise war der Riegel abhanden gekommen, und da man sich nicht anders zu retten wußte, so nahm man in der Eil einen Teufel, der eine entsetzlich lange Nase hatte, und steckte dessen Nase statt des Riegels vor das große eiserne Thor.

Peter konnte nun weder in den Himmel noch in die Hölle, und auf die Erde schämte er sich zurück zu kehren; er entschloß sich also kurz bis auf bessere Zeiten, seinen Platz zwischen Himmel und Hölle zu nehmen. Hier baute er sich eine Breterbude auf und legte einen Schnapsschank an, und der Handel ging gut; wer in den Himmel wollte, trank da erst ein Schnäpschen, und die Höllenbrände, die nach der Hölle wanderten, holten sich vorher da noch einen Haarbeutel.

Hier hatte er nun wieder 100 Jahre gesessen, als er diese Lebensart auch satt kriegte, und er betete nun stündlich und inbrünstig zu Gott, ihn in das Himmelreich aufzunehmen, und Gott war ihm gnädig. Eines

Abends erschien Petrus in seinem himmelblauen Röckchen, redete ihn freundlich an und sprach:

„Dein Gebet ist erhöret! Geh' zurück auf die Erde und wandere nach Thüringen; daselbst liegt ein Berg, der wird der Kyffhäuser genannt, da sollst Du einstweilen aufgenommen werden, bis Deine Sünden abgebüßt sind. Kaiser Friedrich ist nicht todt, wie Du wähntest; nein — aus Verdruß hat er sich mit seiner Hofstatt in jenen Berg gebannt, und muß nun zur Strafe so lange daselbst harren und hausen, bis die Raben und Dohlen nicht mehr um den Scheitel des Berges flattern. Geh' dahin; am Fuße des alten Thurms ist eine verborgene Thür, diese soll Dir sichtbar werden, poche an — und sie wird Dir aufgethan werden. — Beschlag' dem Kaiser seine Pferde, und wenn erfüllt ist, was ich gesagt habe, und die Raben flattern nicht mehr um den Gipfel des Berges, dann sollst Du mit dem Kaiser und seinen Leuten im Himmelssaale aufgenommen werden, dixi!"

Peter war hocherfreut, als er hörte, daß Kaiser Friedrich noch lebe, that, was ihm befohlen war, kam in Tilleda an, ging auf den Berg und fand die verborgene Thür. Hier pochte er an, der Berg that sich auf und das Erste, was ihm Erfreuliches im Innern des Berges begegnete, war, daß sein treuer Hund Raps, der den Umello bezwang, freudig an ihm empor sprang, und durch Bellen und Schmunzeln seine große Freude

zu erkennen gab. Der Kaiser Friedrich freute sich sehr, als er Petern wieder sah, und sagte, daß er sehr gealtert habe, und frug ihn dann, ob die Raben noch immer um den Berg flatterten; — und als das Peter bejahte, seufzte der Kaiser tief auf; der Berg schloß sich wieder zu, und Niemand, bis auf die Schatzgräber, hat Petern wieder gesehen. —

Zwei und neunzigste Nacht.

Die alte Sage von dem Schmied zu Jüterbogk hatte Alle sehr angesprochen, die Reihe zu erzählen war diesen Abend an dem Obersten, und er trug das nachfolgende schöne Mährchen vor, welches er vor längerer Zeit in der Sammlung des Grafen Mailàth gelesen hatte.

Das Schwert Zuniga.

Eine der entzückendsten Gegenden in Ungarn ist das Granthal, so geheißen vom Fluß Gran, der von Norden herabströmend durch die geringeren Abdachungen des karpatischen Gebirges der Donau zueilt, und unfern der Stadt Gran von diesem Stromkönig aufgenommen wird.

Die Gegend bietet einen überaus freundlichen An-

blick dar, die Berge, nicht hinreichend groß, um ernst zu seyn, erheben sich doch bedeutend genug, um den ganzen Flußweg, als von der übrigen Welt abgeschlossen, darzustellen; auch ist das ganze Thal so geräumig, daß es im Beschauen nicht den Begriff von Beschränkung der Kraft erweckt, ein jeder magyarischen Brust unausstehliches Gefühl. Die Berggruppen sind mannigfaltig, die Wälder grünen lustig drauf, in der Tiefe blühen die Wiesen üppig, reiche Kornfelder wogen, und der klare Fluß wälzt sich in mancherlei Krümmungen freudiglich; die alte Burg Revistye schaut ernst und nachdenklich die Stromlänge auf und nieder, der alten Zeiten mahnend. Kurz, alles ist hier vereint, was durch seinen Anblick ein vaterländisch Herz zu erfreuen vermag.

Nun liegt die alte Burg in Trümmern, und der Friede hat den beglückenden Himmelsmantel seit mehr als sieben Menschenaltern über diese Gegend ausgespannt Aber anders war es zu jener Zeit, als Ungarn von des Morgenlandes blutgierigen Wölfen bedrängt, dem edlen Roß seiner Haiden gleich, mit ersterbender Kraft, aber unbesiegtem Muthe widerstand.

In jener Zeit also saß im Licht der eben sinkenden Sonne ein alter Krieger und noch zwei jüngere Männer mit ihm, am Thor der alten Burg Revistye. Der Alte und der Jüngern einer waren Häuptlinge der Schloßbesatzung, der Dritte war ein deutscher Bergknappe aus Schemnitz, wie es denn dort zu jeder Zeit

Fremde gab, die den edlen Bergbau zu erlernen streb-
ten. „Ob Euer Herr wohl heute gewiß zurückkehrt?“
begann der Bergknappe. „Als der Oberstkammergraf
mich absendete an ihn, trug er mir Eile auf, und
morgen früh erwartet er mich mit der Antwort.“
„Fürchtest Du Dich des Nachts zu reiten?“ warf der
Andere hin. „Das nun wohl nicht,“ entgegnete der
Bote mit eiriger Empfindlichkeit, „aber ich wünschte
in meinem Dienst pünktlich zu seyn.“ „Es ist mond-
hell,“ sprach beschwichtigend der Alte, „der Weg nicht
lang, Du bist mit dem ersten Morgenstrahl dort, auch
wenn Du noch das Abendbrod mit uns verzehrst; der
Herr kommt gewiß, denn als er uns verließ, versprach
er in drei Tagen wieder zurück zu seyn, und er hält
Wort. Sieh Dich indessen um bei uns, Du scheinst
erst kurz im heil'gen Ungarland zu seyn, so präge
Dir's denn lebhaft ein, was sich Dir darbietet. Was
Du jetzt und in der Burg siehst, wird Dir wohl eine
freundliche Erinnerung bleiben für Dein Leben.“ Der
Bergknappe folgte dem Rath, er ließ sein Auge um-
herschweifen in der reizvollen Gegend, und seine beiden
Gesellen, die Anfangs nur seinen Blicken gefolgt wa-
ren, überließen sich endlich auch den Betrachtungen,
die von dem, was sie erblickten, erweckt wurden.
Schweigend und ernst sahen sie lange den Krümmun-
gen des Flusses nach, und so gewaltig ist der Zauber
dieser Gegend, daß selbst dem Alten, der sie oft und
seit seiner Kindheit geschaut, die Brust weicher gestimmt

wurde; der Jüngere aber rief in freudiger Begeisterung aus: „Ich bin viel herum gekommen in meinem Vaterland, aber nirgend hat es mir so wohl gefallen, und gern möchte ich hier sterben, denn es muß sich in dieser schönen Erde recht gut ruhen lassen.“ Der Alte entgegnete: „Ihr hättet besser gethan, zu sagen, auf der Erde, denn ein Krieger kann eben nicht auf Begräbniß rechnen, er muß Gott danken, wenn er auf dem Boden seiner Heimath und für eine schöne Sache stirbt. Nun, und für eine schöne Sache kämpfen wir immer, sey es nun das Vaterland oder unsere Frau.“ — „Sagt mir nur,“ begann der Bote, „woher ist sie denn? und warum soll ihretwegen gestritten werden?“ — „Das muß ich erzählen,“ sprach der Junge, „der Alte hat zu wenig Feuer dazu.“ „Nun, nun,“ sagte der Alte, „weil Du lesen und schreiben kannst, mährchenreich bist und Lieder machst, die nicht übel klingen, mußt Du eben nicht meinen, Du wüßtest alles besser, denn wir, aber erzähle nur, ich höre gern Dir zu.“ Der Jüngere begann: „Unsere Frau ist die Schwester des Türken, der in Lewenz befiehlt. Der Ruf ihrer wunderbaren Schönheit verbreitete sich weit um, obschon sie kein Auge gesehen hatte, wie eine verborgene Rose sich durch ihren Duft kund giebt. Auch zu unserm Herrn drang das Gerücht, er achtete dessen eben nicht viel; giebt es doch bei uns der Schönen genug. Da ergab sich aber ein seltsamer Fall. Ein alter Diener dieses Schlosses war von Hassan gefangen,

vergebens bot der Herr Lösegeld für ihn. Der Türke ließ ihn nicht los, um Revisthe zu kränken, weil er merkte, daß der Diener ihm werth war. Zelmira, so heißt Hassan's Schwester, unsere Frau, hörte dies von ihrem Bruder. Sie ließ sich den Gefangenen von ihm schenken; denn er liebt sie leidenschaftlich und kann ihr nichts versagen. — Nun ließ sie sich vom Alten die Thaten unsers Herrn erzählen; aber seltsam war's, — sie wußte alles schon, sie erzählte, er mußte es nur bestätigen. Dann schenkte sie ihm die Freiheit. Als unser Herr dies alles aus des Alten Mund vernahm, ward sein Herz gerührt; er sann hin und her, wie er sich ihr nähern könnte; endlich fand sich ein Ausweg. Hassan hatte viele hundert Arbeiter aufgeboten, um an den Festungswerken und Verschanzungen zu Lewenz zu arbeiten. Unter diese mischte sich unser Herr. Wie es ihm nun gelang, Zelmira zu sehen, mit ihr zu sprechen, ich weiß es nicht, denn der Herr äußert sich nicht darüber; genug, sie verstanden sich, und beschlossen Flucht. Ein Bauermädchen war unter den Arbeitern in der Veste, und brachte Kunde, daß zwei der Unsern mit zwei ledigen Rossen in der Nähe des Schlosses verborgen halten sollten. In tiefer Nacht kam der Herr und Zelmira, sie in der Tracht einer gemeinen Bäuerin. Sie warfen sich auf die Rosse, flohen davon und hierher. Zwei Monden sind es nun. Seither ist sie zum Christenthum übergetreten, ist getauft und unserm Herrn angetraut. Ihr christlicher Name ist

Rosa, aber dem Herrn ist der alte Name Zelmira lieber, und so nennen wir sie denn auch jetzt noch Zelmira." — „Ist sie denn wirklich so schön, wie der Ruf sie pries?" begann der Bote. „Wahrlich, sie ist's," war die Antwort. „Schau hin, wie der Mond jetzt aufgeht über dem Walde. Er versilbert die Berggipfel, sein Strahl erfüllt das ganze Thal, der Fluß rauscht liebender in seinem Licht, und selbst das alte Gemäuer unserer Burg verjüngt sich. So wechselt alles die Farben, oder wird im Innersten bewegt, wenn sie erscheint." „Und Hassan hat nichts Feindliches gegen die Burg unternommen?" unterbrach ihn der Bergknappe. „Noch nicht," erwiederte der Alte, „aber zweifle nicht, er wird sich gewiß rächen, und uns die schöne Frau entreißen wollen." „Wenn er nur bald käme!" rief der junge Häuptling, „am schönsten ficht sich's doch zum Schutz einer schönen, jungen Frau." „Was den Schutz anbelangt," sprach der Aelteste, „da verlaßt Euch nur auf unsers Herrn Schwert, „Zuniga" geheißen, mit dem siegt er gewiß." „O! erzähle von dem Schwert!" rief der Junge." „Von dem ist freilich viel zu erzählen," gab der Alte zurück, „aber davon ein ander Mal, denn mir däucht, der Herr kommt. Hört Ihr keinen Sang aus der Tiefe?"

Sie horchten alle hin, und leise, dann immer vernehmlicher drangen die Töne zu ihnen herauf. Es ist das Lieblingslied unsers Herrn, was da unten ge-

sungen wird; hört nur!" Sie waren still, und deutlich vernahmen sie das ganze Lied.

Ungarns Wappen.

Auf hohen Bergen strahlet eine Krone,
Sie leuchtet weit, ein sonnenhelles Licht,
Sie prangt achthundert Jahr auf diesem Throne,
Um den der Sieg stets neue Lorbeern flicht.
Hin fliegt ihr Ruhm durch jene ferne Zone,
Er weichet dem der andern Kronen nicht;
Denn war die Welt im wilden Streit entzunden,
War sie mit neuer Glorie nur umwunden.

Der Sturm erhebt sein brausendes Gefieder,
Er rauscht heran mit ungestümer Macht,
Es zuckt der Blitz und Schloßen fallen nieder,
Verderben droht der Wolken finstre Nacht.
Umsonst! fest steh'n der Berge Riesenglieder
Machtlos verweht, was wild zum Streit erwacht,
Und aus der Berge stillen Thalesgründen
Wird nie das Glück, die Ruhe nie verschwinden.

Denn Kron' und Berge schützt ein heilig Zeichen,
Das Heiligste, das Menschenzunge nennt.
Ihr Ströme eilt, und fragt in allen Reichen,
Ob wer ein edler Volk, als wir sind, kennt?
Ob wo ein Fürst dem unsern zu vergleichen?
Ob tiefer wo das Kreuz im Herzen brennt?
Noch tausend Jahr wird Berg und Kreuz und Krone
Vereint besteh'n dem neid'schen Feind zum Hohne.

Näher und näher waren die Laute gedrungen; schon sprengte der Herr von Revistye von dreien beglei-

tet in die Burg, als Zelmira aus ihren Gemächern heraus die Treppe hinab in freudiger Hast ihm entgegen flog. Gerade am Thor trafen sie sich. Revistye sprang vom Sattel, sie schloß ihn fest und innig in ihre Arme. Es hatte ihr schwer gebangt um den lang Ausbleibenden. Als sich nach und nach die Burgleute sammelten (denn alle liebten ihren Herrn, und drängten sich heran, um ihn zu sehen), trat sie verschämt zurück. Er begrüßte sie alle freundlich, der alte Häuptling aber führte ihm den Bergknappen vor; während nun Revistye den Brief des Kammergrafen las, Zelmira's Auge aber auf ihrem Gemahl ruhte, hatte der Bergknappe Zeit genug, ihre Schönheiten zu bewundern; er mußte sich gestehen, daß die Natur nichts vergessen habe, um sie zur reizendsten Frau der Welt zu bilden.

„Ich habe dem Oberkammergrafen bereits von Neusol Auskunft gegeben über alles, was er zu wissen begehrt; es thut nicht Noth, daß Ihr uns jetzt verlaßt, auch wär' es ungastlich von mir, entließe ich Euch des Nachts, und unfreundlich von Euch, wolltet Ihr den Schlaf in meinen Mauern, unter meinem Dach verweigern! Morgen früh mögt Ihr heim ziehen!“ so Revistye. Einige Worte sprach er noch zum alten Häuptling, und ging dann mit Zelmira in ihre Gemächer.

„Nun, Kinder,“ begann der Alte, „so wollen wir heute fröhlich seyn, und Du,“ so sprach er zum

Bergknappen gewendet, „zeige, ob es wahr ist, daß die Deutschen des Trunkes gar so mächtig sind, als man redet.“ Fässer wurden aus den Kellern herauf geschafft, lustige Feuer brannten rund umher, an denen das Nachtessen in reicher Fülle zubereitet ward, die Jüngern ergötzten sich im Tanz, die ernsten Weisen vaterländischer Lieder erhoben sich in die Luft, indeß andere theilweis in Felsen oder auch im Gras gelagert den Kündern früherer türkischer Kämpfe und magyarischer Tapferkeit, oder den wunderbaren Mährchen der Vorwelt horchten. Der goldene Sternenwagen begann schon zu verbleichen, im Osten begann es schon zu dämmern, als der vielseitige Jubel, der nach und nach schwächer geworden, endlich ganz verstummte, und, wie bei jeder Herrlichkeit des Lebens, nur die Asche der abgebrannten Lustfeuer dem betrachtenden Wanderer verkündete, daß Menschen hier in Freude vereint gewesen.

Es war heller Morgen, als Revistye im Erker seines Schlosses stehend vom Bergknappen Abschied nahm. „Und saget dem Burggrafen,“ so waren seine Schlußworte, „daß er mir und Zelmiren außerordentliche Freude gewähren würde, wenn es ihm gefällig wäre, uns einen dieser Tage mit seiner Gegenwart zu beehren. Uebrigens werdet Ihr, mein junger Freund! eine kleine Gabe, die ich Euch biete, nicht verschmähen. In unserer bewegten Zeit ist die Waffe dem Manne unentbehrlich!“ Mit diesen Worten bot ihm Revistye

zwei türkische mit Silber eingelegte Pistolen, von seltner Arbeit. „Sie waren eines tapfern Mannes Wehre, der gefürchtete Achmed Aga bediente sich ihrer, bevor er meinem Schwert erlag; die letzte Kugel, die er absendete, galt noch mir, sie streifte aber nur, indeß ihn meine Klinge traf.“ Der Bergknappe verbeugte sich dankend und Abschied nehmend, als der jüngere Rottenführer eintrat, und dem Herrn die Ankunft eines türkischen Boten anzeigte. „Verweilt nun einen Augenblick,“ sprach Revistye, „vielleicht ist es dem Kammergrafen nicht unlieb, zu erfahren, was mir der Türke will.“ Die Thüre ging auf und eine stämmige Gestalt trat ein.

An den breiten Schultern, dem kurzen Hals, dem schwarzen glänzenden Bart, den tief gefurchten Zügen erkannten alle sogleich Moktar, einen der türkischen Unterbefehlshaber zu Lewenz. Er trat trotzig vor Revistye hin. „Mein Herr! Hassan, Befehlshaber zu Lewenz, sendet mich zu Dir, dem ungläubigen Revistye. Du hast ihm hinterlistig seine Schwester gestohlen. Er hat beschlossen, Dich zu strafen, zu strafen mit eigener Hand. Er läßt sich herab, in offenem Zweikampf mit Dir zu fechten, obgleich Du nicht besser bist, als ein gemeiner Dieb; heut' über acht Tage steht er hier, um mit Dir zu streiten. Zelmira ist des Sieges Preis. Wie ein Mädchen auf den Tanz sich freut, oder wie Widder begierig sind, auf einander zu stoßen, so freut er sich und ist begierig auf den Kampf. Seine Klinge,

die oft schon ungläubiges Christenblut getrunken, soll sich auch mit dem Deinen färben." — Revistye's Wange glühte röther, sein Auge blitzte im Zorn auf, er besann sich aber und sprach ruhig: „Ich erwarte ihn heute über acht Tage; ist seine Klinge noch vom Christenblut roth, werd' ich mein Schwert Zuniga schwingen, es wird mich nicht verlassen, wie es meine Ahnen nie verließ. Dein Werk ist gethan, entferne Dich! Ihr aber," so sprach er zu dem Bergknappen, „sagt dem Kammergrafen, ich ließe ihn nun dringend bitten, noch diese Woche zu kommen, um des Zweikampfes Zeuge zu seyn." Moktar warf einen trotzigen, beinahe verächtlichen Blick auf Revistye, der Bergknappe drückte ihm freudig glühend die Hand, und die beiden Boten schritten neben einander ernst und schweigend die Treppe hinab.

Als sie in den Hofraum zu ihren Rossen gelangten, trat Zelmira eben aus der Kapelle. „Moktar!" rief sie aus, „lebt mein Bruder?" Der aber warf sich in den Sattel: „Heut' über acht Tage kämpft er mit Euerm Mann um Euch!" und sprengte zum Thor hinaus. „Euer Herr siegt gewiß," rief der Bergknappe, indeß er dem Türken nachflog; aber Zelmira hörte die tröstenden Worte nicht mehr, sie war schon hinauf geeilt zum Leben ihres Lebens. „Du kämpfst mit Hassan, meinem Bruder?" „Ich muß," entgegnete Revistye, „will ich nicht von Dir lassen, und kann ich das? Du siehst, der Zweikampf ist unaus-

weichlich." „O Gott!" rief sie, „und wenn Du fällst? Mein Bruder ist ein kampferprobter Mann." „O fürchte nichts," erwiederte er, „ich bin manchem Strauß gestanden." „Wenn Du fällst, sterb' ich mit Dir, doch räch' ich früher Deinen Tod," so sprach sie in verzweifelnder Entschlossenheit. „Ich falle nicht," erwiederte Revistye; „das Schwert Zuniga schützt Dich und mich." — „Wo ist das Schwert?" rief Zelmira aus, „zeige mir's, und vertraue mir, worauf Du bauest;" und Revistye führte sie in die Waffenkammer und vertraute ihr das Geheimniß dieser Klinge.

Indeß stand Moktar vor Hassan. Er hatte seinen Bericht erstattet und entfernte sich. Hassan blieb allein mit Ibrahim, dem Renegaten. „Herr!" begann dieser, „Du bist verloren, wenn Du mit Revistye kämpfst, das Schwert Zuniga muß Dich tödten. Ich kenne dieses Schwert, denn ich habe unter den Christen gelebt, bevor mich Mahomet erleuchtet." „Was ist's mit jener Klinge?" sprach Hassan, „mein Arm hat manchen Kampf bestanden, warum sollt' er jetzt minder kräftig seyn?" Ibrahim entgegnete: „Vernimm, o Herr! die Geschichte jenes Schwertes. Als der große Soliman nach der Schlacht von Mohacs Deutschland bedrohte, sammelten sich christliche Streiter aus allen Landen, um dem Mächtigen zu widerstehen. Unter diesen befand sich auch ein Spanier, Alonzo de Zuniga geheißen. Dieser schloß enge Freundschaft mit einem magyarischen Edlen, Andor Revistye, dem Ahnherrn

Deines Feindes. Als nun der Feldzug geendet war, und die spanischen Hülfsvölker durch Kaiser Karl den Fünften abgerufen wurden, sprach Zuniga zu Revistye: „Wir sehen uns wohl nimmermehr im Leben, und wenn wir beide sterben, gedenkt Niemand weiter unserer Freundschaft, und sie ist doch so fest und wahr, wie irgend etwas auf der Welt; so gieb Du mir ein Andenken, das sich forterbt von Kind zu Kind, nützlich Jedem; ich gebe Dir auch eins, mögen sich unsere Geschlechter dann auch nie begegnen, so bleibt das Andenken unserer Freundschaft dennoch aufrecht, und die spätesten Enkel blicken in entscheidenden Gelegenheiten dankbar auf uns zurück." Revistye zog hierauf einen Ring, den er immer auf der Brust getragen, unter seinem Kleide hervor und sprach: „Dieser Ring ist der „Ring der Treue" genannt; wer ihn trägt, ist gewiß, daß sein Lieb' sich nie von ihm wendet, ihn lieben muß sein ganzes Leben über. Nimm ihn hin, und von Kind zu Kind ruhe er auf eines Zuniga Brust." Zuniga aber holte einen maurischen Säbel herbei und reichte ihn seinem Freunde mit den Worten: „In den maurischen Kriegen ward dieses Schwert von einem meiner Ahnen ersiegt; es liegt ein Spruch darauf: Wer diesen Säbel schwingt, um sein Liebstes in der Welt zu schützen, oder zu rächen, ist gewiß, daß sein Gegner fällt. Von Kind zu Kind gehe der Eid, daß jeder Revistye sich dieses Schwertes bedienen will, wenn es das Heiligthum seines Herzens gilt." Andor sprach: „So wahr

mir Gott helfe, so soll es geschehen, und Zuniga soll die Klinge heißen für ewige Zeiten." Beide schlossen sich noch einmal in die Arme, und ritten dann aus einander, der Eine nach Osten, der Andere nach Westen. Die Revistye haben Wort gehalten, und mancher Feind ist vor der Klinge Zuniga in den Staub gesunken; auch Dir wird es nicht besser gehen, Du fällst gewiß." Unruhig ging Hassan auf und ab. Die Lust zum Leben rang mit dem Stolz. Hämisch lächelnd sprach Ibrahim weiter: „Dies Eine kann Dich trösten, daß es möglich ist, daß Du Revistye auch tödtest; denn der Spruch sagt nur, daß Revistye's Gegner fallen muß, nicht aber, daß jener, der die Klinge Zuniga schwingt, sein eigenes Leben sieghaft bewahre!" — „Elender Spötter!" zürnte Hassan, „wenn Du keinen Schutz weißt gegen das Schwert Zuniga, was lähmst Du meine Kraft, indem Du mir durch die Sage von des Schwertes Zauberkraft die Zuversicht zu mir selbst raubst?" Nach einer Weile begann Ibrahim: „Ein Mittel kann Dein Leben und Deine Ehre zugleich retten. Ich wage mich in's Schloß Revistye, ich vergifte ihn, den Du hassest. Wenn Du zum Zweikampf erscheinst, ist er todt, Du hast also mit Niemand zu streiten, und hast Dich gleichwohl gestellt." — „Es sey," sprach Hassan, „aber eile!" „Ich wage viel," sprach nun Ibrahim, „giebst Du mir zum Lohn die Hälfte seiner Schätze und Zelmira?" „Ich gebe sie Dir, doch eile!" so sprach Hassan. Ibrahim kreuzte

die Hände über die Brust und entfernte sich. Hassan sah ihm lange nach. „Thor!“ dachte er, „glaubst Du, ich werde meinen Ruhm in Deinen Händen lassen? Mein Gold könnte ich Dir lassen, aber Zelmira? Du stirbst, ist Deine That gelungen!“

„Und Du hast es selbst gesehen, wie er das Gift genommen?“ „Ja, Herr! ich habe es gesehen,“ entgegnete der Renegat, „und wenn Du zur Zeit, die zum Zweikampf bestimmt ist, an den Mauern zu Revistye eintriffst, wirst Du seinem Leichenzug begegnen oder sein Begräbniß sehen. In der allgemeinen Verwirrung muß es Dir dann leicht werden, die Veste zu erstürmen und Deine Schwester heimzuführen.“ Mit stolzer Zuversicht dem Ausgang entgegen sehend, schwang sich Hassan auf sein Roß und ritt längs den Ufern der rauschenden Gran ihrem Lauf entgegen, sein Gefolge, eine kampfrüstige Schaar, ihm nach; der Gebirgsschnee in den höheren Karpathen war eben im Schmelzen, und die Wogen der Gran schäumten und waren getrübt. „Nun spiegelt sich die stolze Burg nicht in des Stromes Fluthen, bald trägt der Strom die gebrochenen Mauern mit sich fort,“ so dachte Hassan. „Die Thränen der Burgleute haben das Wasser getrübt,“ begann der Renegat, „die Nebel auf den Bergen sprechen die Trauer der Gegend aus, und so wird es bleiben, bis Du den immer leuchtenden Halbmond auf der ersiegten Veste aufgepflanzt.“ Unter solchen Gesprächen in der festen Ueberzeugung des Gelin-

gens ihres Unternehmens waren sie auf dem jenseitigen Ufer der Gran gegenüber von Revistye angelangt. An der Brücke stand ein kleines Häuflein magyarischer Reiter. „Wollen sich diese mit uns messen?“ fragte der Bassa verächtlich. „Sie werden wegen der Uebergabe unterhandeln wollen,“ war des Renegaten Antwort. „Fragt sie, was sie wollen. Wenn sie meine Schwester ausliefern und die Burg in Brand stecken, mögen sie mit der Leiche ihres Herrn, und was sonst ihr eigen ist, ungehindert abziehen.“ Indessen entfaltete sich die Reiterschaar; in ihrer Mitte wies sich der Oberstkammergraf reich geschmückt; eben als ein Türke fragend heransprengte, trabten ihm schon zwei aus der Schaar des Oberstkammergrafen entgegen. Der Türke lenkte mit ihnen um und führte sie zu Hassan. Der Eine begann: „Der Oberstkammergraf will aus Freundschaft für unsern Herrn selbst alles ordnen, was zum Zweikampf nöthig, und möglicher Verwirrung steuern. Ist alles geordnet, wie es seyn soll, erscheint unser Herr zum Kampf. Dein Antlitz haßt er zu sehr, um es früher als sterbend sehen zu wollen. Schick' also auch von den Deinen welche aus, die gemeinschaftlich mit uns, was nöthig ist, zum ernsten Gang bereiten.“ Der Bassa warf einen fragenden, durchbohrenden Blick auf den Renegaten; dieser zuckte sichtlich zusammen, aber gleich wieder gefaßt warf er die Frage hin: „Ist Euer Gebieter wohl? Mein Herr will ihm gern Zeit gönnen, wenn seine Gesundheit etwa zufällig angegriffen

ist.“ „Ihm ist wohl,“ entgegnete der Magyare, „und seine Klinge Zuniga werdet Ihr blitzen sehen, und Hassan wohl auch fühlen.“ Während sich nun die beiden Magyaren mit Moktar und einigen hierzu bestimmten Türken zum Oberstkammergrafen begaben, sich mit ihm besprachen, die Kampfeshaide maßen, wandte sich Hassan zum Renegaten. — Mißtrauen, Zweifel, plötzliche Sorge, hart bezähmte Wuth sprachen sich aus in seinen Zügen. „Wenn Du mich getäuscht hast,“ sprach er mit gedämpfter Stimme, „wenn Du mich getäuscht hast, wenn er lebt, wenn ich ihn zum Kampfe reiten sehe, wenn er das Schwert Zuniga schwingt, bist Du des Todes. — Ich weiß es wohl, Du lauerst auf meinen Untergang, um meine Stelle zu erlangen, und hast mich darum in diesen todtbringenden Streit verwickelt. Aber ich stoße Dich nieder und Du stirbst vor mir.“ Hiermit faßte er ihn am Arm mit aller Kraft eines Rasenden, so daß an ein Entrinnen nicht zu denken war. „Herr!“ entgegnete der Renegat, „er kann nicht leben, es ist nicht möglich, ich habe ihn ja selbst das Gift nehmen sehen.“

Indeß war der Kampfplatz bezeichnet. Schranken waren nicht, die Breite und Länge war nur durch vier an den Ecken aufgestellte Reiterhäuflein, aus Magyaren und Türken bestehend, bezeichnet. Auch war die Uebereinkunft getroffen, daß Revistye vom jenseitigen Ufer über die Brücke gegen Hassan ansprengen werde, daß sich die Kämpfer vor dem Gefecht weder sehen

noch sprechen sollten, und der schnelleren Entscheidung wegen blos des Schwertes sich zu bedienen hätten. Der Oberkammergraf stellte sich an das Ufer; drei Flintenschüsse, auf seinen Befehl abgefeuert, verkündigten, daß alles bereit sey. Aus den Thoren des Schlosses Revistye bewegte sich eine Reiterschaar; Hassan und der Renegat starrten angestrengt hinauf. Sie entdeckten Revistye. Es war sein Roß, welches in kriegerischer Freudigkeit schwebte; die Farben seines Hauses auf dem Schild waren dem Auge kenntlich. Sein Helmbusch war's, den sie wehen sahen; so schwang er die Klinge, es blieb kein Zweifel übrig. Als er donnernd über die Brücke sprengte, rief Hassan aus: „Er ist's, stirb Hund!" und stieß den Dolch bis an's Heft in das Herz des erbleichenden, verrätherischen Renegaten. Verzweiflung und Wuth trieben ihn auf den Gegner. Ihre Säbel kreuzten sich, des Türken Klinge sprang; des nahen Todes gewiß, riß Hassan den Dolch aus der Scheide, und warf ihn gegen seinen Feind. Das Eisen drang in des Gegners Brust; die Klinge entfiel seinen Händen, er sank in's Gras, das Roß floh ledig durch die Haide. Hassan sprang ab, hob die Klinge Zuniga jubelnd auf, und trat zu dem Gefallenen, sich mit grimmer Lust am Anblick des sterbenden Ueberwundenen zu weiden. Wie bebte sein Herz zusammen, als er im besiegten Feind — seine Schwester erkannte, der verhüllende Helm, das verstellende Gelock, der falsche Bart waren entsunken; ihr brechendes Auge hing fest an

ihm; da zuckte er das neu ersiegte Schwert gegen die eigene Brust, und sank todt an seiner Schwester Seite nieder! — In selbem Augenblick bewegte sich der Leichenzug aus dem Thore des hohen Revistye. Der Herr wurde zu Grab getragen. — Der Ernst des Augenblicks ergriff die beiden feindlichen Theile, sie lasen ihre Leichen auf, und schieden ohne Kampf.

Revistye war der Letzte seines Stammes; die Burg verfiel, die Bewohner zogen sich in's Thal. Ein Dorf bildete sich im Laufe der Zeiten am Fuß der hohen Revistye, und vielleicht weiß noch mancher Bauer daselbst die hier erzählte Sage.

Wo der tapfere Herr und die schöne Herrin begraben sind, weiß Niemand. Hassan liegt unter den Trümmern der Veste Lewenz; die verhängnißvolle Klinge aber soll in das Innere der Türkei gebracht worden seyn. Es geht die Sage, daß sie im Kriege der Türken und Venetianer noch einmal geleuchtet habe. Möglich, daß wir jetzt wieder Kunde erhalten von ihrem blutigen, rächenden oder schützenden Wirken.

Drei und neunzigste Nacht.

Diesen Abend kam das Gespräch über die verschiedenen Auffassungen und Mittheilungen einer und derselben Sage.

Der Prediger sprach: „Es wurde hier letzthin die Sage von dem fliegenden Holländer erzählt, heute fand ich denselben Stoff auf eine ganz abweichende Art von H. Schmidt bearbeitet. H. Schmidt war selbst Seemann und hat mit großem Fleiße verschiedene Seemannssagen gesammelt, und zwar an der besten Stelle, nämlich auf dem Meere selber aus dem Munde alter befahrener Männer. Mir erscheint Schmidt's Mittheilung der Sage vom ewigen Segler zur Vergleichung um so anziehender, als der Segler hier ein Engländer ist, dessen Namen, wie Schmidt gesteht, er nicht erfahren konnte; unstreitig ist die Sage vom fliegenden Holländer die Ursage, und die englische, weit mehr eingedichtete, nur nacherzählt."

Man bat den Prediger, die Schmidt'sche Sage zur Vergleichung mitzutheilen. Er war gern dazu bereit und erzählte, wie folgt:

Der ewige Segler.

Unter den hohen Kreidebergen von Dover lag der Kriegsschooner Fulgur (zu Deutsch, der Blitz) vor Anker und nickte den gegen ihn anrollenden Wellen bedächtig entgegen. Der Feuerball des Tages ruhte auf den westlichen Wogen und kühlte sich den glühenden Unterrand. Seemöven flogen links und rechts in weiten Bogen, und schlanke Fahrzeuge, leichte Fischerkähne trieben heimwärts, und stolze Kauffahrer zogen beladen durch die Kanalstraße. Auf dem Schooner herrschte

eine Todtenstille, die Mannschaft stand erwartungsvoll auf ihren Plätzen, die Officiere gingen ruhig neben einander auf und nieder, keiner sprach ein Wort.

Die Sonne tauchte unter, ein durchsichtiger Nebel stieg aus dem Wasser herauf und verbreitete eine lichte Dämmerung rings umher, die silbernen Pfeifen der Bootsleute ertönten*), die flinke Mannschaft, kundig des Winkes, zog sich zurück, die Wachen nahmen ihre bestimmten Plätze ein, ihr lautes „All well**)!“ ertönte von Bord zu Bord. Die Kajütskappe ward zurückgeschoben, Kapitain Milton trat auf das Verdeck, er ging still und in sich gekehrt auf und nieder, und blickte von Zeit zu Zeit zu den Feuern von Dover hinauf, welche leuchtend durch den Nebel strahlten.

Der ganze Himmel war hell und rein, einzelne Sterne leuchteten freundlich aus blauer Ferne auf das Verdeck, Kapitain Milton seufzte leise auf und setzte sich auf eine Kanone, den Kopf fast unmerklich an die Brustwehr lehnend. Sein großer weißer Pudel kroch zu ihm heran und stellte sich auf die Hinterpfoten vor ihm hin. „Pintsch!“ rief Milton, und legte dem Hunde die Hand auf den schneeweißen Kopf, „Pintsch, was willst Du?“

Da legte Pintsch die Vorderpfoten auf die Kniee

*) Auf Kriegsschiffen wird jedes Commando durch die Pfeifen ausgesprochen.

**) Alles wohl!

seines Herrn, sah ihn mit einem kummervollen Blick an und schlug leise an. „Verlaß mich nicht, Pintsch!“ sagte Milton bewegt, „wenn mich alle anderen verlassen, damit doch wenigstens einer bei mir ausharre!“ und Pintsch, als ob er die Worte des bewegten Jünglings verstanden hätte, sprang von seinem Schooße und schmiegte sich winselnd zu den Füßen seines Herrn.

Lieutenant Jackson, der den Oberbefehl der Wache führte, stand, den Hut tief in die Augen gedrückt, an den Vordermast gelehnt und sah still bewegt auf seinen Commandeur und Freund. Jackson war ein Mann von beinahe vierzig Jahren, der über zwei Dritttheile seiner Lebenszeit auf der See zugebracht hatte, und sich mit dem festen Lande durchaus nicht vertragen konnte. Das rohe Element, welchem er diente, hatte ihn keinesweges hart und gefühllos gemacht, aber seine oft gemißbrauchte Gutherzigkeit hatte seinem ganzen Wesen einen bittern Spott beigemischt, welcher jeden, der ihn nicht genauer kannte, von ihm zurückscheuchte. Jackson war's gern zufrieden; er schloß: wer sich von dem ersten Sturm zurückschrecken läßt, bei dem ist die Noth noch nicht hoch gestiegen. Er vergaß, oder hatte es vielmehr noch nie erfahren, daß es zarte Seelen giebt, denen das erste Wort schon eine so namenlose Ueberwindung kostet, daß ihre schüchterne Anrede allein schon einen herrlichen Preis verdienet, weil sie zu ihren wenigen Worten einen Umfang des Gefühls brauchen, der jeden andern zu einem Meister der Beredsamkeit gemacht

haben würde. Mit solchen Seelen konnte er sich nicht befreunden, nicht aus Mangel an gutem Herzen, sondern weil er sie nicht begriff.

Jackson stand noch immer wie an dem Boden fest angewurzelt, und blickte seinen Kapitain an; eine Fülle des Mitleids und der Theilnahme stieg in ihm auf, aber er unterdrückte sie schnell und erschrocken, als ob er auf einer Unthat ertappt worden sey, und ging mit seinem ironischen Lächeln auf den Kapitain zu, vor den er sich hinstellte, ohne eine Sylbe zu sagen.

Jackson war Milton's Freund, beide hatten mehrere Jahre zusammen auf der See zugebracht, einer war dem andern sein Leben schuldig. Milton blickte den Freund wohlwollend an, als er aber das satyrische Lächeln, welches um dessen Lippen schwebte, erblickte, erröthete er vor Scham, sich von einem ihm Untergebenen so schwach finden zu lassen; er sprang von seinem Sitze auf, trat einen Schritt zurück und fragte ziemlich übel gelaunt:

„Was giebt's, Lieutenant Jackson?“ —

Der Angeredete trat einen Schritt zurück, stellte sich militairisch aufrecht und sagte, die Hand an den Hut: „Ich komme, Eure etwanigen Befehle für diese Nacht zu empfangen.“

Kapitain Milton ging, ohne ein Wort zu sagen, von ihm weg, durchmaß das Quarterdeck*) mit langen

*) Der hintere Theil des Verdecks, der gewöhnliche Aufenthalt der Officiere.

Schritten, stand dann still und sagte: „Es bleibt vorläufig beim Alten; jede Stunde kann uns den Befehl zum Absegeln bringen, bis dahin Gott befohlen!“ Mit diesen Worten drehte er sich um und ging wieder auf und ab.

„Sehr wohl!“ sagte Lieutenant Jackson, wandte sich um und ging nicht, sondern sah gerade und fest vor sich hin, und drehte nur den Kopf nach seinem Freund um, wenn dieser im Auf- und Abgehen ihm den Rücken zukehrte. Ueber zehn Minuten lang hatte dies Manoeuvre schon gewährt, da ertappte ihn der Kapitain auf der That, indem Jackson das Gesicht nicht schnell genug wegwandte, weil sein Gefühl über seinen Spott die Oberhand gewonnen hatte. Er wurde roth, murmelte einen kräftigen Fluch in sich hinein, und stampfte vor Verdruß mit dem Fuß.

Milton, als er das Gesicht des Freundes erblickte, welches mit so vollem Mitleiden auf ihm ruhte, stand still, richtete das gluthgefüllte Auge auf ihn und sagte leise aus tiefer Brust herauf: „Jackson!“

Dieser kam heran, legte die Hand auf des Kapitains Schulter und sagte mit einer Thräne im Auge und mit spöttelnder Stimme: „Wenn der Lockvogel pfeift, kommen die arglosen Bewohner des Waldes geflogen; aber seht zu, daß die Leimruthe verborgen liege und gut angestrichen sey, sonst reißen sie sich los mit den Flügeln.“

„Kalter Spötter!“ fuhr Milton auf, „Du siehst

nicht und willst nicht sehen, was in dem Herzen eines tiefbewegten Menschen vorgeht! was kümmern Dich die Seufzer des Unglücklichen? sie begeistern Dich am Ende zu nichts als einem Bonmot."

Jackson, sich selbst eines Bessern bewußt, ward über diesen ungerechten Ausspruch des Freundes innerlich scharf verwundet, von außen blieb er ruhig, nur sein ironisches Lächeln spielte um seine Lippen fort. Er wandte sich seitwärts und zeigte mit der Hand in die Luft hinauf: „Seht Ihr dort die schneeweiße Möve," begann er, „wie sie mit stolzem Flügelschlag den Luftkreis durchschneidet? Was meinet Ihr, wenn sie so landeinwärts flöge, und indem sie über die Leuchtthürme wegschwebte, sich die lichtweißen Flügel versengte, was würde dann geschehen?" —

„Sie würde hinabstürzen in die Gluth!" sagte Milton halb unwillig.

„Sie könnte dann nicht mehr fliegen," fuhr Jackson fort, „aber was der eine verliert, gewinnt der andere; ein kräftiger Braten wär's geworden für den Feuerwächter! Heißa, mein Junge! ich kann mir's denken, wie der Kerl springen würde."

„Was soll das tolle Spiel mit Bildern?" fragte Milton entrüstet.

„Kehrt's um!" rief Jackson, „reißt die Decke von den Thürmen und laßt einen kalten Platzregen darauf herabstürzen, so erlöschen Eure Lichter und die Segler aus der Nähe und Ferne stoßen sich das Ge-

hirn an den Klippen ein, und wenn's Euer Fulgur selbst wäre."

„Das heißt?" fragte Milton gespannt.

Jackson erwiederte ernst, und das ironische Lächeln war verschwunden: „Wer durch leise Andeutungen ein krankes, mit Kummer belastetes Herz zu erkennen giebt, und das sich nahende Mitleid mit der Schranke des Ceremoniels von sich stößt, was thut der anders, als die Decke vom Leuchtthurm reißen und den Umherirrenden schonungslos in die Wüste hinausstoßen?"

Milton's kräftige Heldengestalt erhob sich wunderbarlich. „Das hätte mir der Mann nicht sagen sollen," begann er, „der den rechten Arm jenes algierischen Bluthunds abhieb, dessen Säbel über meinem Scheitel schwebte."

„Er würde es zu Keinem gesagt haben," antwortete Jackson, „als zu dem Mann, der ihm auf dem Rialto vor dem Dolchstoß eines venetianischen Banditen rettete."

Milton war überwältigt, er zog den Freund zu sich hin. „Du sollst alles wissen!" rief er, „sollst in die tiefste Tiefe meines Herzens schauen!"

Da riefen die Wachen durch die Nacht hin, eine Schaluppe legte am Backbord *) an, Jackson eilte dahin, Milton trat zurück.

---

*) Backbord, linke Seite des Schiffs. Nur diejenigen Scha-

William, ein Midschipman*), sprang auf's Verdeck. Jackson trat ihm entgegen, diesem flüsterte er zu: „Ist der Kapitain Milton auf dem Verdeck oder in seiner Kajüte? Ich bringe ihm allerlei Neuigkeiten."

„Kapitain Milton befindet sich auf dem Quarterdeck, begieb Dich nur zu ihm!"

„Höre, William," fuhr er leise fort, „wenn Du's vermeiden kannst, so mache ihn nicht noch trüber, als er schon ist; es ruht heute ohnedies ein finsterer Geist des Unmuths auf ihm."

William griff in die Brusttasche und zog sein Taschenbuch hervor: „Wenn meine schriftlichen Nachrichten der mündlichen das Wort reden, so werden wir heute Abend noch ein frohes Gesicht von Milton sehen."

William ging auf den Kapitain zu, welcher den muntern Jüngling mit sich in die Kajüte nahm. Kaum unten angekommen, zog er den lächelnden Boten zu sich hin: „William, was bringst Du mir?"

„Einen Gruß vom Kommendore und diese Briefe," war die Antwort. Er überreichte dem Kapitain einen in Quart gebrochenen Brief mit dem großen Admiralitätssiegel, nahm einige kleine Briefe aus seinem Taschenbuche und warf sie auf den Tisch.

Milton schob die Briefe zur Seite und fragte mit

---

luppen, worin Officiere höheren Ranges, oder sonstige Standespersonen sind, legen an der rechten Seite am Steuerruder an.

*) Kadet.

Feuer: „Und weiter nichts? Kein Wort, kein Zeichen von Ihr? Rede doch!"

„Worte und Zeichen genug," fiel William ein, „aber ich dächte, Ihr sähet Eure Ordre an; wer weiß, was sie uns bringt, der Kommendore schien's eilig zu haben."

Milton ward roth, griff nach der Ordre, erbrach sie und las. Es waren Instruktionen und Vollmachten für den Fulgur; diesem lag folgender Zettel bei:

„Ich beschränke die Freiheit meiner Officiere so „selten als möglich, und erlaube gern alles, was „zu erlauben ist. Heute Nacht möchte die Escadre „schwerlich unter Segel gehen. Wenn Kapitain Mil„ton noch Geschäfte am Lande hat, so steht es ihm „frei, solche heute zu beenden."

„John Blackstone, Esquire,
Kommendore."

Vier und neunzigste Nacht.

(Fortsetzung der vorigen Sage.)

„Nun," rief William und sprang händeklatschend umher, „das ist ja herrlich, nun wird sich Eure Elise

freuen! Was gilt die Wette, Kapitain, ehe eine Stunde vergeht, liegt sie in Euren Armen."

„Was sagst Du, närrischer Mensch? Ich in Elisen's Armen?" fiel Milton ein, „ich liege unter den Kreidebergen von Dover und sie lebt in der City von London; dazu glaubt sie vielleicht, ich bin längst abgesegelt, und harrt stündlich auf Nachrichten aus der Ferne."

„Freilich," sagte William, „weil sie den Geliebten nicht mehr in der Nähe vermuthet. Nun Ihr aber doch so ziemlich nahe seyd —"

„Träumst Du?" rief Milton aus. „Als ob ich ein Adler wäre, der mit seinem Flügelschlag die Luft durchschneidet."

„Nun," sagte William, „auch ohne Adler zu seyn, gehört Ihr dem Jupiter an. Seyd Ihr denn nicht der Blitz? oder wenn Ihr es nicht seyd, commandirt Ihr ihn denn nicht? Mich däucht, das ist einerlei."

„Du kommst mit Deinem Witz zur Unzeit," bemerkte Milton, „spare ihn für eine gelegenere Stunde."

„Ich schweige und gehe," sagte dieser, „doch mit der Bitte, mich wundern zu dürfen, daß Kapitain Milton mich nach keinen andern Aufträgen gefragt hat."

„Nach welchen Aufträgen?" fragte dieser.

„Nach Aufträgen, welche mir das Fräulein Elise Blackstone gegeben hat."

„Du hast sie gesprochen?"

„Gesprochen und erfahren, daß sie London verlassen hat, und sich hier am Strande aufhält, daß sie jede landende Schaluppe durchspähen und den Geliebten umarmen wird, sobald er einen Fuß an's Land setzt."

Milton fiel dem frohen William mit einem Freudengeschrei an sein Herz, dann drückte er ihn von sich und ging auf und nieder. „Die Schaluppe vor den Fallreeg *)!" rief er aus und warf sich in seine Uniform.

William eilte auf's Verdeck, das Geheiß zu vollziehen; Milton folgte ihm unmittelbar, er grüßte den unwillkürlich lächelnden Jackson still, aber freundlich, und stieg in die Schaluppe, die Wache am Steuerbord schulterte, die silberne Pfeife des Quartiersmanns **) erklang, die Ruderstangen durchschnitten die Wellen, die Schaluppe tanzte dem Lande zu.

William gesellte sich zu Jackson; dieser fragte: „Was habt Ihr dem für Ordres gebracht, die noch eine so späte Spazierfahrt in der Abendluft nothwendig machen? Gebt Acht, er wird sich einen Schnupfen holen, und Ihr werdet die Schuld haben."

„Die Schuld will ich allenfalls auf mich nehmen," sagte William, „möchten wir's doch wohl alle nicht besser machen, wo uns der Arm der Liebe winkt."

---

*) Einschnitt zu beiden Seiten des Schiffs in der Brustwehr, wo die Treppen zum Auf- und Absteigen aushängen.

**) Quartiersleute oder Obermatrosen, welche auf Kriegsschiffen unter andern das Steuerruder in den Böten führen.

„Junger Mensch,“ rief Jackson, „leicht tändelt die Jugend durch's Leben; das reifere Alter hat mit solchen Kindereien nichts zu schaffen.“

„Scheltet nicht so, mein würdiger Lehrer,“ sagte William, sich anschmiegend, „Ihr meint es doch nicht so. Nicht wahr, Milton's Glück liegt Euch am Herzen?“

„Wie das Glück jedes ehrlichen Mannes,“ war die Antwort. „Milton ist gut, aber ein Schwärmer.“

„Und doch ein Mann mit festem Sinn und voll kühnen Muthes; Gott erhalte ihn!“ —

„Wohin ist er jetzt? Wer hat ihn noch so spät zu sich berufen?“ fragte Jackson.

„Die Liebe!“ war William's Antwort. „Kennt Ihr unsers Kapitains Braut nicht?“

„Nicht anders, als aus einzelnen Aeußerungen,“ sagte Jackson, „die ihm von Zeit zu Zeit entfahren sind. Aber Ihr, sein geflügelter Bote, Ihr wißt wahrscheinlich sehr viel von ihr zu erzählen?“

„Jackson!“ rief William aus, und sah ihm dabei gutmüthig in's Auge, „Ihr werdet mich nicht verrathen, wenn ich Euch das Geheimniß seiner Liebe anvertraue. Es ahnet mir, als ob bald etwas Trauriges und Schreckliches sich ereignen werde. Ich bin so jung und weich, es würde mir das Herz abstoßen; Ihr aber seyd ein Mann, ein starker Mann, Ihr könnt große Dinge thun, und durch Euren festen Sinn und Eure Beharrlichkeit alles zum Besten kehren.“

„So laß hören!“ sagte Jackson, und zog den

freundlichen Knaben mit sich nach dem Steuerruder. William rückte zwei Feldstühle herbei, der Mond trat aus den Wolken hervor und beleuchtete sein lächelndes Gesicht; Jackson saß, die Augen fest an den Boden gewurzelt, tief im Schatten. William begann:

„Eines Abends, es mögen jetzt wohl schon an sieben bis acht Monate her seyn, gingen wir, Milton und ich, im St. James-Park auf und nieder. Milton war gegen seine Gewohnheit fast still und beantwortete meine Fragen nur mit wenigen Worten; selbst fing er gar nicht an, wie sonst gewöhnlich, mir auf irgend eine Weise Auskunft zu geben, wenn er sah, daß ich diesen oder jenen mir bis dahin unbekannten Gegenstand betrachtete."

„Wir waren den Park beinahe bis zu Ende gewandert, als Milton sich auf einer Ruhebank niederließ, welche die Aussicht auf Green-Park eröffnete. Sein Kopf sank auf die Brust und das Auge schien an dem Boden festzuwurzeln; er vergaß alles um sich her. Das machte mich weich, ich hatte Milton noch nicht zagen sehen; es mußte ein großes und wichtiges Unglück seyn, welches diesen hohen Geist so tief beugen konnte. Ich nahte mich ihm, faßte seine Hand, und mit einer Thräne im Auge, deren brennenden Schmerz ich noch jetzt fühle, fragte ich leise: Bester Kapitain Milton! was fehlt Euch?"

„Wie aus einem langen Traum erwachend sah er auf. In meinen Augen mochte er meine Frage lesen,

er ergriff meine Hand und wollte reden, als er zu gleicher Zeit einen Seitenblick in die dichtbelaubten Gänge von Green-Park warf. Plötzlich sprang er auf und schritt auf denselben zu. Er ging so schnell, daß ich ihm kaum zu folgen vermochte, ich that dies mit Mühe in einiger Entfernung."

„Erst nachdem wir eine bedeutende Strecke von unserm vorigen Sitze entfernt waren, sah ich, worauf es eigentlich abgesehen war. Vor uns ging eine schwarzgekleidete Dame von hoher, majestätischer Figur, ein kleines Mädchen begleitete sie. Milton war ihr schon sehr nahe, ehe sie ihn zu bemerken schien. Er trat noch einige Schritte näher, sie wandte sich um, der Glanz der scheidenden Abendsonne beleuchtete das Engelsbild, welches in der Fülle der Jugend und Schönheit vor uns stand, und sich gegen den ehrerbietig grüßenden Kapitain sittsam verneigte."

„Ho, ho!" rief Lieutenant Jackson dazwischen, „kommt zu Euch, junger Mann! Was muß das für eine Erscheinung gewesen seyn, die ein Kind in solche Begeisterung zu setzen und zu erhalten vermochte?"

„Kind?" sagte William. „Freilich wohl, Ihr meßt die Fähigkeiten und den Geist des Menschen nach seinem Aeußern mit dem Zollstock; das ist Eure Weise, die mich zu dem verdammt, was ich noch immer gelte. Hört nur weiter: Milton und die schöne Unbekannte wandelten neben einander her durch die dunkeln Gänge, ihr Mund schien wenig zu sprechen, aber ihre Augen

waren desto beredter; wie Blitze zweier Gewitter, welche auf beiden Ufern eines reißenden Stromes einander entgegen stehen, so schossen ihre Blicke herüber und hinüber. Ich zog mich immer weiter zurück und blieb zuletzt ganz stehen, das Mädchen der holden Unbekannten folgte ihrer Herrschaft nach, aber unbefangen und sorglos lächelnd, als ob sie die Liebesblicke nicht bemerkte, welche hier zwei Herzen so tief verwundeten. Endlich waren Milton und seine Schöne mir aus den Augen gekommen, das Mädchen saß am Ende der Allee auf einer Bank. Neugierde trieb mich zu ihr, es war eine freundliche Blondine von noch nicht sechzehn Jahren. Ich setzte mich neben sie und ergriff ihre Hand: „Wie heißt Du, mein schönes Kind?" fragte ich.

„Hannah!" versetzte sie lächelnd, indem sie mich mit ihren großen blauen Augen lächelnd ansah.

„Und ist das Deine Herrschaft, die mit meinem Herrn jene Allee entlang gegangen ist?" fragte ich weiter.

„Schon lange bin ich um sie," war die Antwort, „als ganz kleines Kind kam ich in das Haus ihrer Aeltern."

„Und wer sind diese ihre Aeltern?" forschte ich angelegentlich.

„Der Vater ist Kommendore eines Escadres der Flotte, und nennt sich John Blackstone; die Mutter ist vor einigen Wochen gestorben, weshalb meine Gebieterin auch trauert."

„Deine Dame und mein Kapitain kennen sich wohl schon seit sehr langer Zeit?“ fragte ich das Mädchen weiter.

„Das nun wohl nicht,“ sagte sie, „sie haben sich kaum drei oder vier Mal, und nur immer an einem öffentlichen Orte gesehen, da wißt Ihr wohl — —“ Sie brach ab, stand auf und machte mir eine leichte Verbeugung, als ob sie gehen wollte.

„Ich hatte aber während des Fragens nicht blos gehört, sondern auch gesehen. Hannah's Reize hatten einen besondern Eindruck auf mich gemacht. Ich ergriff ihre Hand und bat sie mit den süßesten Worten, wobei ich immer in den Schranken einer anständigen Bescheidenheit blieb, bis zur Zurückkunft ihrer Dame zu verweilen. Nach einigem Hin- und Herreden ließ sie sich endlich erbitten; sie setzte sich, wiewohl nicht ohne Sträuben, an meine Seite, und litt es geduldig, daß meine Linke in ihrer Rechten ruhte, während ich mit meiner Rechten ihren zarten Leib umschlang. Die heilige Unschuld, welche aus ihren Augen strahlte, zog mich unwiderstehlich zu ihr hin, ich bat sie, mir etwas aus ihrem Leben mitzutheilen. Sie that es mit derjenigen Anspruchslosigkeit, welche eine magische Gewalt über das Herz des Mannes ausübt.“

Hier schwebte wieder ein seltsames, ironisches Lächeln um Jackson's Lippen. William wollte es nicht bemerken und fuhr fort: „Ich erfuhr von Hannah's Lebensumständen Folgendes: Sie war die Tochter eines

armen Officiers unserer Marine, ihre Mutter war bereits in ihrer Geburtsstunde gestorben, ihr Vater fiel als das Opfer eines unseligen Zweikampfs, als sie kaum sechs Jahre alt war. Der Tod des Vaters erregte wenig Aufsehen; sein Mörder war sein früherer Jugendfreund, der Hannah's Mutter lange geliebt und von ihr verschmäht worden war."

Jackson schrak innerlich zusammen, ein Fieberfrost schüttelte ihn. William bemerkte es nicht, und fuhr fort: „Die arme Hannah war nun von Gott und Menschen verlassen, keiner kümmerte sich um das unglückliche Kind. Weinend irrte sie durch die Straßen von London, denn die unbarmherzigen Miethsleute, bei denen ihr Vater gewohnt hatte, und denen er noch eine bedeutende Summe schuldig geblieben war, hatten das arme Kind aus dem Hause gestoßen."

Fünf und neunzigste Nacht.

(Fortsetzung der vorigen Sage.)

„Am andern Morgen stand sie weinend und von Hunger gequält in einer nicht sehr besuchten Nebenstraße vor einem Bäckerladen, und flehte den wohlgenährten Besitzer um eine kleine Gabe an, die dieser hartnäckig abschlug und seine Weigerung noch mit eini-

gen kräftigen Flüchen unterstützte. Da ging ihre jetzige Gebieterin mit ihrer Mutter vorüber. Beide sahen das arme Kind von Schmerz und Hunger gequält und erbarmten sich der Verlassenen. Nachdem sie sich vorläufig nach ihr erkundigt hatten, nahmen sie sie mit sich in ihr Haus, beide mit dem Vorsatz, der armen schuldlosen Waise eine nicht blos augenblickliche Hülfe angedeihen zu lassen."

„Lady Blackstone ließ es sich vorzüglich angelegen seyn, der von ihr so menschenfreundlich aufgenommenen Waise ihre frühere kummervolle Lage so viel als möglich vergessen zu machen; es gelang ihr, ihren Gemahl dahin zu bewegen, daß dieser darein willigen mußte; der kleinen Hannah für immer eine Freistatt in ihrem Hause zu gewähren."

Jackson's Brust arbeitete krampfhaft, er konnte ein tief überströmendes Gefühl kaum mehr verbergen; nur mit der größten Anstrengung zwang er sich und fragte möglichst gleichgültig: „Wie hieß Hannah's Vater?"

„Richard hieß der Unglückliche," sagte William, „er fiel in einem unseligen Zweikampf und machte das arme Mädchen zur frühen Waise."

„Verdammt sind diese Grundsätze und Begriffe einer falschen Ehre!" rief Jackson laut in die ihn umgebende Nacht hinaus, sprang von seinem Sitze auf und schritt hastig auf und nieder.

Es war Mitternacht, der Mond kroch hinter die

Wolken, der diensthuende Bootsmann schlug acht Glasen*) an der Schiffsglocke, das All well! der Wachen ertönte von Bord zu Bord.

William stand auf, und sah fragend auf Jackson hin; dieser faßte die Hand des Jünglings, zog ihn auf seinen Sitz nieder und sagte halb bittend, halb befehlend: „Erzähle weiter!"

„Die gute Hannah fand an Blackstone's Gemahlin eine Mutter, an deren Tochter Elise eine liebende Schwester; der Kommendore selbst bekümmerte sich nicht viel um sie, er machte sich überhaupt wenig aus dem Hauswesen, wohin er auch die Erziehung seiner Tochter rechnete, welche gänzlich der Mutter überlassen blieb."

„Hannah verdiente aber auch das freundliche Wohlwollen der beiden lieben Frauen durch ihre zärtliche und von Tag zu Tag sich vermehrende Anhänglichkeit an sie. Nur konnte sie nicht ganz in den Ton der Herzlichkeit einstimmen, den beide gegen sie annahmen; sie erkannte nur das Verhältniß des Gebietenden zur Gehorchenden, und beobachtete solches mit strenger Ge-

*) Glasen: Folgendes diene hier zur Erklärung. Jede Schiffswache hält vier Stunden. Bei dem Kompasse befindet sich ein halbes Stundenglas, welches beim Beginn der Wache umgedreht wird. So wie es das erste Mal abgelaufen ist, wird es durch einen Schlag an die Schiffsglocke kund gegeben, beim zweiten Male fallen zwei Schläge, beim dritten drei, und so fort. Diese Schläge nennt man Glasen. Acht Glasen bezeichnen das Ende der Schiffswache.

wissenhaftigkeit. Nur höchst selten, wenn sie und Elise allein waren, und sich im Uebermaaß des Gefühls einander mittheilten, vergaß Hannah die selbst aufgethürmten Schranken und weinte heiße Thränen am Halse der holden Gebieterin."

„Denkt nur, Lieutenant Jackson," fuhr William, der sich durch seine eigene Mittheilung begeistert hatte, fort, „welche Wirkung diese Erzählung der schönen Hannah auf mich machen mußte. Ich gab ihr während des Erzählens meine Theilnahme auf alle nur mögliche Weise zu erkennen, und als sie nun mit dem Tode ihrer Gebieterin, der guten Lady Blackstone, endete, und die rührende Leichenfeier beschrieb, als ihre Thränen aus den hellen Augen in den Schooß fielen, da hielt ich mich nicht länger, sondern zog sie sanft in meine Arme, und indem ich es wagte, einen leisen Kuß auf ihre Stirn hinzuhauchen, fragte ich tief bewegt: Hast Du, arme Unglückliche, keinen Freund?"

„Da schlug das holde Mädchen die Augen auf, und durch Thränen lächelnd sagte sie mit sanfter Stimme: „Sobald ich eines Freundes bedarf, will ich mich an Euch wenden, Ihr werdet mich wohl nicht von Euch weisen?" Sie sagte die letzten Worte mit einer so freudigen Bewegung, und ihre Augen glühten dabei so wunderbarlich, daß ich mich nicht länger halten konnte, sondern mit dem Ausrufe: Sey meine Freundin! meine Geliebte! mein Alles! sie an mich preßte und einen Kuß auf ihre Lippen drückte. Da riß sie sich los, und

indem sie einen halb strafenden, halb bittenden Blick auf mich warf, sagte sie mit erkünstelter Fassung: Da kommt meine Gebieterin mit Eurem Herrn."

„Beide kamen auf uns zu. Nachdem sie einige Worte mit einander gewechselt hatten, gingen sie mit einer leichten Verbeugung aus einander. Milton und ich eilten an Bord, er winkte mich zu sich in die Kajüte; ich mußte den ganzen Abend bei ihm bleiben. Seine herzliche Herablassung, seine freundliche Gesinnung, die er gegen mich offenbarte, rissen mich ganz hin, ich erzählte ihm mein Gespräch mit Hannah und von dem Bekenntniß, das ich ihr gethan; wie Feuer floß es von meinen Lippen, als ich die erste Schüchternheit gegen ihn überwunden. Er lächelte ernst: Wer viel verspricht, muß auch viel halten, und mit dem weichen Herzen eines schuldlosen Mädchens muß kein ehrlicher Mann Scherz treiben."

„Dafür bewahre mich Gott! rief ich aus und streckte die Finger wie zum Schwur in die Höhe, hier schwöre ich es Gott und Euch, daß ich es ehrlich und redlich meine, und das sanfte, holde Mädchen nie verlassen werde."

Unwillkürlich hatte William, hingerissen durch die lebhafte Schilderung der Vergangenheit, die Hand zum Schwur erhoben, und sprach die Worte des Eides mit Kraft und Nachdruck. Jackson, angeregt durch die sonderbare Mischung von Kind und Mann, welche sich in diesem Jüngling offenbarte, riß ihn mit überströ-

mendem Gefühl in seine Arme und rief: „Gott hat den Schwur gehört und rächt den Meineid!“ —

William erzählte jetzt weiter: „Milton offenbarte mir sein ganzes Herz. Der Zufall hatte ihn mit Elisen zusammen geführt, sie hatten sich gesehen und sogleich hatte er die heftigste Liebe fur sie gefühlt. An dem Abend, da William den Liebesbund mit Hannah schloß, war die erste verabredete Zusammenkunft. In den dichtesten Alleen von Green-Park sanken sie einander in die Arme und schwuren sich ewige Liebe, sie trennten sich heiter mit der Hoffnung, sich bereits am folgenden Tage wiederzusehen. Milton sollte zu Blackstone gehen und um die Hand der Tochter anhalten.“

„Blackstone war beschäftigt, einen Bericht an das Parlament aufzusetzen, als Milton hereintrat und nach den ersten Begrüßungen mit seiner edlen Werbung hervortrat. Das Gesicht des Kommendore, welches sich in die gewohnten Falten gelegt hatte, die dasselbe zu charakterisiren pflegten, wenn er im Geschäft begriffen war, wurde durchaus glatt und zog sich etwas in die Länge, die Augenbraunen hoben sich höher und er sah den Kapitain mit seinen hohlen, grauen Augen durchbohrend an.“

„Kapitain Milton, begann er, erzeigt mir da allerdings eine große Ehre, und ich würde sie unbedingt annehmen, wenn ich wüßte, ob ...“

„Milton, welcher glaubte, er würde von seiner Tochter sprechen, fiel ihm feurig in die Rede: Elise

wird meinem Glück nicht entgegen seyn, ich habe bereits Gelegenheit gefunden, mit ihr darüber zu sprechen."

„Blackstone veränderte keine Miene: Das kann mich weder zum Ja noch zum Nein bestimmen, sagte er kalt, ich bin es nicht gewohnt, meinen festen Willen von dergleichen Nebendingen beugen zu lassen. Ich wollte Euch durch mein Wenn begreiflich machen, daß ich Euch nur bedingungsweise den Besuch meines Hauses erlauben kann. Von meiner Tochter wird erst später die Rede seyn, wenn ich Euch genauer kenne, denn ich hoffe doch, Ihr werdet mir zugestehen, Elise sey ein Preis, der sich der Mühe des Bewerbens verlohne."

„Wäre sie zu erkämpfen und zu verdienen durch irgend eine kühne That, rief Milton aus, ich würde nicht mehr lange ohne sie seyn!"

„Dämpft Euer Feuer, junger Mann! sagte Blackstone, indem er sein Gesicht wieder in seinen gewöhnlichen Faltenwurf zurückzwang, wir müssen die Gelegenheit erwarten und uns bis dahin gedulden. Unterdessen kommt heute Abend zum Thee, und thut, als ob zwischen uns nichts vorgefallen sey. Er winkte mit der Hand zum Abschied und ging an seinen Arbeitstisch zurück, Milton verließ das Zimmer."

„Die Zeit zum Thee kam heran, Milton begab sich in das Haus des Kommendore, es war das erste Mal, daß er das Haus desselben außer der Dienstzeit besuchte. Ihm klopfte das Herz in der Brust, als er den großen Saal betrat, worin die Gesellschaft sich

versammelte. Blackstone kam ihm auf das Verbindlichste entgegen und machte ihn mit der Gesellschaft bekannt, auch seine Tochter stellte er ihm vor. Milton und Elise verneigten sich fremd gegen einander, ihre Blicke begegneten sich, als sich ihre Augen zu Boden senkten, Blackstone schien es nicht zu bemerken."

„Die Gesellschaft wurde immer zahlreicher, man drängte sich durch einander und unterhielt sich lebhaft. Milton nahm wenig Theil daran, er haschte nach Hoffnung in Elisen's Augen, die er unaufhörlich suchte, wenn er sich unbemerkt glaubte. Blackstone beobachtete ihn von fern, aber scharf und treffend, er wußte gewandt und ohne aufzufallen Elisen von Zeit zu Zeit seinen Blicken zu entziehen, und die Unterhaltung beider abzubrechen."

„Die Saalthür öffnete sich, ein junger, gewandter, wohlparfümirter Kammerherr hüpfte in glänzend-gestickter Uniform herein, er flog, leichthin grüßend, bei der Gesellschaft vorbei, gerade auf Elisen zu, küßte ihr die Hand, sagte ihr in einem Athemzuge drei Komplimente und drei Albernheiten, und fiel dann dem Kommendore um den Hals, welcher ihn mit Auszeichnung und zuvorkommender Artigkeit behandelte."

„Milton stand seitwärts an einen Stuhl gelehnt und konnte ein leises ironisches Lächeln nicht bezwingen, welches den Menschen gelten sollte, welche einem Schmetterlinge gleich über das Leben hinflattern, und die höchste und edelste Freude nur als eine einsam stehende Feldblume

betrachten, woraus sie, sie umkreisend, ihren Bedarf entnehmen, um nur, ohne zu ermatten, die nächststehende erreichen zu können."

„Er stand noch und schaute auf das Gewirre umher, als der Kommendore mit dem Kammerherrn herantrat. Die Herren sich gegenseitig vorstellend, sagte Blackstone: Kapitain Milton, Befehlshaber des Schooners Fulgur; Baronet Boishal, Kammerherr Sr. Majestät des Königs, der bestimmte Bräutigam meiner Tochter."

„Kaum war die Ceremonie geendet, als der Kammerherr auf den Kapitain zutrat und ihn mit einer Fluth von Worten überschwemmte, welche alle von Freundschaft, Achtung, Wohlwollen und Protection übersprudelten. Milton, der arme Milton, war durch Blackstone's unmenschliches Betragen so sehr erschüttert, daß er keine Worte finden konnte, den schwatzenden Boishal mit Bestimmtheit von sich zu weisen, welcher ihn nicht eher verließ, als bis sein Bedienter ihm meldete, daß man bald zu Tische gehen würde."

„Milton würde diese Zeit gewiß nicht erwartet haben, wenn er nicht von Blackstone selbst aufgesucht und in das Tafelzimmer geführt worden wäre. Blackstone saß in der Mitte der Tafel, ihm gegenüber seine Tochter, zu deren Rechten Boishal, ihr zur Linken Milton."

„Die Tafel ging ruhig vorüber, Elise schien im höchsten Grade verlegen, Milton war ganz verschlossen,

kein Wort ging aus seinem Munde, der Kammerherr badinirte unaufhörlich, Blackstone beobachtete wechselsweise alle drei. Als das Desert aufgetragen und die Dienerschaft abgegangen war, stand Blackstone von seinem Sitze auf und bat die Gesellschaft, ihm auf einen Augenblick ein geneigtes Ohr zu schenken. Alles schwieg aufmerksam."

„Verehrte Anwesende! begann Blackstone, Sie sind Freunde meines Hauses, und nehmen zu sehr an den in demselben vorgehenden Ereignissen Antheil, als daß ich nicht die Gelegenheit begierig ergreifen sollte, welche sich darbietet, Ihre Aufmerksamkeit für mein Haus in wohlthätiger Spannung zu erhalten. Sie kennen meine Tochter Elise, Sie wissen, daß diese mein Stolz und meine Freude ist, und daß ich nichts verabsäumt habe, sie zu dem zu bilden, was sie geworden ist. Baronet Boishal, Kammerherr Sr. Majestät des Königs, hat um die Hand seiner Nachbarin angehalten, und ich habe nicht umhin gekonnt, einen Mann, der eine so angesehene Stelle im Staate bekleidet, welcher die Gunst des Königs genießt, und sowohl durch seine Familie als auch durch seine Tugenden gleich ausgezeichnet ist, die Hand des Mädchens zuzusagen und ihm meinen väterlichen Segen nicht länger vorzuenthalten."

„Kaum hatte Blackstone diese letzten Worte gesprochen, als das freudige Jauchzen der Gesellschaft ihn unterbrach und sich tumultuarisch durch den Saal verbreitete. Nur mit Mühe gelang es dem Kommen-

dore, die Ruhe wieder herzustellen; Boishal schaute mit einer triumphirenden Miene umher, Milton glühte, Elise zitterte und eine Thräne perlte in ihrem Auge. Endlich ward es ruhig und Blackstone nahm wiederum das Wort: Früher aber, ehe ich die beabsichtigte Verbindung meiner Tochter zur Oeffentlichkeit bringen konnte und durfte, hat sich ein zweiter Bewerber eingefunden, der dem ersten in allen Dingen so wenig nachsteht, daß ich in die größte Verlegenheit gerathen bin, indem ich nicht weiß, welchem von Beiden ich das Lebensglück meiner Tochter anvertrauen soll. Dieser zweite Bewerber ist Kapitain Milton, welchen wir heute zum ersten Male das Vergnügen haben in unserm Zirkel zu sehen. Nichts desto weniger ist er Ihnen gewiß — das setze ich unbedingt voraus — als ein Mann bekannt, welcher, die Geburt ausgenommen, sich dem Kammerherrn in jeder Hinsicht zur Seite stellen darf."

„Ein langes, peinliches Stillschweigen herrschte im Saal. Milton glühte vor Zorn und Scham, das Ungewöhnliche der Lage hielt seinen Mund verschlossen, Elise ward bleich wie der Tod, ihre Brust arbeitete heftig, der Kammerherr nahm Staubfäden von der Uniform und sah dabei unverwandt auf seinen silbernen Desertteller. Blackstone, ohne durch die Stimmung der Gesellschaft außer Fassung gesetzt zu seyn, fuhr fort: Unter so bewandten Umständen habe ich nach langem, reiflichem Erwägen Folgendes bei mir selbst

beschlossen, und fordere die ganze Gesellschaft hiermit feierlichst zu Zeugen auf: Sie, Baronet, und Sie, Kapitain, haben mir beide die Ehre erzeigt, um die Hand meiner Tochter zu werben, ich erkenne diese Auszeichnung mit dem gebührenden Dank. Um aber nicht dem Einen wehe zu thun, indem ich den Andern begünstige, so lege ich hiermit Ihr Geschick in Ihre Hand. Versuchen Sie es, sich einander aus der Bahn zu verdrängen. Den Preis empfangen Sie aus meiner Hand, und zwar, um Ihren Eifer zu spornen, derjenige, der mir binnen hier und drei Monaten, als an welchem Tage ich Elisen's Verbindung festsetze, den größten und wichtigsten Dienst erzeigt haben wird."

„Blackstone endete; das Erstaunen der Gesellschaft war so groß, daß keiner Worte finden konnte. Boishal erholte sich zuerst, er dankte dem Kommendore für seine gute Meinung und rühmte seinen Scharfsinn, mit welchem er sich aus der Affaire gezogen, er wandte sich an Milton, bat, daß dieses unangenehme Ereigniß keine persönliche Feindschaft unter ihnen zu Wege bringen möchte, und gab sich im Voraus verloren, da er es mit einem so wichtigen Gegner zu thun hätte; zum Schluß überschüttete er Elisen mit einer Fluth von hohlen Komplimenten und leeren Worten, daß nur Milton's entschiedenes: Enden Sie, mein Herr! im Stande war, der Suade des Kammerherrn Einhalt zu thun."

„Elisen, die während dieser ganzen Scene mit

der äußersten Anstrengung nach Fassung gerungen hatte, war es endlich gelungen, ihr überwallendes Gefühl niederzukämpfen. Sie stand auf, und indem sie mit einem großen Blick die Gesellschaft überschaute, begann sie Anfangs mit unsicherer Stimme, welche aber von Moment zu Moment mehr Festigkeit gewann: Das eben so unerwartete als überraschende Schauspiel, welches mein Vater uns gab, hat mich so sehr ergriffen, daß ich noch jetzt kaum reden kann, da ich mich so eben dazu anschicken will, vor dieser Gesellschaft meinen Dank dafür auszusprechen. Ich danke also meinem Vater für die beispiellose Aufopferung, mit welcher er, auf die eben kundgewordene Art, für mein Wohl gesorgt hat; ich danke und bedaure dabei zugleich, daß nur mein Herz und mein Gefühl mich bei meiner künftigen Wahl leiten wird, nie aber die Nebenabsicht eines Dritten mich zu etwas bestimmen kann."

„Der Kammerherr, immer den guten Ton der feinen Gesellschaft vor Augen habend, suchte aus dem ganzen unangenehmen Auftritt eine Plaisanterie zu machen, und wollte zu dem Ende Elisen's Rede mit einigen Bonmots unterbrechen, diese aber trat einen Schritt zurück, maß ihn von oben bis unten mit einem Blick der tiefsten Verachtung, und sprach: Sie wagten es wirklich, mit Ihrem ewig süßlächelnden Munde den Wunsch, mich zu besitzen, auszusprechen? Sie wagten das, da Sie doch wissen, wie langweilig, wie schal und erbärmlich man Sie da findet, wo Sie gern witzig

und galant seyn wollen? Wie boshaft und intrigant sind Sie da verfahren, wo Sie Protection affectiren und glücklich machen wollen? Wie viele Opfer Ihrer Intrigue sind wohl schon gefallen, die kein anderes Verbrechen auf sich geladen hatten, als dasjenige: durch ihre Rechtschaffenheit Ihnen zu mißfallen? Und Sie treten aus Ihrem dunkeln Hintergrund hervor, und fordern mich, die ich nie in solche Finsterniß zu schauen gewagt habe? Mich fordern Sie, damit ich an Ihrer Hand dem Verderben mit offenen Armen entgegen eile? Baronet Boishal, fuhr sie nach einer Pause fort, wenn jede Uebelthat, welche Sie begangen, sich in zehntausend Theilchen auflös't, und aus jedem einzelnen Theilchen eine gute That entspringt, welche Ihnen den Segen der Menschheit und die Thränen des geretteten Elends zum Lohn bringt, dann bin ich die Ihrige und eher nicht; aber so gewiß ich dies Wort ausspreche, so gewiß werde ich nie die Ihrige seyn, denn eher mag die Welt vergehen, ehe sich Ihre von Lastern verzärtelte Seele auf den Weg des Rechtes zurückfinden kann."

„Grausame Schöne! begann der Kammerherr nach einem tiefen Seufzer, und nachdem er ein mäßiges Glas Wein zur Stärkung ausgeleert hatte, halten Sie mich für so unverbesserlich? Ich will Sie eines Bessern überführen, und die Reihe meiner guten Thaten sogleich mit einer Collecte zum Besten unglücklicher Seefahrer eröffnen."

„Bei der letzten Aeußerung warf er einen kaum

bemerkbaren höhnischen Seitenblick auf Milton, legte auf einen vor ihm stehenden Teller einige Guineen und gab ihn herum. Als der Teller die Runde gemacht hatte und wieder zu dem Kammerherrn kam, ließ dieser sich zierlich vor Elisen auf ein Knie nieder und reichte ihr das blinkende Gold, mit der Bitte, es nach ihrer Einsicht zu verwenden."

„Elise trat mit einem Blick voll Verachtung zurück. Sie sprechen Ihr eigenes Urtheil, begann sie, Ihr Betragen zeugt von der Untrüglichkeit meines vorhin gemachten Schlusses. Sie wandte sich an die Gesellschaft: Ich will die Versammlung nicht länger in Ungewißheit über mich erhalten. Hier ist Kapitain Milton, der gleichfalls um mich geworben hat. Ich gestehe es frei und gern, daß ich diesem Mann sehr gewogen bin, und daß ich ihm unbedingt mein ganzes künftiges Schicksal anvertraue, wenn mein Vater seinen Segen zu dieser Verbindung giebt. Sollte er es aber nicht thun, so beruhige er sich mit der Versicherung, daß ich, so lange ich lebe, ehelos bleiben und die Liebe, die ich für Milton hege, still in mich verschließen werde, da ich sie nicht öffentlich zeigen darf. Zum Zeichen und zum Angedenken an diese Stunde nehme er diesen Ring, und Sie Alle seyen Zeugen meines Eides."

„Sie steckte einen Ring an Milton's Finger, den dieser in hoher Bewegung empfing und die Hand der Geliebten an seine Lippen preßte; eine Todtenstille

herrschte im Saal, das größte Erstaunen fesselte jede Zunge. Leben Sie wohl und glücklich durch meine Liebe! rief Elise, umarmte Milton mit Leidenschaft und verließ den Saal."

„Es bleibt bei meinem Ausspruch! donnerte Blackstone und verschwand durch eine andere Thür. Die Gesellschaft trennte sich in der höchsten Bestürzung ohne Abschied."

„Seit jenem verhängnißvollen Abend haben Milton und Elise sich nie wieder gesehen. Blackstone hat es durch seinen Einfluß dahin zu bringen gesucht, daß Milton mit seinem Schooner beordert wurde, die erste Kauffahrtei = Escadre nach Westindien zu geleiten. Während seiner Abwesenheit wird nun Blackstone gewiß alles anwenden, die Liebenden zu trennen."

„Wenige Tage nach diesem Ereigniß wurde Milton schon hierher nach Dover versetzt, und durfte das Schiff nicht verlassen. Jeden Abend erhielt er, wie Ihr wißt, vom Lande aus Befehle vom Kommendore. Er schickte die meiste Zeit mich als seinen Vertrauten, um zu sehen, ob es mir nicht gelänge, etwas von Elisen zu erforschen. Ich habe alles redlich gethan, aber umsonst. Auch heute empfing ich an der bestimmten Stelle meine Ordres, und wollte mich schon wieder an Bord begeben, als nahe am Strande meine Hannah auf mich zutrat. Sie erzählte mir, daß ihre Gebieterin Gelegenheit gefunden hätte, sich des Vaters Aufmerksamkeit zu entziehen und London zu verlassen, und sich

nun hier in der Nähe befände; sie beschwor mich, so schnell als möglich an Bord zu gehen und Milton herbeizuschaffen. Ich habe es gethan und verzweifelte an dem Erfolg, weil ich weiß, wie streng Milton auf seine Pflicht hält, und er keine Erlaubniß hatte, das Schiff zu verlassen. Die mitgebrachten Ordres lauten anders; Blackstone muß darum wissen. Mir ahnet eine Schurkerei, Gott gebe ein gutes Ende!"

Hier hatte William seine Erzählung beendet und stand auf. Jackson, dessen Aufmerksamkeit auf das Höchste gespannt gewesen, und den sein Spott längst verlassen hatte, faßte William in seine Arme und drückte ihn heftig an sich. „Du armer Junge," rief er in hoher Bewegung aus, „bist auch in diese sonderbare Liebesgeschichte verflochten?"

„Gott helfe nur unserm guten Milton," antwortete William, „ich werde schon durchkommen."

„Deine Hannah muß ein gutes, liebes Mädchen seyn," fuhr Jackson fort, „liebst Du sie denn recht sehr?"

„Ja wohl liebe ich sie," versetzte jener, „so sehr, als nur ein Mensch im Stande ist zu lieben."

„Du wirst also gewiß Alles thun, warum sie Dich bitten wird?" fragte Jackson tief bewegt.

„Mehr als das!" rief William, „ich werde auch das thun, was ihr Mund nicht auszusprechen wagt."

„Und wenn sie nun zu Dir kommt," forschte Jackson, „und ihren vollen Arm um Deinen Nacken

schlingt, und Dein pochendes Herz gegen ihre wallende Brust drückt, und wenn sie dann mit dem süßesten Ton ihrer süßen Stimme bittet, Dich aufzumachen und den Tod ihres Vaters an dem zu rächen, der Schuld daran ist, was würdest Du dann thun?"

William's Auge sprühte Feuer. „Ich warte nur auf das Zeichen aus ihrem Munde!" rief er laut, „um das Schwert zu ziehen und durch die Welt zu eilen, bis ich den gefunden habe, in dessen Brust ich das glühende Eisen abkühlen kann." Jackson riß die Uniform auf und schaute William mit zerstörten Blicken an: „Fall aus auf meine Brust; ich bin derjenige, der den Vater Deiner Hannah im Zweikampf ermordete." William taumelte erschrocken zurück.

Sechs und neunzigste Nacht.

(Fortsetzung der vorigen Sage.)

Wild schäumend brachen sich die Wellen an den hohen Felsmassen, welche sich vom Ufer aus in die Lüfte emporthürmten, die Seemöven und Fischreiher flogen mit mächtigem Gekrächze über die Wogen und tauchten von Zeit zu Zeit in die weißschäumende Fluth.

Der ganze Strand war menschenleer, tiefe Stille herrschte rings umher, nur seitwärts schimmerte in einer niedrigen Fischerhütte noch ein sparsames Licht. Vor der Thür dieser Hütte stand ein alter Fischer und guckte neugierig über die Fluthen weg, in die Nacht hinaus; von Zeit zu Zeit wandte er den Kopf rückwärts, als ob er in die Hütte hinein sprach, dann aber strengte er seine Sehkraft immer verdoppelt an.

Durch die hochgehende Brandung flog Milton mit seiner Schaluppe. Eben jetzt stieß sie an's Land, der Fischer eilte in die Hütte, drin wurde eine laute Bewegung. Milton wandte sich an die Mannschaft seiner Schaluppe: „Legt mit Eurem Boot vom Strande, und kehrt nicht eher nach demselben zurück, als bis ich das Euch bekannte Zeichen gebe." Die Schaluppe steuerte durch die Brandung auf das freie Wasser hinaus, Milton wickelte sich fest in seinen Mantel und wandelte, rechts und links sehend, langsam landeinwärts. Kaum hundert Schritte mochte er gegangen seyn, sich noch immer unwillkürlich nach dem lautaufbrausenden Meer zurückwendend, als der Fischer, der vor seiner Hütte neugierig Wache gehalten hatte, an ihn herantrat: „Ich wünsche Euch einen guten Abend, Herr!" —

Milton dankte flüchtig und wollte vorübergehen. „Erlaubt, mein Herr," sagte der Fischer, „Ihr scheint mir etwas zu suchen, und da Ihr hier nicht recht be-

kannt seyd, so werdet Ihr es schwerlich finden, wenn Ihr nicht einen Wegweiser nehmt."

„Du bist schlau," lächelte Milton, „aber ich danke Dir, bei mir ist kein Botenlohn zu verdienen."

„Das Botenlohn möchte ich schon bekommen haben," sagte der Fischer, „wenn Ihr nur dazu beitragen wollt, daß ich es auch verdiene. Wollt Ihr mir nicht Euern Namen sagen, Herr?"

Milton ward aufmerksam und sah den Frager näher an, aber er erblickte nichts, als das muntere, offene Gesicht eines der dortigen Küstenbewohner, aus welchem ihn ein Paar helle Augen freundlich anlachten. „Du bist mir ein lustiger Gesell," rief er, „was kann Dir mein Name Großes nützen?"

„Wer weiß, Herr," sagte er, „sagt ihn nur immer frisch heraus. Im schlimmsten Fall verlaß ich Euch mit einem: Verzeiht den Irrthum! und damit ist's alle."

„Nun, in des Himmels Namen!" sagte Milton, „ich heiße Milton und bin Kapitain des Schooners Fulgur."

„Victoria, Victoria!" rief der Fischer lustig aus, „der Fisch ist gefangen, er zappelt im Netz!" und eilte auf das Licht der Hütte zu, welches so eben, wie von einem Hoffnungsstrahl belebt, heller aufflackerte. Milton folgte, von einer freudigen Ahnung bewegt.

Sie ward erfüllt, diese Ahnung: noch hatten sie die Hütte nicht erreicht, in welche aber des voraneilen-

den Fischers jubelnde Stimme bereits gedrungen war, als Elise an Milton's Hals hing und den theuern, lang entbehrten Freund mit tausend Küssen bedeckte.

Die Liebenden zogen sich in das Innere der Hütte zurück, Hannah und der Fischer hielten Wache. Elise wollte den freudig aufhorchenden Geliebten immer von den neuesten Ereignissen zu London in Kenntniß setzen; die Namen Blackstone, Boishal, Zorn, Rache und ähnliche Gegenstände kamen nach und nach über ihre Lippen, aber immer unterbrach sie sich selbst, indem sie sich ein albernes Mädchen schalt, welche es nicht verdiene, einen so tapfern und edlen Geliebten zu haben, und bat diesen, ihr doch ihre kindische Furcht zu verweisen.

Die Kraft des Mannes bricht gewöhnlich wie Glas, wenn das Weib ihre Furcht unterdrücken will, und den Mann bittet, ihr ihre Weichheit vorzuwerfen. Milton's Muth war fast dahin, er zitterte und zagte, und vermochte nur mit großer Anstrengung die innere Bewegung zu verbergen.

Vom äußersten Horizont rissen sich einzelne Wolken los und irrten durch das unermeßliche Blau des Himmels und verdeckten bald den Mond und bald die Sterne, und verloren sich dann, vom Winde weiter und weiter fortgetragen, aus dem Gesichtskreise des sie begleitenden Menschenauges. Elise und Milton verfolgten beide den irren Gang einer einsamen Wolke, welche wie ein finsterer Trauerschleier in die Nacht hin-

aus wehte, indem sie einzelne Thränen aus ihrem Schooße auf die Erde herabfallen ließ.

„Wenn ich Dich ja verlieren sollte, Du Guter," lispelte Elise und barg das Gesicht laut weinend an des Freundes Brust, „dann will ich, wenn mein Unglück gewiß ist, auf den höchsten Felsen von Dover klettern und mit einem lauten Gebet zu Dir in die Tiefe hinabspringen."

„Und ich will," rief Milton, „wenn Du mir entrissen wirst, den Himmel und die Erde verlassen, und ewig umherirren im öden Gewässer des wilden Oceans; keine blühende Flur soll mehr mein Auge erfreuen, und keine befreundete Küste mir im Glanze des Morgenroths entgegen leuchten."

Elise war in diesem Augenblick von einem Gefühl der Größe ergriffen, welches sie hoch über das Gewöhnliche emporhob. „Ja!" rief sie aus und schaute dem Freunde mit festem Blick in das leuchtende Auge, „ja, Geliebter, so soll es seyn, ich schwöre, nicht von Dir zu lassen und zu halten auf meinen Eid. Will aber der Himmel den Bund unserer Liebe nicht gelten lassen, und ich muß meine Liebe zum Opfer meiner Pflicht bringen, dann schwöre ich Dir, da ich im Leben Dir nicht angehören kann, Dir im Tode zu folgen." Langsam und mit gehaltener Stimme sprach sie die Worte des Schwurs.

Begeistert von der hohen Kraft der Geliebten, rief Milton im höchsten Feuer: „Und was ich vorhin Dir

geschworen, das leite eine höhere Macht zur glücklichen Erfüllung! Segle, mein Schiff, segle von Welle zu Welle, von Zone zu Zone! Hebe die Woge, senke das Land! Ich verachte die Welt, wo sie nicht mehr wandelt."

Erschöpft und zugleich erhoben sanken sie sich einander in die Arme, fest und immer fester hielten sie sich umschlungen; der Wind erhob sich stärker und stärker, die Wolken gingen von Minute zu Minute höher, und schauriger hallte die aufgeregte Brandung an den Felsen wieder, sie hörten es nicht; die Wolken zogen mit Blitzesschnelle vom Horizont herauf und bedeckten Mond und Sterne, sie sahen es nicht; Mund an Mund und Brust an Brust standen sie in seliger Umarmung hingegossen, rings umher war die Natur im grimmigen Aufruhr, in ihnen und um sie blühte ein ewiger Frühling.

Da wurde es draußen vor der Hütte laut, Menschen liefen hin und her, der Schein hellglühender Fakkeln, die durch die finstere Sturmnacht leuchteten, drang durch die Fenster der Hütte. Zu gleicher Zeit stürzten Hannah und der Fischer herein. „Rettet Euch, um Gottes willen, rettet Euch!" tönte es von den bebenden Lippen der Erstern. „Elisen's Flucht aus London ist verrathen, die Späher ihres Vaters, vielleicht er selbst, sind in der Nähe."

Milton und Elise fuhren wie Träumende aus ihrer Umarmung auf; sie hatten von Hannah's Schrek-

kensruf nichts vernommen, fragend sahen sie auf diese. Noch ehe beide ihre Botschaft wiederholen konnten, ward die vom Fischer von innen verriegelte Thür eingestoßen, Soldaten mit Fackeln traten herein, eine Tageshelle verbreitete sich, Blackstone trat mit dem Baronet in die Mitte, Todesstille herrschte rings umher, Angst, Furcht, Zorn, Bosheit wechselten auf den verschiedenen Gesichtern. Von außen wütheten der Sturm und das Meer, ein endloser Regen stürzte aus den Wolken herab.

Nach einer ziemlich langen Pause trat Blackstone einen Schritt vor und sagte, mit fast tonloser Stimme zu Milton: „Die Ihnen neulich von mir bewilligte Frist, sich mit dem Baronet in einen Wettkampf um meine Tochter einzulassen, wird hierdurch von mir aufgehoben; Baronet Boishal hat mir einen so großen Dienst geleistet, als Sie mit dem besten Willen und mit dem Aufwand aller Kräfte mir nie erweisen können. Betrachten Sie Ihr Verhältniß zu Elisen als durchaus aufgehoben, da Umstände es mir gebieten, nie eine Verbindung zwischen Ihnen beiden zuzugeben."

Milton stand wie vom Donner gerührt, er vermochte keine Sylbe hervorzubringen; vor ihm stand der Kammerherr und sah ihn mit einem bedauernden Lächeln an. Elise lag ohnmächtig in Milton's Armen, Hannah unterstützte die leidende Freundin, der Fischer schlich leise davon.

Der Kommendore trat herzu, faßte Elise mit kräftiger Hand und legte sie in die Arme des Kammerherrn.

„Baronet Boishal, bringen Sie Ihre Braut in Sicherheit," sagte Blackstone, und jener eilte, den Wink zu vollziehen. Eine Sänfte wurde gebracht, Boishal hob die Ohnmächtige hinein und folgte nach. Nach einer ziemlichen Weile erhielt Elise ihre Besinnung wieder, sie erwachte in Boishal's Armen, welcher sie mit zärtlichen Worten und Liebkosungen überhäufte.

Mit zornglühenden Augen fuhr sie aus seinen Armen empor. „Unglücklicher!" rief sie, „Du wagst es, Dich mir so zu nähern, da Du weißt, welchen entschiedenen Haß ich gegen Dich hege? Weiche von mir und wage nicht länger, mich zu halten; gieb mir die gestohlene Freiheit wieder!"

Sie warf einen Blick aus der Sänfte in die von Fackeln erhellte Gegend; ein einziger Augenblick belehrte sie, daß sie der Gewalt des Kammerherrn nicht entkommen konnte. Sie warf einen stechenden Blick der Verachtung auf ihn und sank laut weinend zusammen. Boishal wagte es nicht, ihr mit Worten, noch sonst auf irgend eine Weise zu nahe zu treten, er schmiegte sich still in seine Ecke und warf nur von Zeit zu Zeit lüsterne Blicke auf die hohe, jungfräuliche Gestalt.

Sie kamen vor einem Landhause an, Boishal ließ halten, er hob Elisen aus der Sänfte und führte sie in's Haus, sie folgte ihm gutwillig. Ein junges, freundliches Mädchen wies ihr ein Zimmer an und bat um ihre Befehle, Elise, an Geist und Körper gleich abgespannt, wünschte nur Ruhe; das Mädchen verließ sie.

Ermattet sank sie auf ein Ruhebette und entschlief. Aengstliche Träume quälten die im Wachen so sehr geängstigte Schläferin; plötzlich fuhr sie erschreckt empor; es hatte ihr geträumt, Milton habe Dover verlassen und sey mit dem Boote umgeschlagen, sein letztes Wort sey Elise gewesen.

Die Nachtlampe brannte düster und warf dunkle und ungewisse Schatten in das Zimmer; der Sturm hatte nachgelassen und die Regenquelle war versiegt, die Wolken theilten sich und der Mond warf seine Strahlen in schräger Richtung auf die Erde.

Elise stand am Fenster und blickte wehmüthig in die Nacht hinaus, die Schreckensbilder der vergangenen Stunden traten lebendig vor ihre Seele, der kurze, unruhige Schlaf hatte ihren lebhaften Geist noch mehr aufgeregt, als zur Ruhe gebracht, sie besann sich, in wessen Gewalt sie sey, und malte sich ihre Zukunft mit den schrecklichsten Farben aus, ein schneller Entschluß kam in ihr zur Reife: sie wollte sich der Gewalt des Gehaßten entziehen, es möge kosten, was es wolle. Sie hüllte sich in ihre Kleider, der Sprung aus dem niedrigen Fenster blieb ohne nachtheilige Folgen, ängstlich durchschritt sie den Garten, eine Hinterthür fand sie nur angelehnt; wie ein gescheuchtes Reh flog sie den ungebahnten Weg entlang.

Der Zufall hatte sie auf den Weg geführt, den sie einzuschlagen gewünscht. Einige hundert Schritte von der Gartenpforte traf sie auf einen Mann, der ihr ei-

lend entgegen kam; sie erkannte in ihm den Fischer, bei dem sie mit Milton gewesen war. Er hatte sich aufgemacht, um zu erkunden, welchen Weg der Baronet mit ihr eingeschlagen hätte. Hocherfreut geleitete er sie nach seiner Hütte, wo Hannah lautjauchzend auf sie zustürzte. Hier erfuhr sie Folgendes. Kaum hatte Boishal mit ihr die Hütte verlassen, als Blackstone auf Milton zugegangen sey, und ihm auf seinen Diensteid befohlen habe, sich unverzüglich an Bord zu begeben. Milton habe sich geweigert und geschworen, sich an dem ehrlosen Räuber seiner rechtmäßigen Braut fürchterlich zu rächen. Blackstone habe den Wüthenden verächtlich angelacht und mit einem beleidigenden Schimpfnamen belegt. So gereizt, habe Milton den Degen gezogen, und er würde den Kommendore durchstochen haben, wenn nicht die Umstehenden ihm in den Arm gefallen wären. Nach diesem Auftritt habe Blackstone mit seinen Begleitern augenblicklich die Hütte verlassen; Milton sey in der schrecklichsten Stimmung dem Strande zugeeilt. Bekümmert um das Loos ihres Geliebten sank Elise laut weinend auf das dürftige Lager, welches die gutmüthigen Fischersleute ihr in der Geschwindigkeit bereitet hatten.

Milton schritt in die Nacht hinaus dem Strande zu, Sturm und Regen hatten nachgelassen, und der Mond blickte mit ruhiger Klarheit auf die hochgehenden Wellen. Milton besann sich auf sein Zeichen, welches er der Schaluppe geben wollte; aus seiner Pistole schoß

er eine Leuchtkugel im weiten Bogen vom Strande auf die See hinaus, nicht lange darauf legte die Schaluppe am Strande an. Milton sprang hinein und fuhr still und in sich gekehrt seinem Fulgur zu, welcher, vor zwei Ankern liegend, im ewigen Wechseltanz mit den gegen ihn anrollenden Wellen blieb.

Sieben und neunzigste Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Auf dem Quarterdeck des Fulgur herrschte eine grause Stille; William saß, vor Schmerz außer sich, auf dem Boden, das glühende Gesicht auf eine Kanone gedrückt, Jackson stand am Nachthause*), den Kopf mit beiden Händen gestützt, und starrte über das Verdeck hin. Endlich riß er sich gewaltsam aus seiner Stellung, faßte William beim Arm und riß ihn zu sich empor: „Was liegst Du da wie ein seelenloses Geschöpf, und hast nicht einmal Thränen? Hier stehe ich, gegen

*) Nachthaus, ein hölzerner Kasten, dem man die Form eines Häuschens giebt. Der Platz desselben ist am Steuerruder; es befinden sich darin die Kompasse, nach welchen gesteuert wird.

den Du in Rache entbrannt bist; hast Du Muth, so ziehe den Degen und mache es mit mir aus!"

William sah ihn mit einer Miene des Zorns und der innigsten Liebe an. „Ist es möglich, Jackson, Ihr?" rief er aus, „Ihr, der mir gleich dem sichern Polarstern auf dem Wege leuchtete, dem ich blindlings folgte, Ihr habt das gethan? Ihr habt den Vater meiner Geliebten getödtet, gemordet? O Gott, wie war es möglich, solches zu vollbringen?"

„Das mache mit Deinem Zeitalter aus," erwiederte Jackson kalt, „welches diese unseligen Gesetze der Ehre gab und feststellte. Richard hatte mich beleidigt, er fiel als das Opfer meiner Rache im gesetzlichen Zweikampf. Versöhnt starb er in meinen Armen. Fühlst Du Dich zu seinem Rächer berufen, hier bin ich und werde Dir nicht entlaufen; bestimme Zeit und Ort, ich will Dir jede Genugthuung geben, die Du fordern kannst."

„Ich werde nichts thun," sprach William, „als was mir die Liebe gebieten wird; ihrem Ausspruch werde ich vertrauen. Bis dahin will ich Dir nicht mehr begegnen, ich scheue mich, den Mann zu erblicken, welcher aus den Augen, die mich mit hoher Liebe anblickten, so bittere Thränen preßte."

In dem Augenblick gab die Wache das Zeichen, daß ein Boot sich dem Schiffe nähere, die Schaluppe legte am Steuerbord an, Milton sprang auf's Verdeck und eilte erschüttert und durch seinen Anblick erschüt-

ternd an den ohnehin Ergriffenen vorüber in die Kajüte; lautbellend stürzte Pintsch ihm nach.

Die lange Nacht war endlich vorüber, nach und nach erlöschten die Sterne und der Mond verschwamm in der anbrechenden Tageshelle; in Osten glühte hoch das Morgenroth empor. Ein leiser Wind wehte von Englands Küste nach Frankreich hinüber, die Wellen, noch aufgeregt vom Sturm der Nacht, zogen in weiten Bogen lautlos dahin. Majestätisch schwamm die stolzgebaute Fregatte „Najade" unter dem Oberbefehl des Vice-Kommendore St. George daher, welchem die obere Leitung der Escadre anvertraut war. Dieser folgte die ganze große Zahl der Kauffahrer, welche sie mit dem Fulgur nach Westindien geleiten sollte. Auf ein gegebenes Signal der Fregatte gingen sämmtliche Schiffe vor Anker, die Najade umkreiste die ganze Flotte und warf dann unfern vom Fulgur die Anker aus. Ein reges Leben war auf allen Schiffen, denn von der Fregatte wehte das Signal, daß gegen Sonnenuntergang die Fahrt in die neue Welt beginnen sollte.

Milton stand regungslos auf dem Verdeck seines Schooners und nahm keinen sichtbaren Antheil an der lauten Bewegung um ihn her. Sein matter Blick war fest auf die vaterländische Küste gerichtet, als ob ihm von daher jetzt plötzlich das Heil kommen sollte; er hörte nicht auf den ihm zur Seite stehenden William, welcher ihn über die Abenteuer der letzten Nacht und über seine Hannah befragte. Im Innersten betrübt

über die Niedergeschlagenheit seines Freundes und Herrn verließ er diesen endlich und begrub sich, von Fieberfrost geschüttelt, in seine Hängematte. Ein Befehl des St. George berief Milton an Bord der Fregatte. Mechanisch begab er sich dahin; der Vicekommendore kam ihm entgegen. Es war ein Mann nahe an vierzig, von der Natur mit einer unleugbaren Hoheit, sowohl des Geistes als des Körpers, ausgerüstet; seine Kenntnisse, sein Scharfsinn, die ruhige Klarheit seines Geistes, standen in dem schönsten Verhältniß zu seiner herkulischen Figur, welche ihn zum Ideal eines Heros erhob; sein sanftes Auge sprach jedem, der sich ihm nahte, Muth und Vertrauen ein, jede, auch die kleinste Bewegung seines Körpers verrieth den feinsten Weltmann. Milton fragte nach seinen Befehlen, St. George zog ihn auf die Seite und begann: „Unfehlbar haben auch Sie bereits den Befehl erhalten, heute Abend in See zu gehen; derselbe ist auch mir heute Morgen wiederholt mit dem Auftrage geworden, Ihnen solchen nochmals zu vergegenwärtigen. Ich entledige mich hiermit dieser Ordre, wenn ich gleich zweifle, daß wir abgehen können, denn das Geschwader ist nicht beisammen, viele Schiffe können erst spät am Abend eintreffen, und wir sind daher genöthigt, unsere Abfahrt bis morgen früh aufzuschieben; doch muß ich Sie bitten, alles so einzurichten, als ob heute die Reise wirklich vor sich gehen sollte. Vorzüglich haben Sie darauf zu sehen, daß keiner von der Besatzung, es sey welcher

es wolle, unter irgend einem Vorwande, auch nur auf Minuten das Schiff verlasse. Empfangen Sie jetzt Ihre näheren Instructionen!"

Beide gingen zusammen in die Kajüte, nach einer Stunde kehrte Milton allein zurück und begab sich an Bord seines Fulgur.

Boishal träumte noch auf seinem Lager von seinem nächtlichen Raube, als die Sonne bereits hoch durch die Fenster seines Schlafgemaches schien, und Blackstone durch die Thür desselben eintrat. „Nun, Baronet," begann er, „ist Elise in Sicherheit? Wie gefällt sie sich in ihrer neuen Behausung?"

„Ohne Zweifel sehr gut," antwortete dieser und verließ behende das Lager, „es ist gut, daß Sie kommen und mich wecken, es wird hohe Zeit seyn, dem Fräulein meine Aufwartung zu machen. Wie geht's denn meinem trostlosen Nebenbuhler?"

„Hört, Baronet," begann der Kommendore finster, „nichts mehr von ihm; der arme Junge thut mir leid, herzlich leid, er geht dabei zu Grunde. Dankt es Euren schlechten Streichen, die Ihr zu meinem Besten gethan habt, daß Ihr die Hand meiner Elise erhaltet, aber macht eilig, sonst reut mich der ganze Bettel, und ich werfe unsern Vertrag über den Haufen."

Boishal nahm eine kleine Feder von seiner Uniform und blies sie lächelnd von sich: „Nicht doch, Kommendore, glaubt es nicht, unser Vertrag hat einen guten Grund; fester hält der Teufel seine armen Sünder

nicht, als ich Euch, denn daß Ihr's nur wißt, die letzte französische Geldsendung — —“

Blackstone sprang auf ihn zu und drückte ihm die Hand auf den Mund. „Wollt Ihr mich an den Galgen bringen?“ rief er aus.

Boishal entwand sich ihm und fuhr fort: „Keinesweges, ich will nur sagen, daß Ihr gewiß gegen den Mann nicht wortbrüchig werden könnt, der ganz allein das unbegreifliche Räthsel zu lösen weiß, wie das letzte englische Geschwader, welches Euer guter Vetter commandirte, in französische Gewalt gerieth. Nicht wahr, Kommendore, das Schweigen verdient seinen Preis?“

„Ich halte Euch mein Wort, und wenn ganz England sich gegen meinen Willen auflehnte!“ war Blackstone's Antwort.

„Gut, gut!“ erwiederte der Baronet, „gebt Euch nur zufrieden. Indessen traue ich Eurer Elise eben so wenig, als dem tolldreisten Milton; ehe wir's uns versehen, sind sie unserer Gewalt entflohen, also möchte ich je eher je lieber Elisen die Meinige nennen.“

„Meinetwegen noch heute,“ war Blackstone's Antwort, „macht nur Anstalt, ich genehmige im Voraus Euer Thun.“

„Schön,“ lächelte Boishal, „da freut es mich, einen Popen mit von London gebracht zu haben, ich wüßte hier keinen aufzutreiben. Laßt Eure Tochter rufen, wir können die heilige Handlung sogleich vollziehen.“

In demselben Augenblick stürzte die Kastellanin, welcher man Elisen anvertraut hatte, bleich wie der Tod in das Zimmer. „Sie ist fort,“ rief sie, „sie ist entflohen, das Fenster steht offen! Gott sey mir gnädig und barmherzig!“

Beide Männer tobten; Boishal ließ alle seine Galle auf Blackstone los, dem er es bieten durfte, weil er im Besitz des Geheimnisses war, dessen Offenbarung jenen unfehlbar in die äußerste Schande stürzen mußte. Er gab ihm Schuld, Elisen's Flucht veranlaßt zu haben, um eine Verbindung zwischen ihr und Milton zu Stande zu bringen; er nannte ihn einen wortbrüchigen Betrüger, und schwur, wenn er Milton und Elisen mit einander vermählt fände, unverzüglich nach London abzugehen und Blackstone zu denunciren.

Dieser beschwor Himmel und Hölle, für ihn zu zeugen, daß er an der vor sich gegangenen Flucht unschuldig sey. Er forderte den Baronet auf, ihn zu begleiten, um gemeinschaftlich die Flüchtige aufzusuchen, welche nirgends anders, als nach dem Strande geflohen seyn könne. Der Pope solle sie begleiten und sie auf der Stelle, wo sie sie antreffen würden, sogleich mit ihm zusammen geben.

„Es freut mich,“ unterbrach ihn Boishal, „an Eurem Eifer zu sehen, daß Ihr es redlich meint und das Geschehene nicht verschuldet habt. Haltet mir meinen Verdacht zu Gute und entschuldigt ihn mit der

Liebe zu Eurer Tochter. Indessen laßt uns Anstalten machen, so schnell als möglich aufzubrechen."

Es geschah; schon nach einer halben Stunde setzte man sich, Blackstone an der Spitze, in Bewegung.

Als Milton, von der Najade zurückkehrend, das Verdeck seines Schooners betrat, fand er Jackson, welcher ein kleines Fischerboot vigilirte, das muthig durch die hohen Wellen auf den Schooner zusteuerte.

„Was gilt die Wette," rief Jackson dem Kapitain entgegen, „der hofft zu fischen; es kommt darauf an, welche Beute Ihr ihm zudenkt."

Das Boot war unterdessen ziemlich nahe herangekommen, und der Fischer bat an Bord gelassen zu werden, weil er dem Kapitain wichtige Nachrichten mitzutheilen habe. Milton erkannte in ihm den alten Fischer, bei dem er in der letztvergangenen Nacht seine Elise getroffen hatte, und rief ihn unverzüglich an Bord. Kaum hatte er das Verdeck betreten, als Milton ihn mit der äußersten Hast in die Kajüte zog. „Was ist geschehen," rief er, „was weißt Du? schnell berichte!"

Der Fischer erzählte dem stürmenden Frager alles, was geschehen war, und schloß mit der Anzeige, daß die Miß sich jetzt wieder mit ihrer Begleiterin in seiner Hütte befinde und sich unaufhörlich nach ihm sehne. Bei diesen Worten überreichte er ihm folgendes Billet:

„Theurer, einzig Geliebter!"

Komm bald, komm schnell! die Sehnsuch verzehrt

mich; ich mag nicht mehr athmen, ich mag nicht mehr leben! Die Angst um Dich und mich zerreißt mein Inneres! Mir ahnen schreckliche Dinge! Meine Flucht wird entdeckt seyn, man wird meinen Aufenthaltsort vermuthen, mich aufsuchen und mit sich fortschleppen. Mein Transport von der Hütte am Strande bis nach dem Landhause, von wo aus ich entsprang, war schrecklich; Boishal saß mir zur Seite; ohnmächtig, wie ich war, konnte ich mich seiner Liebkosungen nicht erwehren, seine giftigen Küsse brannten auf den nur Dir geheiligten Lippen. Rette mich, mein theurer, mein einziger Freund, rette mich! Jeder Fußtritt setzt mich in Schrecken, denn ich glaubte, Boishal zu hören, komm, komm und schütze mich!

Elise."

Liebe, Zorn, Mitleid und Rache zerarbeiteten jetzt alle zugleich Milton's Brust. Er vergaß alle Verhältnisse und Rücksichten, und rief dem Fischer zu: „Schnell, schaffe unverzüglich Dein Boot herbei, ich fahre mit Dir; eile und beflügle den trägen Kiel, damit wir den Strand erreichen, wo die Unglückliche weilt."

Der Fischer folgte der erhaltenen Weisung und rannte auf's Verdeck, Milton stürmte ihm nach. Am Eingang der Kajüte trat ihm Lieutenant Jackson entgegen. „Es ist gut, daß Ihr kommt," sagte er, „sonst hätte ich Euer Gespräch unterbrechen müssen, so interessant es auch für Euch gewesen seyn möchte. Die

Najade hat Signale aufgesteckt, seht selbst hin; alle Kapitains sollen sich augenblicklich an Bord derselben begeben. Seht nur die Anzahl von Böten, welche bereits der erhaltenen Weisung gehorchen; Ihr werdet nicht säumen dürfen. Ich habe schon Eure Schaluppe beordert, sie liegt zur Abfahrt bereit."

Milton sah hin; die Fläche ringsum war mit Fahrzeugen bedeckt, welche alle der Fregatte zueilten. Da sank ihm der Muth; er wurde bleich, und helle Thränen entstürzten seinen Augen. „Ich kann nicht zu ihr," rief er aus, „und sie wird verzweifeln! ich muß hier bleiben und werde in meinem Jammer vergehen!" Er eilte auf den Fischer zu: „Verlaß das Schiff und sage ihr, was Du siehst; ich kann nicht kommen, und wenn die Wohlfahrt der ganzen Menschheit an diesem einzigen Augenblick hinge!" Er sprang, vor Schmerz außer sich, in die Schaluppe und ließ der Fregatte zusteuern.

St. George's Befehle an die sämmtlichen Kapitaine der Kauffahrer waren dieselben, welche er Milton bereits speciell mitgetheilt hatte; er setzte noch hinzu: „Meine Meinung, als würden wir noch über Nacht hier liegen bleiben, scheint sich nicht zu bewähren, da unsere Convoy beisammen ist. Es fehlen nur noch zwei Transportschiffe, welche jeden Augenblick eintreffen können; sobald diese angekommen, gehen wir unter Segel. Ich schärfe Ihnen allen daher noch wiederholt den Befehl ein, weder selbst das Schiff zu verlassen, noch

Ihren Untergebenen diese Erlaubniß zu gestatten. Jede, auch die kleinste Unordnung, welche daraus entsteht, wird schwer auf Sie zurückfallen!" Mit einer leichten Verbeugung wurden sämmtliche Kapitains entlassen.

Milton blieb noch zurück. Als er mit St. George allein war, stürzte er auf ihn zu, faßte seine Rechte krampfhaft mit beiden Händen und rief mit dem Ton der Verzweiflung: „Ist die von Ihnen gegebene Ordre durchaus nöthig und unwiderruflich? Tod und Leben hängt an dem Ausspruch Ihres Mundes, besinnen Sie sich wohl!"

„So leid es mir thut," sagte St. George, „so schwöre ich es Ihnen bei meinem Diensteid, ich kann Ihnen die Erlaubniß nicht geben, an's Land zu gehen, da jeder Augenblick, selbst der, worin wir sprechen, uns den Befehl geben kann, die Anker zu lichten. Was haben Sie denn, Milton? Sie sind entsetzlich aufgeregt."

„Es ist aus mit mir, St. George," rief Milton, „beweinen Sie mich, wenn Sie können! mein Glück, mein Friede liegen begraben; ich habe Eide geschworen und muß sie halten. Leben Sie wohl, wir sehen uns nicht wieder!" Er stürzte auf's Verdeck und verließ die Fregatte.

Schon senkt die Sonne ihre glühenden Strahlen dem westlichen Horizont zu, die schreienden Seemöven flogen in Schaaren nach dem Strande, ein dichter Nebel lagerte sich um die französische Küste. Ein leiser Abendwind flatterte durch die Taue und Segel, und

schien die schlaff herunterhängenden Leinen an ihre baldige Pflicht zu mahnen; alle Schaluppen und Böte, die der beiden Kriegsschiffe ausgenommen, waren bereits auf dem Verdeck festgestellt, und jede Communication mit dem Lande aufgehoben. Milton sah sich gar nicht mehr ähnlich, er stand still und in sich gekehrt auf dem Verdeck und starrte mit unverwandtem Blicke nach der Küste oder nach dem Nordmeer; sein Gesicht war kalt und unbeweglich wie die Wand, kein äußerer Zug markirte die Bewegung seines Innern. Jackson hielt sich viel in seiner Nähe auf, und suchte, seiner Gewohnheit nach, durch Bonmots eine freudige Stimmung bei dem Leidenden zu erwecken, aber umsonst; Milton hörte nicht auf ihn. An der andern Seite stand William und sah mit Augen voll Thränen auf den leidenden Freund, dem er weder zu helfen noch ihn zu trösten im Stande war.

Es dunkelte immer mehr und mehr; die beiden Transportschiffe, auf deren Ankunft die ganze Convoy wartete, waren noch nicht zu sehen; die Fregatte steckte Laternen auf, auf dem Schooner folgte man ihrem Beispiel. Da nahte dem Letztern ein Fischerboot vom Lande. Der Schiffer, welcher am Steuer desselben saß, bat wehmüthig, an Bord gelassen zu werden; bei der Stimme des Bittenden fuhr Milton erschreckt auf; es war der bekannte Fischer, bei dem Elise haus'te; er befahl, ihn augenblicklich an Bord zu lassen. Das

Boot legte an, der Fischer bestieg das Verdeck; ihm folgten zwei junge, wohlgebildete Matrosen.

Milton riß den Fischer zu sich hin. „Was weißt Du von ihr?" rief er aus, „sprich, rede, gieb mir Beruhigung!"

„Ich weiß nichts," war die Antwort, „aber jene beiden jungen Leute (hier wies er auf die beiden Matrosen, die mit ihm an Bord gekommen waren), meine Vettern, haben den ganzen Tag bei ihnen zugebracht und werden Euch wohl manches zu erzählen wissen. Wenn es Euch gefällig ist, sie zu vernehmen, so . . ."

Milton ließ den alten Fischer nicht ausreden, sondern befahl dem nahestehenden William, ihm die beiden Matrosen in die Kajüte zu bringen, und ging selbst voran. William gehorchte und folgte dem Kapitain mit den beiden Fremden auf dem Fuße nach. Der Schein der angezündeten Lampen, die freundliche Stimme der beiden neuen Ankömmlinge, machte ein schnelles Erkennen möglich; ein Schrei der Freude und des Erschreckens entwand sich jeder Brust; Milton und Elise, Hannah und William lagen einander in den Armen; vier glückliche Menschen weinten Freudenthränen.

Erst spät trat die Ruhe ein, erst spät vermochten die vier Glücklichen ihre kritische Lage zu berücksichtigen. Milton erholte sich zuerst. „Was soll, was kann geschehen?" war seine inhaltschwere Frage.

Elise fiel ihm in's Wort. „Nicht mehr zurück nach dem Lande; wir bleiben hier, ich verlasse Dich

nicht mehr, ich folge Dir in die fernsten Zonen, wohin Dein Schicksal, wohin Deine Pflicht Dich führt. Verstoß mich nicht, mein Freund!" rief sie mit Feuer, „von Dir geht mein Weg zum Tode."

Milton vergaß in diesem Augenblick die ungeheuren Schwierigkeiten, welche sich hier aufthürmten, und rief voll seliger Wonne: „So bleib hier, mein Glück. mein Leben, verlaß mich nicht mehr, bis der Tod uns trennt!"

Nahe der Küste tauchten Flämmchen aus den Wellen auf und zitterten wie Blitze durch die Nacht; sie leuchteten röther und röther, und schwammen gerades Weges auf den Schooner zu. Die Wachen sahen dem Flammenspiel mit aufmerksamer Verwunderung zu. Endlich klärte es sich auf, eine Schaluppe, von zwölf Ruderern fortgetrieben und mit sechs Fackeln erleuchtet, durchschnitt wie mit Adlersflug die zurückweichenden Wellen. Als sie nahe an den Schooner herangekommen war, verlangte sie alsogleich an Bord gelassen zu werden. „Wer da!" riefen die Wachen.

„Kommendore Blackstone, mit Ordres von der Admiralität zu London!" ertönte es aus der Schaluppe, und mit Blitzesschnelle lag sie vor dem Fallreeg.

Jackson konnte nicht so schnell in die Kajüte kommen, um die von nichts Wissenden von diesem Ueberfall in Kenntniß zu setzen, als Blackstone bereits das Verdeck entlang und in die Kajüte war.

Da stand er, der kalte, herzlose Mensch, am Ein-

gang und sah schweigend und mit finstern Blicken auf die vier Liebenden hin, welche bleich und voll Schrekken ihn anstaunten, und bewegungslos einander in den Armen lagen. Eine tiefe Stille herrschte ringsum, schauriger, als der wüthende Sturm, der Masten bricht und Ankertaue zerreißt.

Plötzlich fuhr Milton auf. „Was willst Du, Schrecklicher?“ rief er mit allen Zeichen eines Wüthenden, „versuch' es, uns zu trennen; nur der Tod reißt uns aus einander.“

Ein teuflisches Lächeln, welches sich zur hämischen Freundlichkeit verzog, gab kund, daß Blackstone jetzt reden wollte. „Mit nichten, mein werther Freund,“ begann er, „ich will es mir durchaus nicht einfallen lassen, diejenigen zu trennen, die der Himmel so augenscheinlich zusammenführt. Indessen, Ihr sollt noch vielleicht diese Nacht Europa verlassen; wie ich sehe, will Elise Euch folgen; kann das aber angehen in dem Verhältniß, in dem Ihr zu dem Mädchen steht? Macht sie doch zu Eurer Frau.“

„Wollt Ihr unser spotten?“ rief Milton aus, „es paßt sich zu Euren andern Unternehmungen.“

„Keineswegs, mein allzufeuriger Schwiegersohn!“ war die Antwort des Kommendore; „erfahrt, was geschehen. Bei den heutigen Nachforschungen hat mich Boishal überall hinbegleitet, alle Felshöhlen durchkroch er, alle Klippen erstieg er, um die schöne Flüchtige zu erspähen. Seine Stunde hatte geschlagen; er stürzte

rücklings von einer Klippe. Ich eilte mit der Dienerschaft herzu; als wir kamen, athmete er kaum noch Wenige Worte konnte er nur hervorbringen; hier das Wesentliche davon: Ich bin mir gegen Elisen und Milton manches bewußt! ich habe den Frieden und das Glück ihrer heißen Liebe gestört; bittet sie, daß sie mir vergeben und macht ein glückliches Paar aus ihnen."

Blackstone hielt inne, die vier Ueberraschenden standen noch immer still und regungslos; als keiner von ihnen antwortete, fuhr er fort: „Ich erscheine nun also hier, dem Willen des Sterbenden gemäß Euch zum Altar zu führen."

„Vater!" rief Elise aus, „ich weiß nicht, welcher Beweggrund Euch leiten mag, so zu handeln; aber ich glaube recht zu ahnen, daß etwas Schreckliches im Hintergrunde schlummert."

„Miß Blackstone," sagte der Kommendore höhnisch, „wollen vielleicht gleich hier bleiben, und verachten aus lauter Liebe und Inbrunst die Ceremonie der Kirche? Unterdessen muß ich als Vater darauf dringen, und kann vor der Vollziehung derselben kein längeres Beisammenseyn gestatten."

Elise, die reine, tugendhafte Jungfrau, glühte vor Scham über diese Aeußerung des Vaters, und barg das Gesicht laut weinend an der Brust des Geliebten.

„Kapitain Milton," rief der Kommendore, „ich muß Sie bitten, Ihre Braut in die Schaluppe zu führen. Alles ist an der Küste zur Trauung bereit, noch

vor Mitternacht halten Sie, wie jetzt, die Geliebte, die Gattin in ihren Armen."

„Die Convoy geht auf meine Veranstaltung heute Nacht nicht unter Segel," fuhr er fort, „Ihre Ordre habe ich gegeben und kann sie also auch auflösen; fahren Sie getrost an's Land, ich nehme jede Gefahr, jede Verantwortung, welche für Sie daraus entspringt, auf mich. Gehen Sie, eilen Sie!" —

„Im Namen Gottes!" rief Milton, warf einen langen, schwarzen Mantel um und trug seine Elise auf's Verdeck. Hier sprang ihm Pintsch, sein großer, weißer Pudel entgegen; winselnd schmiegte er sich zu seinen Füßen; Milton stieß ihn von sich und eilte in die Schaluppe; der Kommendore folgte.

Hannah war bei William in des Kapitains Kajüte zurückgeblieben, beide lagen einander in den Armen und beklagten gemeinschaftlich das Schicksal Milton's und Elisen's. Da erscholl Jackson's befehlende Stimme auf dem Verdeck, William schrak heftig zusammen. Hannah fragte ihn nach der Ursache; William erzählte und schloß mit den Worten: „Soll ich Deinen Vater rächen, Hannah? sage es mir mit einem Laute, mit einem Winke, so will ich eilen und es vollbringen!"

Da faßte die Liebliche den Aufgeregten bei der Hand und blickte ihn mit unaussprechlicher Wehmuth an. „Nicht doch, mein Geliebter!" rief sie aus, „Du sollst weder um meinet-, noch um meines Vaters willen, der längst zur ewigen Ruhe eingegangen ist, einen

Streit beginnen, der einen Mord auf Deine Seele wälzen und Dich auf ewig mit dem Leben zerfallen machen kann. Vergieb Du ihm, wie ich ihm vergebe und verkündige ihm solches, damit der Mord nicht länger sein Gewissen drücke."

„Holdes, engelreines Geschöpf!" rief William begeistert, und stürzte aus ihrer Umarmung auf das Verdeck.

Jackson stand unfern des Fallreegs am Steuerbord und konnte es sich noch gar nicht einbilden, daß Milton, blind gegen alle Ordre, das Schiff verlassen habe; als William auf ihn zustürzte und ohne Antwort zu geben ihn mit sich in die Kajüte zog.

„Hier ist Richard's Tochter," begann er, „die arme unglückliche Hannah, die durch Dich ihren Vater verlor. Ich habe ihr meinen Arm zur Rache angeboten, aber sie hat ihn verworfen. Sie vergiebt Dir um der Liebe willen, mit der sie an allen Menschen hängt! Jackson, sieh diesen Engel an und freue Dich meines Glücks."

Es war seit lange das erste Mal, daß Jackson's innere Bewegung sich nach außen hin Luft machte; er eilte auf Hannah zu, schloß sie in seine Arme und sprach weichmüthig: „Du hast durch mich Deinen Vater verloren; den Verlust kann ich Dir nicht ersetzen, aber von diesem Augenblick an will ich Dein Vater seyn und in Liebe für Dich mit jedem wetteifern, der es redlich meint." William eilte zu ihm und umschloß mit wachsender Rührung den hingerissenen Freund und die Ge-

liebte. Die nahende Mitternachtsstunde begrüßte drei glückliche Menschen.

Blackstone's Schaluppe erreichte die Küste; alle stiegen aus und gingen landeinwärts; zwei rüstige Bursche, des Weges kundig, leuchteten mit Fackeln voran. Binnen kurzem erreichten sie ein geräumiges, hellerleuchtetes Haus. „Hier soll die Trauung vor sich gehen!“ sagte der Kommendore.

„Nur schnell, nur schnell, um Gottes willen, schnell!“ rief Milton, „meine Angst wächst mit jeder Minute; ich muß an Bord!“

„Ihr scheint vergessen zu haben, Kapitain,“ sagte Blackstone, „daß ich für jede Gefahr einstehe. Ueberdies kann auch die Feierlichkeit sogleich beginnen. Elise soll sich nur etwas umkleiden.“

Zwei Frauen kamen auf seinen Wink herbei, welche Elisen mit sich fortführten. Blackstone ließ Wein bringen; er füllte zwei Becher, reichte Milton den einen und stieß mit ihm auf das Wohl seiner Braut an; der erschöpfte Milton leerte den Becher in einem Zuge und fühlte sich sichtbar gestärkt. Eine Viertelstunde verging; Blackstone entfernte sich, um, wie er sagte, nach Elisen zu sehen. Milton blieb allein; er konnte sich einer plötzlichen Müdigkeit nicht erwehren. Er ging an's Fenster und starrte in die Nacht hinaus, er durchschritt das Zimmer; alles umsonst; er warf sich auf's Sopha und blickte in die Flamme des Lichtes; die Augen fielen ihm zu; sanft sank er in die Arme des Schlafs.

Blackstone schritt durch's Zimmer und maß den Schläfer mit einem höhnischen Blick; Boishal folgte ihm und lachte hämisch in sich hinein.

Ein Saal in dem Hause, worin sich die beiden Unglücklichen befanden, war zu einer Kapelle eingerichtet. Es war fast Nacht in derselben, nur zwei unter dem Boden hängende, düster brennende Lampen warfen ein sparsames Licht umher. Hinter dem Altar stand der Pope und wartete des Brautpaars. Eine Seitenthür öffnete sich; Elise erschien bräutlich geschmückt, von ihrem Vater begleitet; ihnen gegenüber öffnete sich eine zweite Thür; ein Mann, in einen weiten, schwarzen Mantel eingehüllt, trat ein und ging auf den Altar zu. Elise schien gleichfalls an einem Schlaftrunk genippt zu haben, denn kaum vermochte sie die Augen aufzuhalten. Der Pope verrichtete die Trauung und entfernte sich; der Mann, mit dem Elise sich jetzt unauflöslich verbunden sah, war kein anderer als Boishal; er faßte die Geliebte unter den Arm und führte sie in's Brautgemach. Halb entschlummert sank sie mit geschlossenen Augen auf das Lager und nannte den Geliebten mit den süßesten Namen, dieser antwortete nicht, sondern bedeckte die Unglückliche mit seinen Küssen; verlangend streckte sie, halb wie im Traum, die Arme nach ihm aus; er umfing sie mit zitternder Begier. Heftig klirrte der aufkommende Sturm an den Fenstern; die Lampe verlöschte. Noch ehe der Morgen völlig

graute, war Blackstone nach London abgereis't; Boishal hatte Elisen's Zimmer verlassen.

Schon stand die Sonne hoch am Himmel, als Milton aus seinem unfreiwilligen Schlummer erwachte. Erschrocken sprang er auf; durch die entgegengesetzte Thür trat Elise. Sie flog auf den Geliebten zu, und ihn sanft umschlingend sprach sie verweisend: „Du loser Flüchtling, war es recht, Dich aus meinen Armen zu reißen, ehe ich erwacht war? War Dir meine Nähe schon zuwider?“

„Ich?“ rief Milton, „wie ist mir denn? ich habe Dich ja seit gestern Abend nicht gesehen!“

„Warte, Spötter!“ rief Elise scherzend, „am Ende wirst Du auch wohl noch die Trauung ableugnen wollen? Ein Glück, daß mein Ring gegen Dich zeugt.“ Sie faßte seine Rechte und trat erblassend zurück. „Milton!“ rief sie erschreckt, „Du trägst meinen Ring nicht?“

„Deinen Ring, Liebe?“ fragte er, „besinne Dich doch, daß Du für mich in lauter Räthseln sprichst!“

„Hier ist keine Zeit zum Scherzen!“ rief Elise mit furchtbarem Ernst, „ich fordere Wahrheit von Dir! Wo hast Du meinen Ring gelassen, den ich Dir gestern am Altar ansteckte?“

„Ich schwöre es Dir bei Gott und meiner Seligkeit!“ rief Milton und streckte die Hand zum Schwur empor, „ich weiß von keinem Altar und keinem Ringe!“

„Allmächtiger Gott!“ rief Elise und taumelte lei-

chenblaß zurück, „was werde ich erfahren?“ Milton fing die Ohnmächtige in seinen Armen auf.

Da öffnete sich die Thür und Boishal trat in decenter Morgenkleidung herein. „Entschuldigen Sie meine Störung,“ sagte er eintretend; aber die Gruppe erblickend fragte er hastig: „Ist meine Gemahlin nicht wohl?“

„Ihre Gemahlin?“ fragte Milton hastig, und faßte krampfhaft nach dem Degen.

„Ihre Gemahlin?“ fragte Elise außer sich und richtete sich hoch empor.

„Seit gestern Abend ehelich mit mir verbunden, mit dem Segen des Vaters!“ sagte Boishal zu Milton, sich Elisen nähernd.

„Tödte mich, Milton, sie haben mich bethört! sie haben mir einen schrecklichen Schlaftrunk beigemischt! Höre Milton! wir sind verloren; ich bin sein Weib: doppelte, dreifache Bande fesseln mich an diesen Unwürdigen! Sey barmherzig, Milton, und tödte mich!“ sie stürzte außer sich zu seinen Füßen.

Milton zog den Degen und ließ ihn langsam wieder sinken. „Ich tödte keine Betrügerin!“ sagte er kalt, brach die Klinge dicht unter dem Griffe ab und schleuderte beides aus dem Fenster.

„Milton!“ rief das beängstigte Mädchen angstvoll aus, „bringe mich nicht zur Verzweiflung durch Deine Kälte; denke an unsere Schwüre! Wir sind jetzt für einander verloren; ich gehe, den meinigen zu erfüllen!“

Sie sprang auf, eilte in Milton's Arme und verließ dann eilend das Zimmer. Boikhal verfolgte sie, aber umsonst; mit der Flüchtigkeit eines Rehes flog sie dem Strande zu. Er mußte bald von ihrer Verfolgung abstehen; die ganze Dienerschaft wurde ihr nachgesendet.

Milton wachte aus seiner Betäubung auf und eilte mit geflügelten Schritten dem Strande zu; ein klarer Gedanke fand in seinem Kopfe nicht Raum, allerlei trübsinnige Ideen durchkreuzten ihn, es war, als ob die Hoheit und Klarheit seines Geistes in dieser Nacht für immer untergegangen war.

Als er an den äußersten Strand kam, legte eben eine Schaluppe des Fulgur, worin sich Jackson befand, an den Strand.

„Um Gottes willen!" rief dieser, „wo seyd Ihr geblieben? seht dahin, die ganze Convoy ist unter Segel, wir allein bleiben zurück; die Najade hat schon dreimal auf uns geschossen."

„An Bord, an Bord!" schrie Milton und sprang in die Schaluppe. Sein Blick glitt längs der Küste weg und haftete auf den höchsten Kreidefelsen von Dover. Da sah er plötzlich eine lichtweiße Gestalt schimmern, und es däuchte ihn, als ob die Worte an sein Ohr schlügen: „Leb' wohl! ich löse meinen Eid!" Die lichtweiße Figur entschwand plötzlich von der Höhe und stürzte in den Abgrund.

„Allmächtiger Gott!" rief Milton, und stürzte ohnmächtig zusammen.

Nur mit Mühe richtete er sich wieder auf, als sie schon dem Schooner naher waren; den Hut hatte er verloren, sein langes, schwarzes Haar flatterte im Winde, Todtenblässe deckte das Gesicht, der schwarze Mantel hing los um ihn herum. Außer sich sprang er auf's Verdeck. „Lichtet die Anker!“ rief er und sprang selbst an's Steuerruder, jeden andern aus seiner Nähe verweisend; sein weißer Pudel fand sich bei ihm ein und setzte sich ihm zur Rechten, Milton ließ es geschehen.

Die Anker wurden gelichtet, die Segel aufgezogen; die ganze Convoy, mit der Najade an der Spitze, durchschnitt eilend die Wellen. Auf dem Strich, wo der Schooner lag, war kein Luftzug. „Werft die Böte über Bord und bogsirt*)!“ ertönte Milton's befehlende Stimme vom Steuerruder. Es geschah; zwei Böte, jedes mit zwölf Ruderern, waren bereits am Vorderbug des Schiffs; leise zogen sie es fort.

„Der Rest der Besatzung soll sogleich zu mir daher kommen, alle ohne Ausnahme!“ Dem Befehl wurde eiligst Folge geleistet. Officiere, Kadetten, Matrosen kamen herbei, unter ihnen William und Hannah.

---

*) Bogsiren. Wenn man bei Windstille ein Schiff fortbewegen will, so werden die Böte mit Ruderern versehen, welche das Schiff am Vorderbug langsam fortziehen.

„Besteigt die Böte!“ rief Milton. Alles zögerte. „Besteigt die Böte!“ rief er noch einmal, „ich will auf dem Verdeck allein bleiben; geht, oder ich schieße Euch nieder, und rufe die Hölle um Hülfe gegen Euch auf!“

Eine finstere Wolke hatte sich über dem Schooner zusammen gezogen, sie entladete sich mit lautem Gekrach, ein Blitz fuhr senkrecht herab, zwei Matrosen stürzten alsbald todt zu Boden.

Zum dritten Mal ertönte Milton's Befehl; unwillkürlich gehorchte Alles, sämmtliche Schaluppen und Böte waren am Vorderbug, auf dem Schiffe selbst war Niemand als Milton.

„Heißa, mein Schiff, segle, segle!“ rief er aus, durch Sturm und Wellen, ohne Land, ohne Himmel! von Jahrhundert zu Jahrhundert! Dein Ziel ist der jüngste Tag!“ Mit einem Male eilte er nach dem Vorderbug, schnitt alle Taue los, woran die Böte befestigt waren, und eilte nun nach dem Steuerruder zurück. Auf demselben saß der Pudel in aufrechter Stellung. Die schwarze Wolke, welcher der Blitz entfahren war, sandte jetzt plötzlich einen fliegenden Sturm, welcher mit reißender Gewalt in die Segel fiel. Pfeilschnell flog der Schooner dahin, bald war die voransegelnde Convoy eingeholt, mit Blitzesschnelle flog Milton bei derselben vorüber. Die Fregatte sandte ihm einige Schüsse nach, alles umsonst, nichts vermochte den eilenden Flüchtling zu halten; bald schwebte

er nur noch, ein unbedeutender schwarzer Punkt, am äußersten Horizont.

Das ist die Sage von dem ewigen Segler. Willst Du meinen Worten nicht glauben, so eile nach einer Seestadt (wenn Du's der Mühe werth hältst), mische Dich dort unter die Schiffer aller Nationen, erwirb Dir ihr Vertrauen, welches nicht schwer ist, da es größtentheils alles gutmüthige und offene Leute sind, frage dann nach dem ewigen Segler, und Du wirst von ihnen hören, was ich Dir eben erzählt habe. Ja, Du wirst es wohl noch manchem alten, schneeweißen Kopf zu Gute halten müssen, der durch Deine Annäherung treuherzig gemacht, Dir erzählt, daß er den raschen Segler selbst gesehen, und das Bellen des weißen Pudels vernommen habe.

Acht und neunzigste Nacht.

Der Baron Werther erzählte heute die Sage

Von dem Giftfresser Teuscher zu Leipzig.

Vor hundert und einigen Jahren lebte in der schönen Stadt Leipzig ein hochberühmter Arzt, mit Na-

men Christoph Teuscher. Er war ungemein gelehrt, betrieb seine Wissenschaft mit größtem Eifer, und Hunderte, welche von andern Aerzten schon, als rettungslos verloren, waren verlassen worden, dankten ihm Leben und Gesundheit, und priesen ihn als den größten Meister seiner Kunst.

Aber Christoph Teuscher fühlte sich nicht befriedigt; weder durch den glücklichen Erfolg seiner Curen, noch durch den Dank der durch ihn Geretteten; und sein Ruhm, welcher weit über die Grenzen seines Vaterlandes erscholl, klang ihm wie bitterer Hohn, so daß er die frohen, glücklichen Menschen floh, und nur immer da zur Hand war, wo man seiner Hülfe bedurfte.

Hatte er wieder einmal dem Gatten die Gattin, der Gattin den Gatten, oder den Aeltern ein geliebtes Kind erhalten und es dem Tode siegreich abgekämpft, dann wich er mit ängstlicher Hast dem Danke der Glücklichen aus und eilte zurück in seine einsame Wohnung. Starb ihm aber ein Kranker, dann brach er am Sterbebette in ein schreckliches Lachen aus, so daß sich die Leidtragenden davor entsetzten und rief ihnen mit heiserer Stimme zu: „Da seht Ihr's jetzt, was der gerühmte Arzt vermag! O Thoren! die Ihr meiner Kunst vertraut! Erstehet Einer wieder vom Siechbette, so geschieht's, weil seine Zeit noch nicht um ist. —

Aber ist die Zeit um, dann nahet der Tod! Und er lässet nicht von seinem schrecklichen Rechte — und weis't Euch hinweg aus dem lichten, heitern Leben,

hinab in's Reich der Verwesung — des Moders — des Grausens. — Pah! — des Nichts. Aber o wehe! eben dieses Nichts dem lichten blühenden Leben gegenüber!" — Und fort stürzte Christoph Teuscher von dem Lager der Todten, wie von dem Lager der Genesenen, und barg sich in sein einsames, stilles Zimmer, forschend, grübelnd — Versuche anstellend: ob denn keine Möglichkeit vorhanden sey, irgend ein Mittel zu erdenken, wirksam, wo es gelte, den Lebensnerven, wenn solche abgestumpft, ja schon fast erstorben, neuen Reiz zu verleihen, und sie zu kräftigen immerfort, so, daß sie halten müßten in gleicher ungeschwächter Thätigkeit, so lange der Mensch es begehren möge.

„O, offenbare Dich mir, Natur!" flehte Teuscher, „so gewiß, wie Columbus von dem Daseyn einer neuen Welt überzeugt war, so gewiß bin ich überzeugt, daß es irgend ein Mittel geben muß, wodurch es dem Menschen möglich wird, der Macht der Zeit, der Macht des Todes zu trotzen. O, fänd' ich das Geheimniß! Ich wollte es treu bewahren, wollt' es keiner Seele mittheilen. Es sollte mit mir sterben, wenn ich einst lebensmüde freiwillig mich dem Tode überließe. Aber die Macht wollt' ich haben, die Macht des Lebensfeindes zu verlachen, und kein blühendes, rosiges Leben sollte ihm verfallen, wo Teuscher sich nahete."

Aber wie er rang und strebte und sann, es wollte ihm nicht gelingen, ein Mittel zu entdecken, mit dessen

Hülfe es ihm möglich wäre, der Macht des Todes Hohn zu sprechen. —

Da begab es sich zur Zeit der Ostermesse, daß er zu einem Erkrankten auf dem Roßplatz vor der Stadt — wo die Gaukler und Taschenspieler ihre Buden haben — gerufen wurde. Und abermals erfaßte ihn Verzweiflung, denn der Kranke war nicht zu retten, und starb, während Teuscher an seinem Bette über ein Mittel sann, das nur eine Minute länger das Leben fristen möge. Er verließ das Trauerhaus und schritt langsam und ingrimmig über den Roßplatz, wo der fröhlichste Meßjubel tobte. —

Aber Teuscher achtete dessen nicht, und schritt eben bei der letzten Budenreihe vorüber, als ein greller Trompetenton ihn aus seinem finstern Brüten aufschreckte. Unwillkürlich hielt er einen Augenblick seinen Schritt an und blickte zur Seite, woher der Trompetenton schallte. Da gewahrte er ein kleines, eisgraues Männlein in wunderlich fantastischer Tracht, das Gesicht voller Falten und Runzeln, wie solches nur bei den ältesten Leuten zu finden ist; aber die Gesichtsfarbe des Männleins war jugendlich blühend, seine Lippen glühten wie junge Rosen, sein Auge blitzte mit ungewöhnlichem Feuer unter den schneeweißen Braunen hervor, und seine Bewegungen waren rasch, gelenk und kräftig.

Staunend blickte Teuscher das Männlein an; da rief dieses mit heiserem Kichern: — „Sieh da! der hochgelahrte und berühmte Medicus! — Ich grüße Ihn,

Herr Doctor! beliebt es Demselben, in meine schlechte Bude einzutreten und zur Kurzweil einiges von meinen curiosen Experimenten mit anzuschauen?"

„Was treibt Ihr?" fragte Teuscher, näher zur Bude tretend. —

„Versuche, bester Herr!" versetzte das Männlein, „Versuche in der edlen Physica, Negromatica, Astrologia und Philosophia — will aber gern gestehen, daß ich meinem hochgelahrten Herrn Doctor nicht das Wasser zu reichen würdig, obschon derselbe noch ein junger Mann, und ich armes Wesen schon an die dreihundert Jahre mich abmühe mit Studiren, Simmuliren und Experimentiren."

„Wie?" rief Teuscher, „wie sagtest Du? — dreihundert Jahre wärest Du alt?" —

„Hohoho!" lachte das Männlein. — „Ich sagte dem Herrn Doctor, daß ich seit dreihundert Jahren mich abmühe, Etwas zu lernen. Will derselbe nun bedenken, wie alt ich seyn mußte, bis ich mit meinem geringen Ingenium dahin gelangte, einzusehen, daß ich eigentlich Nichts wisse, ergo Etwas lernen müsse, wenn ich nicht dereinst gleich wie ein unvernünftiges Thier in die Grube fahren wolle, so mag Er daraus abnehmen, daß ich füglich meine vierhundert Jährchen auf dem Buckel haben muß."

Teuscher sah den Alten verwirrt an, es schwindelte ihn. — Es trieb ihn, er wußte nicht was, an das fabelhafte Alter des Männleins zu glauben, und doch

stritt seine Vernunft, stritt seine Erfahrung mit Macht dawider.

Das Männlein aber faßte ihn leise bei der Hand, und ihn in die Bude ziehend lispelte es: — „Trete Er ein, verehrter Herr. Es scheint, Derselbe zweifelt an meiner Aussage, und ich mag es Demselben nicht verdenken, sintemal es des betrügerischen Gauklervolkes nur allzu viel giebt. Aber komme Er und schaue Er, vielleicht glaubt Derselbe, was Er siehet."

Der Erzähler wurde hier durch das Rasseln eines Wagens unterbrochen, welcher vor dem Hause hielt. Es entstand ein Laufen, ein freudiges Rufen unter der Dienerschaft.

Plötzlich rief der Oberst: „Beim Himmel, das ist Eugen! ich erkenne seine Stimme!" Er eilte aus dem Zimmer, und nach wenigen Augenblicken führte er im Triumph den Zurückgekehrten ein.

Es versteht sich, daß für diesen Abend an kein Erzählen mehr gedacht wurde, doch ermahnte der Oberst, als sich die Gesellschaft spät nach Mitternacht trennte, den Baron, morgen die Fortsetzung seiner Sage mitzutheilen, was dieser denn auch versprach.

Neun und neunzigste Nacht.

(Fortsetzung der vorigen Sage.)

Der Baron setzte heute seine Sage fort, wie folgt:

Das Innere der Bude, in welche Teuscher mit dem wunderbaren Alten trat, glich ganz demjenigen, wie man es bei gewöhnlichen Marktschreiern findet, Crocodille, Schlangen in Spiritus, Todtenbeine und Arzeneibüchsen waren auf eine fantastische, bizarre Weise aufgestellt, und Teuscher lächelte spöttisch, als er den abenteuerlichen Kram musterte. Der Alte bemerkte es und sprach: „Mein edler und gelahrter Herr hat Recht, mit Verachtung auf diesen Wust zu blicken, welcher auch mir nur dazu dient, wozu ich meinen Hanswurst in Condition nahm, nämlich den Pöbel anzuziehen, als welcher nun und nimmer das Gute beachten würde, wenn nicht einiges Faxenwesen und Augenblenderei von dem Weisen als Herolde benutzt würden. — Aber mein verehrter Herr beliebe nur mit mir in das Allerheiligste meiner Bude — wie ich es wohl nennen möchte — zu treten, ich weiß, Derselbe wird es nicht unbefriedigt verlassen."

So sprechend, führte der Alte Teuschern in den Hintergrund der Bude, wo ein großer, dunkler Vorhang mit allerlei seltsamen Figuren einen mäßig großen Raum von dem übrigen Theil des leichten Baues schied.

Der Alte lüftete den Teppich und schritt vorwärts, Teuschern immer nach sich ziehend; der Raum, in welchen sie traten, war nur schwach erhellt, und kein anderes Geräth enthielt er, als ein Ruhebett, auf welchem ein in grellbunter, flimmender Tracht gekleideter Hanswurst lag. Auf einen Ruf des Alten erhob sich der Narr mit einer ungemeinen Beweglichkeit, und stand mit einem Sprunge dicht vor dem Eingetretenen. Im selben Augenblick erfüllte wie durch Zauberei ein blendendes Licht den Raum, Teuscher blickte in das Gesicht des Hanswurstes und taumelte mit einem Schreckensschrei zurück. Der Hanswurst schlug eine heisere Lache auf, sprang zurück und warf sich wieder auf sein Ruhebett. Der Alte aber riß den Arzt wieder mit sich zurück in den größern Raum der Bude, und sprach lächelnd: „Ei, wie mochte mein edler Herr sich doch all so sehr entsetzen über meinen lustigen Hanswurst, als welcher der schönste Beweis ist, daß ich wirklich und wahrhaftig ein Arcanum besitze, welches vermögend, der Macht des Todes zu trotzen und das Leben zu erhalten. — Meinen Hanswurst überkam ich in die Cur, als er schon gleichsam auf dem letzten Ton pfiff, aber wie der Herr ihn da sah, so, um keinen Tag gealtert und keinen Zug verändert, führ' ich ihn seit hundert und einigen Jahren mit mir herum, und wie rüstig und gelenkig ist der Bursche nicht!“ Teuscher blickte finster sinnend vor sich nieder — der Alte aber fuhr fort: „Ich weiß es, wonach der gelahrte Herr Teuscher schon

so lange ringet, und der Augenblick dürfte gekommen seyn, wo Seinem Wunsche gewillfahret werden möchte, so Er sich entschließen wollte, eine kleine Bedingung zu erfüllen, welche ich ihm stellen muß." —

„Und was wäre dies für eine Bedingung?" fragte Teuscher.

„Daß es," versetzte der Alte, „daß es dem Herrn gefallen möchte, meinen ehrlichen Hans in Seinem Hause als Gast auf- und anzunehmen."

„Nimmermehr!" rief Teuscher heftig — „nimmermehr wird solches geschehen!"

„Besinne sich der Herr wohl, bevor Er mich und mein Anerbieten abweiset!" sprach der Alte sehr ruhig. „Warum wollte Er doch meinem lustigen Hanswurst nicht ein Plätzlein — nur ein stilles, verstecktes Kämmerlein in Seinem schönen Hause vergönnen, und etwas Weniges zur Leibesnahrung jeden Tag? Bedenke der Herr, was Er dafür erhalten soll, und kein Anderer auf Erden, als eben Er." —

„Aber warum soll ich dieses Scheusal, Euern Hanswurst, in mein Haus nehmen?" fragte Teuscher.

„Warum?" versetzte der Alte. — „Nun darum, weil ich das arme Kind nicht so allein und hülflos in der Welt zurücklassen möchte, maßen ich mir fest vorgenommen habe, wie mich der Herr hier sieht, baldmöglichst sanft und selig zu verscheiden, sintemalen ich das Leben übersatt habe."

„Wie, Alter! freiwillig sterben wolltest Du?" —

„Wie gesagt, werther Herr, sanft und selig! partoutement! und Derselbe möge mir glauben, daß, wo Er mein Arcanum einige hundert Jährchen versucht hat, Ihm endlich selber die Lust anwandeln wird, sich nolens volens auf die Reis' zu begeben. Ach, Herr, so lange Zeit leben müssen und nichts mehr lieben, das ist wohl ein trauriges Leben." —

„So theile mir Dein Geheimniß mit und stirb!" sprach Teuscher, „Deinem entsetzlichen Hanswurst will ich in meinem Hause ein Kämmerlein einräumen, doch will ich nimmer sein Gesicht mehr sehen, und er soll eine Larve tragen, wenn ich ihm seine Nahrung bringe."

„Ganz nach dem Belieben meines verehrten Herrn," lächelte der Alte. „Derselbe möge sich jetzo in seine Behausung begeben. Diesen Nachmittag will ich der Menge noch einmal meinen Hokus Pokus vormachen, wenn die Dämmerung eingebrochen, erwarte der Herr mich und meinen lustigen Hanswurst. Ich werde Ihm dann mein Geheimniß mittheilen, und sobald solches geschehen, mich Ihm empfehlen und in meine Bude zurückkehren, wo Er mich morgen früh unter meinen Crocodillen, ausgestopften Affen, Schlangen und sonstigem curiosen Gethier als einen Gestorbenen besuchen mag." Somit öffnete er die Thüre der Bude und Teuscher eilte hinaus, seiner Wohnung zu mit glühendem Haupte und fast ungewiß, ob alles, was er gehört und gesehen nur ein wüster Traum, oder wirklich Erlebtes sey. —

Sinnend stand am andern Morgen Christoph Teuscher in seinem geheimen Laboratorium, und betrachtete aufmerksam ein Kästchen von schwarzem Ebenholz, reich mit Gold ausgeziert, welches eine Menge kleiner Krystallfläschchen enthielt, angefüllt mit wässerigen Flüssigkeiten von verschiedenen Farben.

„Also im hundertfachen Tode das Leben!“ begann der Arzt endlich zu sich selber redend, „in der Zusammensetzung der schrecklichsten Gifte — von denen ein elender Gran jedes Einzelnen sogleich tödten würde — in dieser Zusammensetzung — wie der Alte mich sie lehrte, bestände das Arcanum, das dem Leben ewige Dauer zu geben vermag? — Ja, ich fühle es, es ist die Wahrheit! so muß es seyn. Daß ich nicht längst selber darauf verfiel! Doch mein ist nun das Geheimniß! mein die Macht, dem Tode zu trotzen, und ich will's.“

War schon früher der gelahrte Arzt Christoph Teuscher um seiner glücklichen Curen willen hoch berühmt gewesen, so stieg sein Ruhm jetzt von Tage zu Tage, denn nicht nur, daß ihm kein Kranker mehr starb, so wie er sich ihm nur anvertraute; es kam auch endlich dahin, daß in den Häusern, in welche Teuscher als Arzt aus- und einging, Niemand mehr erkrankte innerhalb dreier Jahre.

Viele fromme Leute in Leipzig schüttelten darüber allerdings die Köpfe und meinten, das kann nicht mit rechten Dingen zugehen, zumal es durch Teuscher's

Dienerschaft auskam, daß in ein Zimmer des Hauses seit drei Jahren Niemand von dem Gesinde mehr kommen dürfe, und daß der Herr, welcher sonst ein Muster von Mäßigkeit gewesen, sich jetzt wohl dreimal so viel Speise und Trank denn sonst auf sein Zimmer bringen lasse, und bei verschlossenen Thüren alles verzehre, so daß nichts davon übrig bliebe; auch unterließe er nie, so oft er sich aus dem Hause entferne, sein Studirzimmer, durch welches der Weg zu dem geheimnißvollen Zimmer führe — mit schweren Schlössern und Riegeln zu verwahren, und dieses seit dem Tage, an welchem vor drei Jahren zur Meßzeit der alte Gaukler auf dem Roßplatze eines Morgens sey todt gefunden worden. —

Indeß all solches Gerede reichte nicht hin, gegen Teuschern den Verdacht, er triebe böse Künste, dergestalt zu steigern, daß man ihn hätte deßhalb vor Gericht befragen mögen, denn Teuscher zeigte sich in seinem Wandel so rechtlich und fromm, wie nur je vorher, und was das geheime Zimmer betraf, so hatte er selber einmal davon geredet, daß es von einem Manne bewohnt werde, der an einer harten Krankheit litte, für welche selbst seine (Teuscher's) Kunst nicht ausreiche, sie vollkommen zu heilen, so daß der Mann stets unter seiner alleinigen Obhut und Sorge leben müsse, und auch Niemanden anders sehen wolle, als eben ihn, seinen Arzt und Pfleger.

Da geschah es einstmals, daß Teuscher wieder in

der Nacht zu einer plötzlich erkrankten Jungfrau, der Tochter eines reichen Kauf- und Handelsherrn, gerufen wurde, und als er ihren Namen hörte, erschrak er heftig, denn eben diese Jungfrau liebte er schon lange im Stillen. Er nahm hastig sein Arcanum und folgte dem Boten nach dem Hause des Kaufherrn, wo er Herrschaft und Gesinde im lauten Jammer fand, denn das Fräulein schien in den letzten Zügen zu liegen. Doch Teuscher verhieß den trauernden Aeltern Trost, und der Vater rief: „O Herr! so Er mein Kind vom Tode errettet, so möge Er es von mir begehren zum ehelichen Gemahl, und ich will Ihn mit Freudigkeit als meinen Eidam begrüßen.“ Da trat Christoph Teuscher an das Lager der Kranken und mischte sorgfältig sein Arcanum in einen Kühltrank und flößte diesen der Jungfrau ein.

Und alsbald ließ die Wuth des Fiebers nach, und das Fräulein schlug die Augen auf und lächelte, und als sie Teuschern erblickte, reichte sie ihm die Hand und lispelte: „Ich wußt' es wohl, mein edler Herr, von Ihm müsse und werde mir Hülfe kommen.“ Teuscher aber sank an ihrem Bette nieder und warb um ihre Hand, ihr sagend, was der Vater ihm verheißen, für den Fall, daß er sie rette vom Tode. Und als das Fräulein solches hörte, erröthete es züchtig, sprach sodann aber ein lautes, freudiges Ja, und die Aeltern gaben tief bewegt ihren Segen zu dem Bunde.

Die Uhr schlug Mitternacht und mahnte den Erzähler, für heute seine Mittheilung zu beschließen. Den Beschluß der Sage verhieß er in der folgenden Nacht.

„Ich bin seit langer Zeit nicht so gespannt auf den Ausgang einer Sage gewesen," sagte Henriette mit wohlwollendem Lächeln, indem sie dem Baron die Hand reichte, welche dieser innig küßte. Eugen verfärbte sich sichtbar, als er dieses sah, und beurlaubte sich mit auffallender Kälte. —

Hundertste Nacht.

Die furchtbarste Eifersucht war in Eugen's Herzen erwacht. Er glaubte in Henrietten's unbefangener Freundlichkeit gegen den Baron die unzweideutigsten Zeichen der Liebe erkannt zu haben, glaubte sich verrathen, verhöhnt. — In einer unbeschreiblichen Aufregung verbrachte er die Nacht, kein Schlaf senkte sich herab auf seine brennenden Augen, und mit dem ersten Morgengrauen schon verließ er sein Lager, warf sich an den Schreibtisch, schrieb mehrere Briefe, zerriß sie wieder und trieb dieses so lange, bis der Bediente mit dem Frühstück eintrat, welcher nicht wenig staunte, den Grafen schon auf-, angekleidet und, wie es schien, schon eifrig schreibend zu treffen.

Eugen fragte, ob der Baron schon aufgestanden sey, der Bediente bejahte dies mit dem Zusatze: „Er wird wohl eben jetzt in den Garten seinen gewöhnlichen Morgenspaziergang machen."

Der Graf, um seine Bewegung zu verbergen, schenkte sich eine Tasse Kaffee ein, trank hastig und verbrannte sich den Mund bedeutend. Dieser an sich mehr lächerliche als wirklich unangenehme Unfall vermehrte seinen innern Grimm, und kaum, daß der Bediente das Zimmer verlassen hatte, so stürmte auch Eugen hinab in den Garten, den Baron aufzusuchen.

Er fand den Gesuchten bald.

Werthen begrüßte ihn artig, der Graf erwiederte den Gruß gezwungen, aber nicht lange duldete die Aufgeregtheit seines Innern das unnatürliche Spiel. — Ein bitteres, beißendes Wort als Entgegnung auf ein freundliches des Barons ließ diesen befremdet verstummen, und Eugen vergaß jetzt jede Rücksicht. Vergebens versuchte der Baron sich mit ihm zu verständigen, Eugen hatte es darauf angelegt, ihn zu reizen, das Ende der unangenehmen Scene war, daß beide junge Männer für diesen Morgen noch eine Zusammenkunft ohne Zeugen in einem nahen Lustwäldchen verabredeten. Um jedes Aufsehen zu vermeiden, und für den Fall, daß wenn Einer der Kämpfenden auf dem Platze bleiben würde, der Andere Zeit zur Flucht gewanne, kamen sie überein, bei den Bewohnern des Schlosses für diesen Tag — (welcher sehr heiter zu werden versprach) sich zu beurlauben, unter dem Vorgeben, einen

Jugendfreund des Barons, dessen Gut wenige Stunden von der Festung entfernt lag, zu besuchen.

Gesagt, gethan! Niemand im Schlosse ahnete das Geringste von ihrem Vorhaben, und eben, als es zehn Uhr schlug, sprengten Beide aus dem Thore der Festung.

„Es ist recht fatal," sprach am Abend der Oberst, „daß die jungen Herren eben heute ihren Ausflug unternommen haben, bevor noch Werthen seine Sage beendet hat. Lasset uns loosen, wer von uns es heute unternehmen soll, durch eine Sage uns die Abwesenheit unserer Freunde vergessen zu lassen."

Das Loos traf Julien und sie erzählte die Sage:

Die Braut.

(Russische Sage.)

Vor langer, langer Zeit lebte in einem kleinen Dörfchen des großen Rußlands eine arme Wittwe, Marie, welche sehr viele Kinder hatte. Ihre Kinder waren alle gut, aber weder sehr hübsch, noch sonderlich klug, nur Iwanowa, ihr jüngstes, sechsjähriges Töchterchen, unterschied sich merklich von ihren Geschwistern. Sie hatte die schönste Haut von der Welt, ein Paar wunderschöne blaue Augen und goldene Locken, wie man sie sich bei den Engeln vorstellt; dabei war sie sehr klug und sinnig, und hatte eine süße, glockenhelle Stimme. Ihre Mutter hatte sie auch lieber, als die

andern Kinder, und alle Leute sagten: „Ach wie hold und lieblich ist doch Iwanowa; das Kind wird noch einmal in der Welt sein Glück machen."

Die andern Kinder Marien's mußten schon früh anfangen zu arbeiten, die kleine Iwanowa jedoch durfte spielen und in der Gegend umherstreifen, wie sie eben Lust hatte. Sie besaß ein weißes, munteres Lämmchen, welches ihr allenthalben folgte, und wenn das schöne Kind mit dem Thiere spielte, oder durch Wald und Flur hüpfte, hatte Jeder seine Freude daran.

In der Nähe der Wittwe, am Ende des Dörfchens, befand sich eine große, tiefe Höhle, welche von einer Zauberin bewohnt wurde, zu welcher viele Menschen wallfahrten, denn sie konnte Liebestränke brauen, Wunderbalsam kochen und aus den Lineamenten der Hand wahrsagen.

Zu dieser Zauberin ging Frau Marie mit Iwanowa, als diese ihren zwölften Geburtstag feierte, um die kluge Frau über das Schicksal ihres Kindes auszuforschen.

Die Zauberin blickte lange in Iwanowa's kleine, weiße Hand, dann schlug sie erstaunt die Hände zusammen und rief: „Himmel, was seh' ich, Eure Tochter wird zu hohen, hohen Ehren kommen, sie wird die mächtigste Frau des Landes werden!" —

Die Mutter Iwanowa's war vor Staunen und Freude ganz außer sich, Iwanowa stand in Gedanken versunken da, als höre sie die Rede der Zauberin nicht.

Noch einen Blick that sie in Iwanowa's Hand, aber was sie jetzt darin gelesen hatte, verschwieg sie, und blickte nur das schöne Kind ernsthaft und traurig an.

Den Tag nach diesem Besuche bei der Zauberin hüpfte Iwanowa mit ihrem Lämmchen auf die nahe Wiese, sich Blumen und Moos zu einem Kranze zu suchen; ihr Lämmchen, welches gestern ein neues Halsband erhalten hatte, grasete wohlgemuth auf der Wiese. Da vernahm Iwanowa plötzlich ein Gebrause in der Luft, pfeilschnell schoß ein Adler herab auf die Wiese und entführte das Lamm hinauf in die Lüfte.

Aengstlich, mit Augen voll Thränen, sah Iwanowa zum Himmel empor, ihr Lämmchen war verloren, und laut schluchzend kam sie in der Hütte ihrer Mutter an, welche sich vergebens abmühte, ihre Tochter zu trösten. Jahre gingen dahin, Iwanowa war zur schönen Jungfrau aufgeblüht, und unter dem Namen: „die rothe Rose" in der ganzen Gegend bekannt. Ihr Lämmchen war nicht vergessen, aber doch verschmerzt, und ohne Traurigkeit weilte sie wieder auf der Wiese, wo sie oft als Kind gesessen hatte. Ihre Brüder und Schwestern waren verheirathet und Iwanowa wäre auch schon Braut gewesen, wenn nur Einer der vielen Freier, welche sich ihrer Hütte nahten, ihr gefallen hätte. Ihre Mutter dachte stets an die Prophezeihung, und hielt jeden Werber für zu arm und gering für ihre Tochter, und Iwanowa's Herz

blieb ungerührt, so viel Liebesklagen sie auch täglich vernahm.

Doch endlich rührte ein Jüngling ihr Herz; Jaromir, der muthigste, tapferste und reichste Jüngling in der Umgegend. Er war Leibjäger des Großfürsten und in seine Heimath zum Besuch gekommen. Hier sah er Iwanowa, welche er als Kind verlassen hatte, als hold erblühte Jungfrau, und sein ganzes Herz neigte sich ihr zu, voll Gluth und Treue.

Als er, Iwanowa's Liebe gewiß, um ihre Hand bei der Mutter warb, wollte sie Anfangs nicht einwilligen, denn sie hoffte, an die Prophezeihung gedenkend, auf einen noch reichern, vornehmern Freier; aber Jaromir's und Iwanowa's vereinigte Bitten drangen ihr endlich die Einwilligung ab, und der Hochzeittag wurde auf den nächsten Sonntag festgesetzt, weil Jaromir nur kurzen Urlaub von seinem Gebieter erhalten hatte.

Nie gab es ein schöneres und glücklicheres Paar, als Jaromir und Iwanowa, Beide liebten sich von Herzen, Beide schwuren einander ewige Liebe und Treue, und sahen einer Zukunft voll Wonne und Glück entgegen.

Zu derselben Zeit begab es sich, daß der Großfürst von den Großen seines Reichs und dem Volke angefleht wurde, sich zu vermählen, damit sein Stamm nicht ausstürbe.

Der Großfürst zeigte wenig Neigung, sich zu vermählen, aber er sah ein, daß seine Unterthanen Recht

hatten, und beschloß, ihren Wunsch zu erfüllen, ohne dabei auf Geburt und Rang zu sehen. Dem Zufall wollte er die Wahl überlassen.

Als er nun eines Tages in der Nähe des Dörfchens jagte, in welchem Iwanowa wohnte, ward ihm gar seltsam zu Muthe; so weich und bewegt war er niemals gewesen. „Heute will ich wählen!“ sagte er zu sich selbst, und indem er den Falken steigen ließ, sprach er zu ihm: „Steige Du, mein Falke, sey Du mein Brautwerber, wo Du niederschießest, will ich die Braut mir suchen!“

Und als verstünde der Falke seinen Herrn, so schaute er ihn an und fuhr empor in die Lüfte, immer fort fliegend nach Norden, und der Großfürst spornte sein Roß und folgte dem Falken bis zu dem nächsten Dorfe, wo sich derselbe niederließ.

Der Großfürst winkte seinem Gefolge und rief ihm zu: „Bereitet Euch, Eure künftige Großfürstin zu begrüßen, denn bei meiner fürstlichen Ehre jetzt will ich mir eine Gemahlin wählen, und die schönste, unbescholtenste Jungfrau dieses Ortes soll es seyn.“

Als der Großfürst diese Worte gesprochen, ritt er mit seinem Gefolge in das Dörfchen ein. Da kam harmlos und glücklich, geschmückt, um dem Geliebten entgegen zu gehen, Iwanowa des Weges daher. Als der Großfürst die seltene Schöne erblickte, sprang er rasch vom Rosse, und sie bei der Hand fassend rief er: „Seht hier Eure künftige Großfürstin!“

Iwanowa stand betäubt vor ihrem Gebieter; sie wurde auf ein Roß gehoben, ein Stallmeister faßte es am Zügel und schnell ging es fort mit ihr. Den andern Tag vermählte sich der Großfürst mit ihr und nach wenig Monden wurde die schöne Großfürstin begraben.

Die Erzählung war kaum zu Ende, als Pferdegetrappel auf dem Schloßhofe ertönte.

„Das werden unsere irrenden Ritter seyn!" rief der Oberst scherzend.

Die Thüre des Zimmers wurde geöffnet, und herein traten Arm in Arm Eugen und Werthen, Ersterer den linken Arm in einer Binde tragend.

„O mein Himmel! Sie haben einen Unfall gehabt!" rief Henriette, deren scharfes Auge sogleich den verwundeten Arm Eugen's entdeckt hatte, und sich vergessend, wollte sie dem Grafen entgegen stürzen, doch erröthend und beschämt blieb sie neben ihrem Stuhle stehen. — Doch Eugen nahte sich ihr, sank vor ihr nieder und flehte lächelnd und innig: „Vergebung!"

„Nun, was ist denn das?" fragte verwundert der Oberst.

„Der Graf und ich sind Ihre Arrestanten, mein Colonel!" versetzte Werthen, „wir haben uns duellirt, und ich war leider gezwungen, dem guten Grafen ein wenig zur Ader zu lassen, bevor es mir möglich war, ihn zu überzeugen, wie sehr ich Fräulein Julien liebe, daß

es dagegen dem Fräulein Henriette nie eingefallen sey, mich durch ihre besondere Gunst zu beglücken."

„Vergebung!" flehte Eugen nochmals, als Henriette tief verletzt sich von ihm wenden wollte. — „O, ich will ja reuig alles haarklein beichten und mich auslachen lassen, denn lächerlich wohl war meine Thorheit."

Und Eugen erzählte getreulich alles.

Die Frauen hörten ängstlich gespannt, der Oberst finstern Blickes zu, als aber Eugen mit gutmüthiger Selbstironie berichtete, wie seine Kampfeswuth eigentlich erst recht durch den siedendheißen Kaffee, womit er sich den Mund verbrannt, zur Berserkerwuth angewachsen, da lachte der Oberst herzlich und sprach: „Nun dann, der Aderlaß war Ihnen schon recht! Aber, junger Freund, danken Sie Gott, daß Ihr blinder Zorn, Ihr unbegründetes Mißtrauen keine größeren, unheilbareren Wunden verursachte. Henriette mag Ihnen verzeihen, doch bevor ich es gestatte, daß ein unauflösliches Band mit meinem theuren Kinde Sie vereinige, verlange ich, daß Sie Ihre Heftigkeit bezwingen lernen, und Sie werden Ihr Probejahr als freiwilliger Gefangener bei uns verbringen, unser guter Werthen ist mir sicher in Julien's Obhut."

Eugen gelobte freudig, seine Heftigkeit ganz und gar abzulegen. Henriette reichte ihm die Hand zur Versöhnung, Julie und Werthen scherzten über das Mißverständniß; alle Beängstigung verschwand, kaum in's Leben getreten, und die Glückwünsche, welche der Arzt und der Pre-

diger den verlobten Paaren abstatteten, beschlossen diesen Abend.

Wie sanft schlummerte Eugen diese Nacht, troz seiner Wunde.

Einhundert und erste Nacht.

Heute beendigte Werthen die Sage

Christoph Teuscher.

Wonnetrunken, selig erreichte Teuscher seine Behausung — jetzt war ihm das Leben erst aufgegangen in seiner Herrlichkeit und Lieblichkeit, jetzt empfand er es erst, was es bedeute, leben, lieben, glücklich seyn.

Aber zu mächtig war der Sturm seiner Empfindungen gewesen, zu rasch und plötzlich wechselnd hatten Schreck, Angst, Verzweiflung, Hoffnung und Freude sein Herz erfüllt, als daß die Kraft seines Körpers nicht wäre erschüttert worden; und wirklich zeigten sich auch bald die Folgen, denn noch in selbiger Nacht fühlte Teuscher die Vorboten eines hitzigen Fiebers bei sich im Anzuge. —

Noch nie hatte der Arzt sein Arcanum an sich

selbst versucht; denn er für seine Person hatte den Tod nie gefürchtet, ja wohl oft ihn sich herbei gewünscht. — Jetzt aber, da er liebte, da das höchste Erdenglück seiner harrte — jetzt dachte er es mit Schaudern, wie er ohne sein Arcanum vielleicht eben jetzt dem Tode hätte verfallen seyn müssen; eine entsetzliche Angst vor dem Tode, eine unbändige Lebenslust erfaßte ihn. Rasch sprang er auf, bereitete mit zitternden Händen die Mischung, schüttete sie in seinen Nachttrunk und leerte gierig den Becher bis zur Neige.

Da krachte plötzlich die Thüre auf, und mit einem possierlichen Sprunge stand der Hanswurst vor Teuschern. Dieser fuhr zurück und fragte zürnend: „Was willst Du, Gesell, zu so später Stunde, und wie darfst Du es wagen, ohne meine Erlaubniß Dein Gemach zu verlassen?"

Der Hanswurst aber lachte mit heiserer Kehle, und kicherte dann: „Mein Kämmerlein hab' ich verlassen, habt mich lange d'rin gefangen gehalten, Herr Doctor, jetzt will ich Euch ein Kämmerlein anweisen!" Somit zog er langsam, langsam die Larve vom Gesichte, und ein Todtenschädel grinste Teuschern an. Teuscher schien von dem entsetzlichen Anblick nicht überrascht, und nur mit einem Ausdruck von Mitleid und Ekel wandte er sich ab, indem er befehlend rief: „Die Larve vor, Unglücklicher! Du weißt es, daß ich Deinen scheußlichen Anblick nicht ertragen will."

Der Hanswurst aber grinsete: „Armes Erden-

würmlein, wie stolz und eitel er ist auf das Bischen Fleisch und Blut über seinem Knochengerüste! Aber Teuscher, innerhalb dreier Tage wirst Du seyn wie ich, und nach dreimal dreien Tagen wirst Du seyn Staub. Erkenne mich, ich bin nicht ein ärmlicher Menschenwurm, der, weil er unversehens zu viel von dem Arcanum verschluckte, zum Gerippe abmagerte, wie solches Dir der alte Hexenmeister schadenfroh log. Ich bin der König der Welt, der Tod selbst, dem Du zu trotzen wagtest, welchen Du bezwingen wolltest, und der Dich jetzt davon führt aus dem lichten, blühenden Leben in die tiefe, schauerliche Grabesnacht. Teuscher! Du hast mit fieberisch zuckenden Händen diesmal die rechte Mischung des Arcanums verfehlt, und statt Leben wird Dir Vernichtung." Und als der Tod so geredet, da verschwand er.

Teuscher's Diener fand seinen Herrn am andern Morgen leblos auf dem Zimmerboden ausgestreckt, nur mit Mühe brachte er ihn wieder zu sich — aber todtenfahl war Teuscher's Gesicht, und von Minute zu Minute magerte er ab, so daß er nach dreien Tagen einem scheuslichen wandelnden Gerippe glich.

Er begehrte sein Testament zu machen, und verordnete am Schlusse desselben, daß zum ewigen Andenken an sein schauerliches Geschick über seinem Grabe ein Steinbild errichtet werde, ihn selber darstellend in seiner jammervollen Gestalt.

Nach dreimal dreien Tagen waren Teuscher's

Leiden geendet. Ueber seinem Grabe auf dem Johanneskirchhof erhebt sich noch bis auf diesen Tag das von ihm angegebene Denkmal.

Hier endete von Werthen; Alle waren ergriffen von der Mittheilung, und gestanden, daß diese Sage eine der grausigsten sey, welche es gäbe.

„Und welche wir in den Hundert und ein Nächten, seit wir uns allabendlich zum Mährchen- und Sagenerzählen vereinigten, hörten," fügte der Oberst hinzu, und als ihn alle lächelnd ansahen, fuhr er fort: „Ja, meine Lieben, heute ist es eben die Hundert und erste Nacht, seit jener, in welcher Freund Eugen unserm Kreise durch eine besondere Fügung zugeführt wurde, und ich fürchte fast, es wird für längere Zeit mit unsern Mährchennächten nichts mehr seyn, da ich diesen Nachmittag eine Nachricht erhielt, welche mich veranlaßt, morgen früh eine Reise nach der Residenz zu unternehmen, von welcher ich wohl erst in einigen Wochen zurückkehren dürfte. — Damit mir aber von unserer letzten Nacht nicht eine gar zu grausige Erinnerung bleibt, und auch Euch nicht, so sey es mir gestattet, Euch noch eine ungarische Sage mitzutheilen, und zwar, wie sie einer unserer jüngern, gefeiertesten Dichter, Karl Beck, in seinen kürzlich erschienenen stillen Liedern singt." Und der Oberst sprach das nachfolgende Gedicht:

Jànossjk.

In blankem Golde wallt das Korn,
Die Sonne, die scheidende, zittert;
Es blinkt sein Dolch, es klirrt sein Sporn,
Sein braunes Auge gewittert.
Im schwarzen Haare saust der Wind, —
So steht er mit drohenden Armen.
Drei Kreuze schlägt der Bauer geschwind,
Erbarmen, stöhnt er, Erbarmen.

Wie die Sonne sein Mantel glüht und sprüht
Der rothe, mit gold'nem Geschmeide,
Es ebbt, es fluthet, es wallt sein Gemüth,
Wie das Korn auf der träumenden Weide.
So steht er trotzig, es schwellt der Wind
Sein grünes, verbrämtes Hemde, —
Drei Kreuze schlägt der Bauer geschwind —
Wer war's? — „Nur stille! — der Fremde."

Er lagert im Grase, er starrt hinein
In die munt're, murmelnde Quelle,
Sieht trinken den silbernen Mondenschein
Aus der wogenden, wallenden Welle.
Am Ufer wandelt die Müllerin,
Den Säugling auf üppigen Armen,
Sie schaut, sie knieet, sie sinket hin.
Erbarmen, stöhnt sie, Erbarmen!

Wie der Mondenschein, so sprüht, so blüht
Sein Gürtel, aus Silber gesponnen;
Es ebbt und fluthet und wallt sein Gemüth
Wie die Wellen im rieselnden Bronnen.
Das bebende Weib erkannte geschwind
Das grüne, verbrämte Hemde, —

Und heimlich bekreuzt es ihr weinend Kind, —
Wer war's? — „Nur stille! — der Fremde."

Es lodert der Abend in Purpurglut,
Hoch über dem einsamen Walde.
Berauscht vom schäumenden Traubenblut
Entschlummert, entschlummert er balde.
Da träumt er von verlorner Schlacht,
Von Verrath in Liebchens Armen.
Und ruft, vom wüsten Schlaf erwacht,
Zum ersten Mal: „Erbarmen!"

Und wie die Röthe des Abends glüht,
So glüht der Busch auf dem Hute;
Es wirbelt, es wettert, es wallt sein Gemüth,
Wie der Geist im Traubenblute.
Da forscht er, wo die Genossen sind
Im grünen, verbrämten Hemde,
Und stößt in's schmetternde Horn geschwind, —
Wer war's? — „Nur stille! — der Fremde."

Laßt schnurren das Rädlein, laßt spinnen den Strick,
Der Räuber, der wird ihn zerreißen!
Der finstere Räuber Jánossik,
Der König der Wälder geheißen.
Der König der Wälder im Ungarland,
Der kühne, gefürchtete Fremde,
Mit rothem Busch und rothem Gewand,
Im grünen, verbrämten Hemde.

Schluß.

Und mit diesem schönen Gedichte sey meine Hundert und eine Nacht beschlossen. Erfreute sich diese Sammlung eines ähnlichen Beifalls, wie meine abendländische Tausend und eine Nacht, so dürfte es vielleicht möglich seyn, daß ich meinen freundlichen Lesern noch auf demselben Felde wieder begegnete, da mein gesammelter Sagen- und Mährchenschatz noch lange nicht erschöpft ist.

Gegen einen Vorwurf eines übrigens mir höchst günstigen Beurtheilers meiner Tausend und einen Nacht muß ich mich verwahren. Herr v. Wachsmann, der geschätzte Novellist, äußert nämlich in der Abendzeitung sein Bedenken: daß ich auch neuere Mährchen und Sagen, ja ganz moderne Bearbeitungen in meine Sammlung mit aufgenommen habe.

Hierauf erlaube ich mir die Bemerkung: daß schon der Titel meines Werkes auf eine (möglichst) vollständige Sammlung aller europäischen Mährchen und Sagen hinweiset, ich also neuere Sagen keineswegs unbeachtet lassen durfte. Hierzu kommt aber noch: daß sehr viele ältere Sagen durchaus keinen Werth haben, ja oft gerade zu verwerflich sind, so daß die Aufnahme derselben in eine neuere Sammlung zu gerechtem Tadel Anlaß gäbe. Dagegen existiren viele neuere, ja moderne Mährchen und Sagen, welche es verdienen, recht eigentlich Volkssagen zu werden — und solche Sagen und Mährchen mit aufzunehmen, schien mir Pflicht, nicht nur gegen meine mitstrebenden Zeitgenossen, sondern auch unsere Nachkommen, welche dieses Feld neu bestellen werden. Und so gehe denn auch dieses Büchlein in alle Welt und grüße mir alle Günstigen!

Dresden, im Christmond 1839.

J. P. Lyser.

Inhaltsverzeichniß des ersten Bandes
der
Einhundert und einen Nacht.

---

besten Operetten benutzt wurde, so wie — mit Abweichung — von Kotzebue zu eine Posse, brauche ich mich hoffentlich nicht zu rechtfertigen! nur so viel: wir Deutsche besitzen noch keine Sammlung jener artigen Mährchennovellen, wie deren die Italiener und Spanier, welche wir so sehr bewundern, haben, und doch fehlt es uns durchaus nicht an Stoff dazu, ja wir sind überreich an Geschichten derlei Art. Ich erinnere hier nur an die köstliche Geschichte von dem betrunkenen Bauer, dem da weiß gemacht wird, er sey in die Hölle gekommen, ferner an die Geschichte des in einen Pudel verwandelten Amtmanns, an den Bettelstudent (von Hans Sachs dramatisirt) und so vieler andern ähnlichen altdeutschen Geschichten, die das Mittel halten zwischen Sage, Geschichte und Mährchen. Hier ist ein noch weites, unbenutztes Feld für den Sammler, und bedarf nur eines richtigen Sinnes und einiger Kenntniß, um hier mit leichter Mühe wahre Schätze an's Tageslicht zu fördern.)

14) Die fünf Schwestern von York (nach Charles Dickens [Boz]).

15) Das Vermächtniß der Burgfrau (aus dem Harz, dort mündlich).

Zweiter Band.

1) Die Meistersänger auf der Wartburg (von E. T. A. Hoffmann).

2) Die prophetische Stimme. (Neugriechisch, aus der Zeitschrift Ost und West.)

3) Dummdusel und Klugspitz. (Mündlich im Meißnerlande, auch im Holsteinischen und Lübeckischen. Merkwürdig ist die Aehnlichkeit dieses Mährchens mit dem morgenländischen Ali Baba, oder die vierzig Räuber, so wie auch, daß in allen den drei deutschen Mährchen Dummdusel als der dumme Junge von Meißen aufgeführt wird, obgleich im Holsteinischen

---

Dritter Band.

Vierter Band.

U. Wis.
7-22-49

